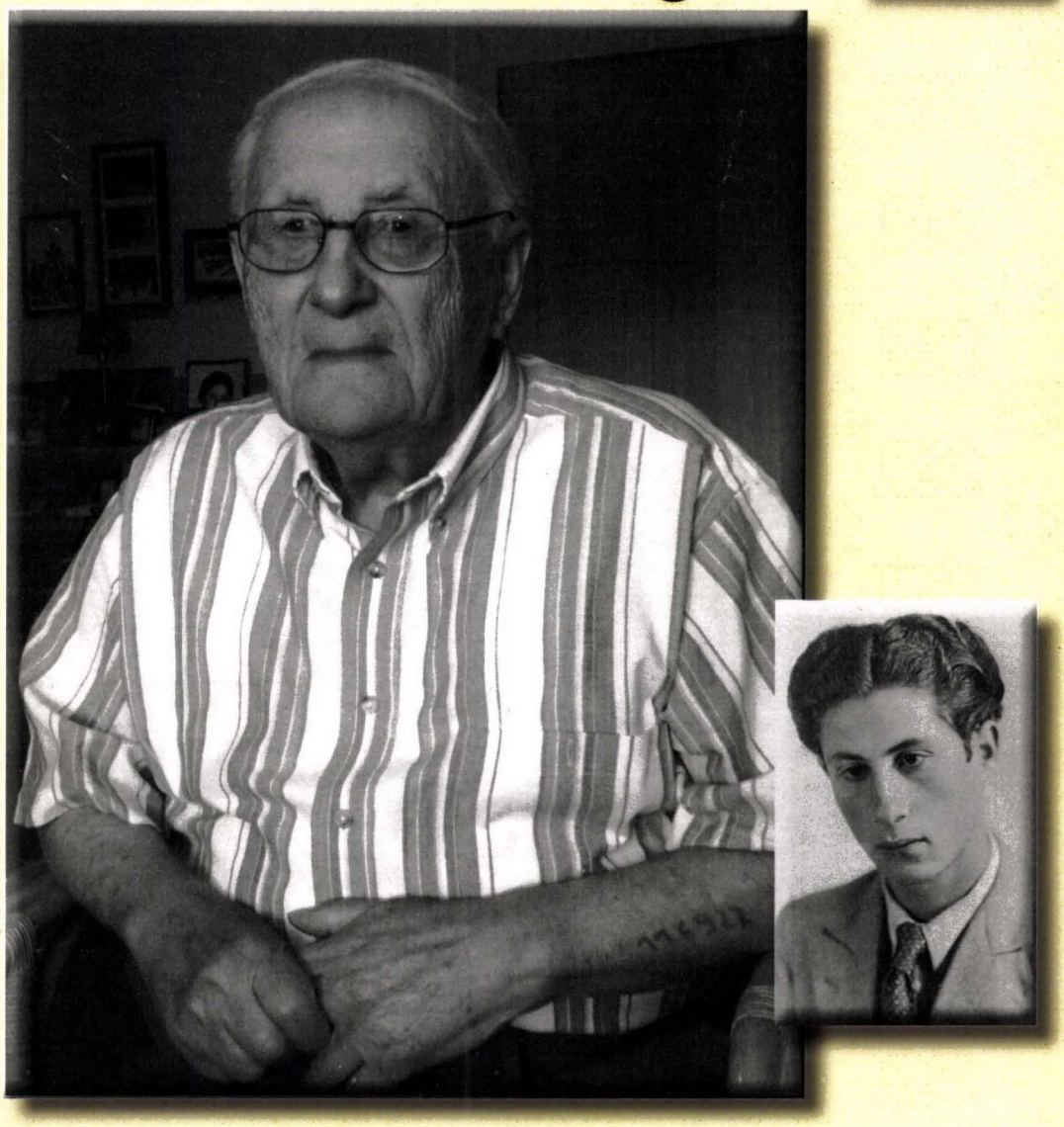
Heinz J. Giermanns

Einer von uns:
Albrecht Weinberg





Leiden an Deutschland

Einer von uns:

Albrecht Weinberg

Leiden an Deutschland

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

(c) 1. Auflage 2014

Redaktion: Redaktionsbüro hegPress
Heinz J. Giermanns
Plümers Kamp 39
26817 Rhauderfehn

Infos und Bestellung unter: www.hegpress.de

Das Buch ist beim Redaktionsbüro hegPress, im Buchhandel und an weiteren Verkaufsstellen erhältlich. Letztere sind ebenfalls auf der Internetseite www.hegpress.de aufgelistet.

Preis: 19,50 Euro

Zum Inhalt:

Vorwort	4
Einleitung	6
Antisemitismus war der Motor des Judenhasses	7
Kindheit in Westrhauderfehn	23
Wie Mitbürger die fehntjer Juden sahen	52
Erklärungsansätze für Unerklärliches	55
Weitere jüdische Familien auf dem Fehn	69
Erzwungenes Leben in Leer	78
Glücklich im „ZAL" Groß Breesen	98
Zwangsarbeit im „ZAL" Wulkow	107
Berlin als Vorhof der Hölle	113
Auf dem Weg zur Hölle Auschwitz	117
Transport in die Hölle	122
Auschwitz III, Monowitz: Leiden für Profit	127
Todesmarsch nach Gleiwitz	149
Mittelbau Dora: Leiden an „Wunderwaffen"	157
Bergen-Belsen: Endstation Tod, oder . . . ?	162
Aufrappeln nach der Befreiung	177
Schicksal des Dieter (Diedrich) Weinberg	187
Zum Schicksal von Friedel Weinberg	197

Seite

Neues Leben in den USA	198
Zu Gast in Rhauderfehn	223
Zurück in die fremde Heimat	228
Meine erste Begegnung (Bernd-Volker Brahms)	231
Gedenken an die Befreiung vor 69 Jahren	236
Zum Gedenken in Bergen-Belsen	239

Titelbild: Thorsten Bethke

Danksagung:

Der Dank des Autors gilt allen, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Ohne die informativen Gespräche, Tipps und Materialien wäre dieses Buch nicht zustande gekommen.

An herausragender Stelle gilt mein Dank Helma Heinze für die vielfältige Unterstützung. Zum Gelingen dieses Buches haben außerdem Herbert und Ingrid Broich, Klaus Schökel, Bernd-Volker Brahms und Inge Florian beigetragen. Für die Unterstützung im Hintergrund bedanke ich mich bei meiner Frau.

Darüber hinaus gilt mein Dank:
- dem Landkreis Leer
- der Stadt Leer, insbesondere den Mitarbeiter/Innen des Stadtarchivs
- der Gemeinde Rhauderfehn
- der Ostfriesischen Landschaft, Aurich
- der Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg
- der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen
- der KZ-Gedenkstätte Mittelbau Dora, Nordhausen
- dem Internationalen Suchdienst, ITS, Bad Arolsen

Vorwort

Es gibt Erinnerungen, die bleischwer auf der Seele lasten. Es gibt traumatische Erlebnisse, die Menschen ihr ganzes Leben begleiten. Es gibt unvorstellbares Leid, für das es keine Linderung gibt. Es gibt unvorstellbare Verbrechen, die nie vergeben werden können. Wenn es trotz allem Hoffnung gibt, die Hoffnung, dass aus Leid, Demütigung, Entrechtung und Verbrechen Verständnis für Andersartiges, für Fremdes wächst und sich daraus die Chance für ein friedliches Zusammenleben ergibt, dann sind sechs Millionen Juden nicht umsonst gestorben.

Dass 56 ehemalige Bürger der Stadt Leer, die es zum Teil infolge des Nazi-Terrors zwangsweise dorthin verschlagen hatte, im Jahr 1985 erstmals und danach wiederholt die Einladung der Stadt Leer annahmen, „und die zur Versöhnung ausgestreckte Hand" ergriffen, wie es oft formuliert wurde, lässt sich im Nachhinein als der Beginn eines neuen Verhältnisses zwischen Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugung verstehen, die früher wie selbstverständlich miteinander gelebt hatten, auch wenn das Verhältnis in der Historie nie ganz unbelastet war.

Das in Westrhauderfehn gebürtige Geschwisterpaar Weinberg, Albrecht und die im Mai 2012 verstorbene Friedel, stehen in diesem Buch stellvertretrend für jene ehemaligen Mitbürger, die uns heute die Chance zur Versöhnung bieten. Dies ist umso bemerkenswerter, als die beiden eigentlich mit der Heimat ihrer Kinderjahre nie wieder etwas zu tun haben wollten. Selten waren Rosen so wirkungsvoll wie jene, die den Geschwistern im Jahr 1995 von Lehrer Johann Janssen und seinen Realschülern aus Rhauderfehn beim jüdischen Friedhof in Leer überreicht wurden. Sie haben das Umdenken der beiden gebürtigen Fehntjer eingeleitet. Noch heute, fast 20 Jahre nach diesem Ereignis, sagt Albrecht Weinberg, dass man sich dies nicht habe vorstellen können. Seine Schwester und er seien von dieser Geste überwältigt gewesen.

Ihre ablehnende Haltung gegenüber ihrer früheren Heimatgemeinde ist längst der Freude darüber gewichen, dass sie in Leer wie in Rhauderfehn Anerkennung, Achtung und Freunde gewonnen haben, die „bald wichtiger als Familie sind." Dies gilt insbesondere für die gelernte Altenpflegerin Gerda Dänekas, die die Geschwister Weinberg seit ihrer Rückkehr nach Leer betreut hat und Albrecht Weinberg seit dem Tod seiner Schwester weiter unterstützt.

Möglich wurde dieses „Angebot" zur Vesöhnung durch das ehrenamtliche Engagement des Lokalhistorikers Johannes Röskamp und des ehemaligen Leeraner Bürgers Erich Abt, die inzwischen beide verstorben sind. In fast vierjähriger „Detektivarbeit" haben Röskamp und Abt die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass dieses erste Treffen im Jahr 1985 stattfinden konnten. Sie haben die Adressen der „Ehemaligen" zusammengetragen und vor allem haben

sie die Grundlage für das gegenseitige Vertrauen neu geschaffen. Sie waren es schließlich auch, die die Stadt Leer „in die Spur" brachten, und auch für die inhaltliche Vorbereitung des ersten Treffens leisteten sie wichtige Unterstützung.

Leben und Schicksal des Albrecht Weinberg sind einmalig, und zugleich stehen sie für Millionen andere Leben, für Menschen, die wie er unter dem Naziterror gelitten haben und millinenfach ermordet wurden. Seine Geschichte ist die von Millionen, seine Geschichte ist unsere Geschichte.

Durch seine Geschichte wird nachvollziehbar, dass das Unrecht, das den jüdischen Mitbürgern im Namen des deutschen Volkes angetan wurde, nicht nur von einer abgehobenen fanatisch-antisemitischen Clique um den selbsternannten „Führer" begangen wurde, sondern auch vor Ort in Rhauderfehn, Leer, Weener und anderswo. Wir waren es auch, die ehemaligen Mitbürger, Nachbarn und Klassenkameraden, die Lehrer und die örtlichen Jugend- und Parteifunktionäre sowie die sonstigen Einwohner, die weggeschaut haben und nicht wissen wollten, was wir hätten wissen können.

Seit seiner Rückkehr nach Deutschland ist er ein gefragter Zeitzeuge, der bei vielen Veranstaltungen Gelegenheit gibt, das Grauen des braunen Terrors nachvollziehbar kennenzulernen. Dabei vermittelt er glaubwürdig, dass es zum friedlichen Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugung und Gesinnung keine Alternative gibt.

Vor dem Hintergrund seiner eigenen Geschichte weist er im Gespräch häufig darauf hin, dass die schreckliche Vergangenheit in anderen Teilen der Welt ihre aktuelle Fortsetzung findet. Dagegen müsse ebenso vorgegangen werden, wie gegen die antisemitischen Aktivitäten, die es auch auf deutschem Boden immer noch oder wieder gibt. Die Besudelung der „Stolpersteine", die in Rhauderfehn zum Gedenken an die ehemaligen jüdischen Mitbürger verlegt wurden, mit Farbe, ist ein Indiz dafür, dass das Ewiggestrige auf dem Fehn noch lebendig ist.

Um so wichtiger ist es, dass in Leer, in Rhauderfehn und überall anderswo immer wieder Zeichen gegen Faschismus, Fremdenhass und Ausgrenzung gesetzt werden.

Albrecht Weinberg, der allen Grund hätte, die „ausgestreckte Hand" auszuschlagen, zeigt durch seine Bereitschaft zur Versöhnung und durch sein Engagement selbst im hohen Alter von fast 90 Jahren den einzig gangbaren Weg in eine friedliebende Zukunft. Die Hindernisse auf dem Weg dorthin müssen wir gemeinsam aus dem Weg räumen.

Einleitung

Leben und Schicksal des Albrecht Weinberg führen von Westrhauderfehn in drei Konzentrationslager und damit in unser aller Vergangenheit. Zum Verständnis wird im ersten Kapitel dieses Buches beschrieben, wie sich der Antisemitimus auf dem Fehn dargestellt hat, wie er hier publizistisch und politisch gefördert und in die Bevölkerung getrieben wurde.

Vor diesem Hintergrund werden die Kindheit von Albrecht Weinberg und seine Geschichte sowie das Leben der engeren und weiteren Verwandtschaft und anderer jüdischer Familien beschrieben. Dabei wird deutlich, dass und wie die anstisemitische Politik der NSDAP auch vor Ort das Leben für die jüdische Bevölkerung nach und nach unerträglich machte. Die Basis für die allmähliche Entrechtung der jüdischen Mitbürger bildete der Hass, der den Juden offen entgegenschlug. Mit 15 „Erklärungsansätzen für Unerklärliches" spürt der Autor der Frage nach, wie dieser Hass entstehen und sich im Bewusstsein vieler Menschen festsetzen konnte.

Mit dem Verweis der Weinberg-Kinder von ihren Schulen und ihrer damit verbundenen zwangsweisen „Ausbürgerung" aus Rhauderfehn, begann die zweite Etappe des Leidensweges der Familie. Durch die Ereignisse der „Pogromnacht" vom 9. auf den 10. November 1938 wurde das Leben für die Familie unerträglich. Der Vater wurde vorübergehend in ein KZ deportiert. Dieter kam jetzt in der jüdischen Gartenbauschule in Ahlem unter, Friedel und Albrecht erlebten auf dem Gut in Groß Breesen die seit langem und für lange schönste Zeit. Dann wurden sie zur Zwangsarbeit in den Raum Berlin verschleppt. Von dort ging es in das KZ Ausschwitz, ihr Bruder Dieter war bereits dort. Der Weg der Brüder führte gegen Kriegsende gemeinsam auf den Todesmarsch nach Gleiwitz und von dort in das KZ Mittelbau Dora. Friedels Weg führte von Auschwitz in das KZ Ravensbrück, von dort in die Munitionsfabrik in Malchow und nach Neustadt-Glewe. Während Dieter von Dora nach Mecklenburg transportiert wurde, kam Albrecht nach Bergen-Belsen. Die Eltern wurden wurden 1940 von Leer nach Berlin deportiert. 1943 kamen sie in das KZ Theresienstadt und am 1. Oktober 1944 nach Auschwitz

Nach der Befreiung fanden sich Friedel und Albrecht in Hannover und beschlossen, in die USA auszuwandern. Dieter schaffte es nach Leer. In der Nähe dieser Stadt starb er 1946 bei einem Unfall. Die beiden anderen Geschwister lebten bis Februar 2012 in den USA, von wo aus sie ihre alte Heimat mehrmals besuchten. Das Leben in den USA war kein reines „Zuckerschlecken".

Im Februar 2012 kamen Friedel und Albrecht Weinberg nicht ganz freiwillig zurück nach Deutschland, wo Friedel im Mai 2012 verstarb. Ihr Bruder Albrecht hilft seitdem als Zeitzeuge, die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus wachzuhalten.

Antisemitismus war Motor des Judenhasses

Der Judenhass der Nationalsozialisten hat seine Wurzeln im Jahrhunderte alten Antisemitismus, der jüdische Mitbürger zu allen Zeiten drangsalierte, ihre Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten beschnitt, ihr Leben bedrohte und zu ihrer Ermordung führte, sie aus ihrer jeweils angestammten Heimat vertrieb.

Die Theologin Dr. Melanie Mordhorst-Maier, in der Evangelisch Lutherischen Landeskirche Hannover zuständig für das Arbeitsfeld „Kirche und Judentum", führte den Ursprung des Antisemitismus in einen Vortrag bis in die Zeit der Entstehung der christlichen Kirche vor fast zwei Jahrtausenden zurück und machte ihn an den beiden fiktiven Personen „Ecclesia" und „Synagoga" fest. Während erstere für das Christentum steht, symbolisiert zweitere das Judentum. Sie beleuchtete die inhaltliche Befrachtung der beiden Figuren aus der christlichen Perspektive und zeigte auf, dass sich diese Inhalte im Laufe der Jahrhunderte zwar änderten, gleich blieb aber, dass „Synagoga" mit negativen Attributen belegt wurde. Sichtbaren Ausdruck findet dies unter anderem in der christlichen Kunst, wo diese Figuren bis heute beispielsweise christliche Gotteshäuser zieren.[1]

Antisemitismus bis in die Zeit des Urchristentums nachgewiesen.

„Der Antisemitismus hat eine lange Geschichte", heißt es bei Fred Hahn. „Es gibt ihn seit dem Anfang der Diaspora und der Verbreitung der Juden in Europa und ist bis heute politisch oder eine Kombination davon (vermutlich ist eine Kombination von Diaspora und Politik gemeint, Red.). Der Nationalsozialismus schließlich eignete sich den Rassenantisemitismus an und machte ihn zu einem seiner wichtigsten Programmpunkte und zu seinem wirkungsvollsten Propagandamittel. Der Erfolg der Ideologie von Rasse, Blut und Boden wäre ohne die lange Tradition des Antisemitismus und des Judenhasses nicht

1 Von Mordhorst-Mayer benutzte Literatur: Jochum, Herbert: Ecclesia und Synagoga. Das Judentum in der christlichen Kunst. Ausstellungskatalog. Alte Synagoge Essen – Regionalgeschichtliches Museum Saarbrücken, 1993.

Liebeschütz, Hans: Synagoge und Ecclesia. Religionsgeschichtliche Studien über die Auseinandersetzung der Kirche mit dem Judentum im Hochmittelalter, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1983.

Maurer, Wilhelm: Kirche und Synagoge, Stuttgart 1953.

Rengstorf, Karl Heinz/von Kortzfleisch, Siegfried: Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden. Darstellung mit Quellen, 2 Bände, München 1970.

Seiferth, Wolfgang: Synagoge und Kirche im Mittelalter, Kösel Ver lag, München 1964.

möglich gewesen. Allerdings hatte Hitler mächtige Hilfe in der Hoffnung des deutschen Volkes gefunden - auch derjenigen, die mit seinen Theorien nicht übereinstimmten und nicht Opfer der ständigen Propaganda wurden -, dass er die Größe Deutschlands wiederherstellen werde und das in Versailles verübte Unrecht beseitigen werde."[2] In die folgenden Ausführungen fließen Erkenntnisse aus der Lektüre der zeitgleich erschienen Zeitungen „Ostfriesische Tageszeitung" (OTZ), „Rheiderland-Zeitung" (RZ) und „General-Anzeiger" (GA, der zunächst „Anzeiger für Oberledingerland" mit verschiedenen Titelzusätzen geheißen hatte) ein.

Im Vergleich: intensivste antisemitische Berichterstattung im heutigen „General-Anzeiger", Westrhauderfehn.

Soweit die Artikel im überregionalen Teil der Zeitungen erschienen, sind sie inhaltlich deckungsgleich. Im lokalen Teil unterscheiden sie sich. Indem wir uns auf die Berichterstattung der Themen konzentrieren, die Juden betreffen, lassen sich große Unterschiede feststellen. Während die von den Nationalsozialisten gegründete OTZ auch im Lokalteil für die Leser in Leer und Umgebung wie zu erwarten allegmein judenfeindlich berichtete, waren die Artikel über „jüdische Angelegenheiten" im lokalen Teil des GA häufiger und detaillierter. Noch deutlicher fällt der Unterschied im Vergleich mit der wie der GA privat geführten RZ aus. Zwar wurde auch in der RZ über lokale „jüdische" Themen berichtet, aber solche über Veranstaltungen der „Stürmer-Freunde" oder ausführliche Artikel über die Aufstellung von „Stürmer-Kästen" wie im GA findet man in der RZ nicht.

Die antijüdische Agitation im hiesigen Raum hat spätestens 1898 begonnen. In jenem Jahr erschien im Januar im „Leerer Anzeigeblatt (LA) eine kleine Anzeige, mit der die „lieben jüdischen Mitbürger" aufgefordert wurden, der Veranstaltung des Hermann Ahlwardts in Leer fernzubleiben, der nur seine Taschen füllen wolle. Ahlwardt, der mit einem Mandat der „Deutschkonservativen Partei" im Reichstag saß, war als antisemitischer Hetzer bekannt. Während der Abgeordnete seine antijüdischen Tiraden in der Region lediglich in einigen wenigen Veranstaltungen verbreiten konnte, gilt der Borkumer Pastor Ludwig Münchmeyer als erster Dauer-Agitator in der Region. Gefolgt wurde er diesbezüglich von dem deutschchristlichen Pastor Heinrich Meyer aus Aurich, beide schon Jahre vor der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten.

Dass diese Hetze vielfach auf fruchtbaren Boden fiel, mag teils daran liegen, dass es bequem ist, in einer schwierigen Situation einen „Buhmann" zu haben, dem man die Schuld für alles geben kann, was schief läuft. Zum anderen fiel die Agitation mit einem latenten, unbewusst gelebten Antisemitismus zusammen. Für jene, die sich nicht mit dem Judentum befasst hatten, mögen die Weinbergs wegen der Eigenarten ihrer Religion Sonderlinge gewesen sein. Hannes Lücht, selbst im Untenende von Westrhauderfehn aufgewachsen, nennt zwei Indizien, die ein Schlaglicht auf die Haltung der Fehntjer gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern werfen.

2 Hahn, Fred: Lieber Stürmer, Leserbriefe an das NS-Kampfblatt 1924 bis 1945, Stuttgart 1978, Seite 12

Der Antisemitismus scheint sich schleichend und unbewusst entwickelt zu haben, lange vor 1933. Wie selbstverständlich wurden Erdnüsse, die es auf dem Fehn vergleichsweise früh zu kaufen gab, „Jödennöten" (Judennüsse) genannt. Kinder, die genau hinsahen, erkannten an der Spitze der Nuss, dort, wo das Samenkorn sitzt, dass das Korn eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Bart eines Juden hatte. Dann hieß es schon einmal: „Da sitzt ein Jude drin." Wenn es Lehrern in der Schule oder Eltern daheim zu laut zuging, gab es oft einen allgemein bekannten Ausspruch zu hören: „Dat geiht doar her as in en Jödenschool". Stand ein Stein hoch, über den man stolperte, hieß es: „Da liegt ein Jude begraben", und in den Wieken saß der „Busjöd", der die Kinder griff, die sich zu dicht an das Wasser wagten.

Exkurs: der latente Antisemitismus hat Ursachen, die sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Wir blicken beispielhaft ins 19. Jahrhundert.

Lange bevor Juden in Deutschland und dann von Deutschen europaweit gewaltsam verfolgt und millionenfach ermordet wurden, trachtete man ihnen in anderen Staaten nach dem Leben. So sahen sie sich beispielsweise im zaristischen Russland massiver Verfolgung ausgesetzt, die zu ihrer Vertreibung führte. Auf der Suche nach einer neuen Bleibe, von Heimat mochten sie kaum reden, kamen viele in das Deutsche Reich. Unter ihnen auch orthodoxe Juden, die, anders als ihre sonstigen Glaubensgenossen, durch ihr Aussehen mit Bart und Haarlocke im Ortsbild auffielen. Der latente Antisemitismus in Deutschland, der sich bis dahin überwiegend auf die religiösen Unterschiede zu Nichtjuden bezog, bekam jetzt nach und nach zusätzlich eine wirtschaftliche Komponente.

In seinem Buch „Zur Geschichte der Juden in Leer"[3] aus dem Jahr 1985 befasst sich der Historiker Johannes Röskamp unter anderem mit einem Leserbrief des jüdischen Kaufmanns Gerson Pels, der am 24. Juni 1891 in der „Ems-Leda-Zeitung" (ELZ) veröffentlicht wurde. Pels kritisiert hier die Vertreibung seiner Glaubensbrüder aus ihrer russischen Heimat. In dem Brief heißt es: *„Seit vielen Wochen durchwandern diese Unglückliche unsere Marken, um an einem Winkel der Erde Rast zu finden. . . Mögen die Unglücklichen Trost in tiefstem Leid empfangen, dass noch beim Unglück die Menschlichkeit, dass, je tiefer das Elend, desto höher schlägt des Fühlenden Herz, dass Menschenliebe nimmer vergeht."*[4]

1891: antisemitischer Leserbrief des Kaufmanns Wilhelm Hülsebus aus Steenfelde in der „Ems-Leda-Zeitung".

Dass nicht jedes Herz im Oberledingerland ein „mitfühlendes" war, geht aus einer Erwiderung des Kaufmanns Wilhelm Hülsebus aus Steenfelde hervor, der am 4. Juli 1891 in derselben Zeitung veröffentlicht wurde, anscheinend als Anzeige. Laut Röskamp vertritt Hülsebus die Auffassung, dass die Juden nur deshalb aus Russland vertrieben worden wären, *„weil die Juden überall ihre Hände im Spiel hätten und dabei dem russischen Volke beträchtlichen*

3 Röskamp, Johannes: Zur Geschichte der Juden in Leer, Leer 1985
4 Ems-Leda-Zeitung, 24. Juni 1891

Schaden zufügten." [5] In der sich jetzt entwickelnden öffentlichen Diskussion trat die unterschwellig vorhandene antijüdische Gesinnung zu Tage. *„Hier wurde deutlich"*, heißt es bei Röskamp weiter, *„dass neben jenen alten, aus religiösen Traditionen kommenden Motiven, die ‚rassischen' Argumente an Bedeutung gewannen und vor allem der wachsende Einfluss der Juden auf Wirtschaft und Kultur zum Vorwand des steigenden Antisemitismus wurde."*[6]

Starke aber nicht mehrheitsfähige antisemitische Aktivitäten in der Kreisstadt Leer.

Im Verlauf des Diskurses gründete sich unter anderem in Leer ein „Reformverein", dessen Mitglieder die Juden als Gefahr für Deutschland ansahen und vor einer Überfremdung warnten. Ziel des Vereins war es, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung von Juden mit ihren nichtjüdischen Mitbürgern aufzuheben. Dass diese Forderung in Leer nicht mehrheitsfähig war, dafür steht ein Artikel, der am Folgetag veröffentlicht wurde. In diesem Beitrag distanzierten sich Senatoren, Bürgervorsteher und Kaufleute aus der Ledastadt von diesem Verein. Dass Hülsebus mit seiner Auffassung nicht alleine stand, belegt eine postalische Zuschrift an ihn. Der namentlich nicht bekannte Absender muss aus dem hiesigen Raum stammen, da er sich die Zeitung hat nachschicken lassen. Am 6. Juli 1891 schrieb er an den Kaufmann aus Steenfelde: *„Auf einer Erholungsreise im Harz ist mir . . . (die Zeitung, Red.) nachgesandt und sehe mit Vergnügen daraus, dass Sie sich darin als ein fröhlicher Rufer im Streite wider Israel haben hören lassen und rufe Ihnen daher ein kräftiges Heil! zu. Hoffentlich geben Sie dadurch eine Veranlassung, dass diese Kardinal-Frage ersten Rangs auch bei uns endlich in Fluss kommt, denn mehr wie in irgendeiner andern deutschen Landschaft haben die Juden es in Ostfriesland verstanden, die Harm- und Arglosigkeit der Landsleute nach Herzenslust auszubeuten. Traurig, tief traurig ist es, dass die Presse so schrecklich wenig Muth besitzt, diese Sache zu der ihrigen zu machen; denn dass Ihr durch und durch wahrer und von sittlichem Unwillen erfüllter Artikel gar unter Annoncen gebracht wird, mehr können die Hebräer nicht verlangen, es ist wahrhaft zu beklagen, welche . . . Rücksicht auf diese verkommene Rasse genommen wird."*

Pastor Ludwig Münchmeyer nach dem Ersten Weltkrieg antisemitischer Hetzer in Ostfriesland.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs stagnierte die antijüdische Hetze, an der Front waren die jüdischen Mitbürger willkommen. Bald danach wurde sie unter anderem von dem Borkumer Pastor Ludwig Münchmeyer wieder angeheizt. Inspiriert scheint ihn die antisemitische Stimmung auf der Insel zu haben, die, obwohl nie Mehrheitsmeinung auf Borkum, von den vielen antisemitisch gesonnenen Urlaubern und Kurgästen getragen wurde.

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler begann die systematische Bekämpfung alles jüdischen, auch auf dem Fehn.

---

5 Ems-Leda-Zeitung, 24. Juni 1891

6 Röskamp, Johannes: Zur Geschichte der Juden in Leer, Leer 1984

Die Berichte in den Zeitungen liefern die Belege, und zwar ohne dass im Detail erklärt wird, warum die Juden eine Gefahr für das Vaterland sind. Los ging es im Frühjahr des Jahres 1933[7] mit einer „Protestversammlung", zu der im redaktionellen Teil des GA unter anderem mit dem Hinweis darauf eingeladen wurde, dass es eine „Stellungnahme gegen den Hass- und Lügenfeldzug der Juden" geben soll. In der Anzeige zu dieser Veranstaltung ist zu lesen: *„Gegen die Übergriffe des internationalen Judentums protestiert die gesamte deutsche Bevölkerung von Westrhauderfehn und Umgebung"*, im Saal Bahns. Später ist zu lesen: *„ . . . und im zweiten Teil in einer Ansprache des Ortsgruppenleiters Diedrich Müller (der sich, Red.) mit der Greuelhetze des internationalen Judentums befasste. Die Ausführungen der Redner ernteten stürmischen Beifall und Zustimmung."*

Jüdische Anwälte aus dem Gerichtsaal ausgesperrt.

Die Drangsalierung der Juden begann ebenfalls schleichend. Noch 1933 wurde mitgeteilt, dass jüdische Anwälte bei Gericht nur mit Zustimmung des preußischen Justizministers zugelassen werden dürfen. Als nächstes gingen die Machthaber daran, jüdisches aus der öffentlichen Sprache zu verbannen. „Man buchstabiert nicht mehr mit jüdischen Namen", ist eine Meldung im selben Jahr überschrieben, in der es heißt: *„Die Reichspostverwaltung wird demnächst ein neues deutschen Telefonalphabet veröffentlichen, in dem die bisher im geschäftlichen Verkehr gebrauchten jüdischen Namen David, Isidor, Nathan, Samuel, Zacharias usw. in Wegfall kommen und durch deutsche Namen ersetzt werden."*

Jüdische Namen aus Telefonalphabet gestrichen.

Jüdische Feiertage nicht mehr im Kalender aufgeführt.

Und es ging 1934 weiter: *„Der Reichsinnenminister hat alle Behörden gebeten, zu veranlassen, dass in den deutschen Kalendern die jüdischen Fest- und Feiertage nicht mehr aufgeführt werden."* [8]

Im selben Jahr wurde über den Tod des Mozes Cohen berichtet. Er, holländischer Staatsbürger, habe sich in seinem Haus erhängt. Er habe seinem Leben „ein Ziel gesetzt". Was ihn in den Tod getrieben habe, sei nicht bekannt. Zeitzeugen sehen das anders: Das Haus der Familien Cohen stand wie berichtet dort, wo heute der „Neue Weg" in die Rhauderwieke mündet. Eine Straßenverbindung gab es nicht, die „Ziegenstraße", wie der Neue Weg auch genannt wurde, bog vorher in südliche Richtung zum Bahnhof der Kleinbahn ab. Seit geraumer Zeit hatten sich die Gemeinderäte in Rhaudermoor um eine Straßenanbindung zur Rhauderwieke bemüht, aber sie waren an den Eigentumsverhältnissen gescheitert. Unter der nationalsozialistischen Regierung soll es gelungen sein, die Cohens zu enteignen, was den Familienvater in den Tod getrieben haben könnte.

Rudolf Schmidt, von dem den Zeitungslesern mitgeteilt wurde, dass er die Linie der „Deutschen Glaubensbewegung" vertrete, wurde als Redner im Saal

7 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt.

8 dito

Bahns vorgestellt. Anschließend war zu lesen: *„Der Redner verstand es in ganz geschickter Weise, seine Auffassung vom Wirken der überstaatlichen Mächte, worunter er vor allem das Judentum, den Ultramonetarismus, und die Freimaurerei verstanden wissen will, seinen Zuhörern vorzutragen."* Weiter wird erwähnt, dass ein Großteil der Aussagen Schmidts bereits von Lehrer Hayen aus Holterfehn (oder Idafehn) bekannt seien. In der Anzeige, mit der zu dieser Veranstaltung in den Saal Bahns eingeladen wurde, heißt es: *„Herr Rudolph Schmidt, Hannover spricht über: Rom, Juda und die deutsche Gotterkenntnis."*[9]

Eigentum der jüdischen Familie Gumpertz öffentlich versteigert.

Im selben Jahr 1935[10] wurde bekannt gegeben, dass die in der Rhauderwieke gelegene Besitzung der Familie Gumpertz öffentlich versteigert werde. Nachdem sich die Familie in die Niederlande in eine trügerische Sicherheit begeben hatte, war ihr Eigentum in Rhaudermoor enteignet worden. Bald begannen die Herrschenden in das Privatleben einzugreifen: *„Eine Eheschließung zwischen Ariern und Jüdin abgelehnt."* Der Anlass dieses Berichts war zwar auswärts angesiedelt, aber der Tenor betraf auch den hiesigen Raum, da der „Arier" Angehöriger der Wehrmacht war, dem die Eheschließung mit einer Jüdin durch das neue Wehrgesetz verboten wurde.

Während jetzt die antijüdischen Artikel im überregionalen Teil der Zeitung zunahmen, war im Sommer 1935 im Heimatteil des GA zu lesen: „Auch ein ‚Stürmerkasten' in Westrhauderfehn. Beim hiesigen Postamt ist jetzt *auch ein Aushangkasten für den ‚Stürmer' aufgestellt. Er fordert damit alle Volksgenossen auf, sich mit der Judenfrage zu befassen. Möge der ‚Stürmer', diese einzigartige Zeitschrift des Frankenführers Streicher, aufmerksame Leser und Leserinnen finden und dem Volksgenossen das wahre Gesicht des Juden, des Erzfeindes unseres Volkes, zeigen. Die Juden sind unser Unglück."*[11] Es waren fehntjer Bürger, die den Kasten jeweils mit den aktuellen Ausgaben des Blattes bestückten.

Friseure: „Juden werden hier nicht bedient".

Die antijüdische Propaganda der „Partei" begann allmählich auch in der Geschäftswelt Widerhall zu finden. Im August 1935 war im GA zu lesen: *„‚Juden werden hier nicht bedient'. Auf Anregung der Innungsversammlung der Friseure des Kreises Leer haben einige Frisöre von hier und aus der Umgebung bereits ein Schild mit der obigen Aufschrift an ihrem Geschäftslokal anbringen lassen."*[12] In anderen Geschäften im Untenende war Angaben von Zeitzeugen zufolge zu lesen: *„Trittst du in diesen Laden ein, soll dein Gruß ‚Heil Hitler' sein." (z.B. bei Olligs-Kramer)*

Man schrieb September 1935, als den Leserinnen und Lesern ein Bericht über eine Rede des „Frankenführers" und Gauleiters Julius Streicher angeboten

9 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt
10 dito
11 dito
12 dito

wurde, der vor „der ausländischen Jugend" gesprochen hatte. Es heißt dort: *„‚Seit 2000 Jahren', führte Streicher aus, ‚ist der Jude bei uns zu Gast, und in diesen 2000 Jahren gelang es ihm, bei uns nicht nur den Geist und die Seele zu vergiften und das Gastrecht zu missbrauchen, er wurde sogar Herr in diesem Lande. In den vergangenen Jahrhunderten brachte es der Jude fertig, alle Gesetze, die ihn niederhielten, wegzuräumen. Und dann kam das Furchtbarste, was je über das deutsche Volk gekommen ist. Als aus dem Weltkrieg die letzten Trümmer der großen deutschen Armee zurückkehrten in die Heimat, da schuf der Jude mit gekauften Subjekten in Deutschland einen Zustand der Schmach. Der Jude hat uns 14 Jahre lang regiert und Deutschland zu einem Land der Schande gemacht, hat erklärt, dass alle Menschen und Rassen gleich seien und hat deshalb niemals irgendeinen Wert auf das Auslandsdeutschtum gelegt.'"*[13]

Stürmerfreunde agitierten immer offener

Dass diese und ähnliche Äußerungen auch in Westrhauderfehn auf fruchtbaren Boden fielen, war noch im selben Monat im GA in einem Bericht über eine Versammlung der „Stürmer-Freunde" zu lesen: *„‚Die Juden sind unser Unglück'. Die Richtigkeit dieses geflügelten Wortes bewies am Sonnabendabend in einer Zusammenkunft der ‚Stürmer-Freunde' in der Gastwirtschaft von Witwe Plümer (Ecke 2. Südwieke, Red.) der Redner des Abends, Hauptlehrer Beißner (der in Rajen unterrichtete, Red.). Mit überzeugenden Worten wusste er den verderblichen Einfluss des Judentums in der Geschichte des deutschen Volkes, vor allem aber in der Zeit nach der Novemberrevolte des Jahres 1918, nachzuweisen und darzulegen, wie die jüdische Rasse aufgrund der Talmud-Gesetze ihre Aufgabe darin erblickt und erblicken muss, andere Rassen auszubeuten und zu zerstören. In den Talmud-Gesetzen findet auch das rasseschänderische Verhalten der Juden seine Erklärung. Ein unschätzbarer Wegbereiter des Antisemitismus und Führer im gegenwärtigen Kampf gegen den unheilvollen Einfluss des Weltjudentums ist immer die Wochenschrift ‚Der Stürmer' des Frankenführers Julius Streicher gewesen. Die Verbreitung dieses Wochenblattes ist daher nach Kräften zu fördern. Die Stürmerfreunde wollen dafür sorgen, dass an allen Enden unserer Gemeinde und darüber hinaus ‚Stürmer'-Kästen aufgestellt werden, in denen wöchentlich die neuesten Nummern dieser Zeitschrift zum Aushang kommen. In diesen Kästen sollen auch solche Volksgenossen bekannt gegeben werden, die noch mit Juden verkehren oder mit ihnen Handel treiben. Von allen Anwesenden wurde es freudigst begrüßt, dass jetzt verschiedene Gewerbetreibende den geschäftlichen Verkehr mit Juden abgelehnt haben. Es wird erwartet, dass schon in nächster Zeit alle Geschäftsleute sich diesem Vorgehen anschließen. Die ‚Stürmer-Freunde" wollen auch weiterhin in Zusammenkünften die Maßnahmen besprechen, die hier gegen das Judentum getroffen werden sollen. Ein Aktionsausschuss wird die Beschlüsse zu verwirk-*

Fehntjer Lehrer: „Die Juden sind unser Unglück."

13 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt

lichen suchen. Siegfried Maecker beschloss die Zusammenkunft mit einem Treuegelöbnis zum Führer."[14]

Heimatzeitung: „Wer mit Juden handelt, ist ein Volksverräter."

Über eine baldige Konsequenz dieser Überlegungen war im August jenes Jahres im GA zu lesen[15]: *„Wer mit Juden handelt, ist ein Volksverräter'.* Über dem Zufahrtsweg zum Marktplatz war ein großes Transparent mit vorstehender Aufschrift angebracht. *„Dies hatte zur Folge, dass heute der Markt erstmals ohne jüdische Händler abgehalten wurde. Käufer waren sehr zahlreich erschienen. Der Handel gestaltete sich äußerst lebhaft. – Man sieht also, es geht auch ohne Juden."* Im selben Monat wurde die antijüdische Agitation mit einem Vortrag des deutschchristlichen Pastors Heinrich Meyer fortgesetzt, der im Saal Bahns zum Thema „Luther und die Judenfrage" sprach.

Einen Monat später war über die nächsten Aktivitäten der „Stürmer-Freunde" zu lesen: *„Zur Aufklärung in der Judenfrage werden in Westrhauderfehn auch weiterhin noch einige ‚Stürmer'-Kästen aufgestellt werden. Aus freiwilligen Mitteln sind mehrere solche Kästen bereits beschafft worden. Zwei neue Kästen sollen nun am Sonnabendabend in feierlicher Weise aufgestellt werden, davon je einen (besser: ein, Red.) Kasten am Eingang zur 3. und 4. Südwieke. Es darf erwartet werden, dass viele Volkgenossen diese Gelegenheit benutzen, um durch ihre Teilnahme zu beweisen, dass sie die Bedeutung der Judenfrage für unser deutsches Volk begriffen haben. Bei der feierlichen Aufstellung wird Pg. Diedrich Müller, Warsingsfehn* (Müller war zuvor als Arbeiter im Unternehmen von Heinrich Vogelsang im Untende tätig, und er war der erste Ortsgruppenleiter der NSDAP in Westrhauderfehn, Red.), *eine Ansprache halten. Wie Ortsgruppenführer Schoon uns mitteilt, werden die Partei und alle Untergliederungen soweit möglich in Uniform an dieser Kundgebung für deutsches Volkstum gegen das anmaßende Verhalten des Judentums teilnehmen."*[16]

„Stürmerkästen" wurden „eingeweiht". Redner fordert „Vergeltung für die Schandtaten" der Juden.

Der GA nahm diese „Kundgebung" zwei Tage später zum Anlass für einen ausführlichen Bericht: „Einweihung von ‚Stürmer'-Aushängekästen. Eine Welle des Unwillens über das *anmaßende Verhalten des Judentums geht durch das deutsche Volk. Überall regen sich die Kämpfer des Nationalsozialismus, um die Angriffe auf das wirtschaftliche und kulturelle Leben Deutschlands abzuwehren und Vergeltung zu üben für die Schandtaten, mit denen sich die jüdische Rasse immer wieder versündigt an den Interessen des deutschen Volkes in der Heimat und in der weiten Welt. Auch in Westrhauderfehn haben die Volksgenossen den Kampf gegen das Judentum aufgenommen. Der ‚Stürmer', die altbekannte Kampfschrift des Frankenführers Streicher, ist ihnen dabei zu einem wertvollen Berater und unersetzbaren Helfer geworden in der eigenen Aufklärung und in der Unterrichtung der breiten Volksmassen. Sie setzen darum alle Kräfte daran, diese Zeitschrift allen Volksgenossen zugänglich zu machen, da-*

14 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt
15 dito
16 dito

mit niemand im Unklaren bleibt über den verderblichen Einfluss des Judentums auf das Leben der Völker und ihrer friedlichen Entwicklung. Am Sonnabend konnten in Westrhauderfehn wieder zwei „Stürmer"-Kästen eingeweiht werden.

Einer der Kästen hat seinen Platz beim Hause des Kaufmanns Lütter und der andere bei Gastwirt Hinrich Freese an der Rajenwieke gefunden. Zur feierlichen Enthüllung versammelten sich in den Abendstunden zuerst bei Kaufmann Lütter die Partei mit ihren Gliederungen, die SA, HJ, der BDM, die Arbeitsfront und viele andere Volksgenossen. Pg. Diedrich Müller, Warsingsfehn, hielt eine zündende Ansprache an die Versammelten. Er erzählte dabei vom Kampf des Nationalsozialismus um die Macht und von der Unerbittlichkeit, mit der auch weiterhin die Programmpunkte der Partei in die Tat umgesetzt werden. Scharf geißelte er das Verhalten der Juden, die auch im neuen Staat die alten geblieben sind, und sich gar nicht in die Rolle hineinfinden wollen, die ihnen als Gastvolk in Deutschland zugestanden wird. Mögen immer mehr Volksgenossen durch das Lesen des ‚Stürmer' erkennen, dass das Judenvolk zum Unglück für Deutschland und die Welt wird, wenn nicht seinem schädlichen Wirken mit aller Energie Einhalt geboten wird. – Nach der Einweihung des ersten Kastens ging es mit Musik der HJ-Spielleute zur Gastwirtschaft Freese, wo nach einer Ansprache und dem Treuegelöbnis zum Führer das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde. Dann verlief sich die Volksmenge wieder, gestärkt in dem Willen, auch in der Judenfrage die Stellung einzunehmen, die im Lebensinteresse unseres Volkes erforderlich ist."[17]

Feuerwehren durften nicht mehr bei Juden kaufen.

Der Blick in das Zeitungsarchiv führt uns immer noch in das Jahr 1935, wenn im GA zu lesen ist, dass den Feuerwehrführern in der Region durch einen „Sonderbefehl" verboten wird, neue Spritzen oder anderes Gerät beziehungsweise Material bei Juden zu kaufen.

Es folgte, ebenfalls noch 1935 ein Artikel, mit dem die nächste Stufe der Verfolgung der Juden vorbereitet wurde. In dem mit „Rassentrennung in der Schule" überschriebenen Beitrag wird mitgeteilt, dass alle jüdischen Kinder ab Osten 1936 jüdische Schulen besuchen müssen. Es heißt: *„Der neue Erlass zielt auf die Durchführung der völligen Rassentrennung, und zwar ohne Rücksicht auf die Konfession, und auf die Wiederherstellung der Judenschulen im allgemeinen ab. Eine Trennung nach konfessionellen Gesichtspunkten ist nicht ausreichend, sondern es muss eine klare Rassentrennung herbeigeführt werden."*

Wir blicken immer noch in dasselbe Jahr, als in der Zeitung zu lesen war: *„Ein Stürmerkasten wird am Sonnabend beim Kaufhaus Hagius Aufstellung finden. Mit diesem Kasten befinden sich dann in Westrhauderfehn an verschiedenen Stellen vier Stürmerkästen, die Aufklärung vermitteln sollen von dem unheilvollen Treiben der jüdischen Rasse in unserm Vaterlande wie in der weiten Welt."*[18]

17 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt

18 dito

Im Bericht über diesen Termin war wenig später zu lesen: *„Unter Mitwirkung von SA und Jungvolk-Kapelle wurde der Kasten seiner Bestimmung feierlich übergeben. Hauptlehrer Beißner hielt hierbei eine Ansprache. Er betonte u. a., dass der Kampf gegen das Judentum noch längst nicht beendet sei und kam dann auf das neue Gesetz zum Schutz von Blut und Rasse zu sprechen."*[19]

In dieses sich auf dem Fehn entwickelnde antijüdische Klima fügte sich der neuerliche Vortrag des Pastors Heinrich Meyer, inzwischen Landesprobst der nationalsozialistisch orientierten „Deutschen Christen", nahtlos ein, der diesmal im Lokal Janßen in Holterfehn zum Thema „Sind die Juden das auserwählte Volk Gottes?" sprach.

Im Januar 1936 wurde bei der Gastwirtschaft Thoben in der Nähe der katholischen Kirche der fünfte Stürmerkasten eingeweiht. Die Rede zum Festakt hielt diesmal der Gauredner, Lehrer und spätere Schulrat Lührmann aus Weener. Der sechste Kasten folgte bald, und zwar bei der Gastwirtschaft Ammann in der 2. Südwieke/Ecke Papenburger Weg. *„Zu der Einweihung hatten sich außer anderen Volksgenossen auch der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter Schoon und der Führer des hiesigen SA-Sturms, Obertruppführer Lübben, eingefunden. Nach einigen Märschen, flott gespielt vom Spielmannszug des Jungvolks, hielt Pg. Beißner eine Ansprache, in der er auf die Notwendigkeit der Aufklärung des ganzen deutschen Volkes über den unheilvollen Einfluss des Judentums im Leben der Völker und der Staaten hinwies. Der Volksgenosse Lammers wird dafür sorgen, dass immer die neueste Nummer des „Stürmers" in dem Kasten zum Aushang gelangt."*[20]

Sechster von sieben „Stürmerkästen" im Januar 1936 bei der Gastwirtschaft Thoben in Langholt aufgestellt.

Dass der Leiter der Außenorganisation der NSDAP in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, in Davos im Februar 1936 vom Sohn eines Rabbiners erschossen wurde, nutze man auch im GA politisch aus. Es war zu lesen, dass die Nazis Gustloff zum „Blutzeugen der Bewegung" stilisierten und ein Kdf (Kraft durch Freude)-Schiff nach ihm benannten. Anders als in anderen Situationen hielten sich die Vergeltungsmaßnahmen der Nazis in Grenzen, vermutlich weil wenige Wochen später die Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen begannen.

Im September 1936 wurde den Lesern des GA im überregionalen Teil der Zeitung unter der Überschrift „Die Juden sind schuld" mitgeteilt, dass sie den Bolschewismus „gemacht" haben. Aus einer Rede des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels wurde unter anderem wiedergegeben: *„Dass der Jude den Bolschewismus gemacht hat und ihn heute trägt, ist gar nicht mehr anzuzweifeln. Die führende Schicht des alten Russland ist so radikal beseitigt und ausgemerzt worden, dass das Judentum für den Bolschewismus überhaupt als einzige führende Schicht übrig geblieben ist. Die Idee des Bolschewismus,*

19 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt.

20 dito

d. h. der skrupellosen Verwilderung und Auflösung jeder Sitte und Kultur mit dem diabolischen Zweck der Vernichtung der Völker überhaupt, konnte nur im Gehirn von Juden erdacht werden . . . Unterdessen aber wollen wir nicht müde werden, bei den furchtbaren Krisenerschütterungen, die so viele Länder durchzittern, immer wieder den Völkern zuzurufen: ‚Die Juden sind schuld, die Juden sind schuld!' . . ."[21] Zwei Monate später wurde publizistisch nachgelegt, indem ausführlich beschrieben wurde, dass der Jude Karl Nathan als Steuerhinterzieher und Devisenschieber überführt wurde.

Ende Juni 1937 griff die Zeitung einen lokalen Anlass auf, um die antijüdische Agitation zu befeuern. Da zu diesem Zeitpunkt alle jüdischen Mitbürger Westrhauderfehn verlassen hatten, musste der „getaufte Jude" Alfred Koch aus Westrhauderfehn herhalten. Zusammen mit dem Schlachter Johann Oltmanns aus Ihren hatte er sich vor dem Schwurgericht in Aurich wegen „schwerer Beleidigung" zu verantworten. Der Schlachter war erstinstanzlich verurteilt worden und hatte mit einem Schreiben Berufung gegen das Urteil eingelegt. Aus einem in dem Zeitungsbericht nicht erläuterten Grund hatte der Rechtskonsulent Alfred Koch in dieser Angelegenheit einen zweiten Schriftsatz verfasst. In dem Zeitungsbericht ist zu lesen: *„Hierauf verfasste Koch einen Schriftsatz, der gleichfalls von Beleidigungen strotzte und zahlreiche versteckte gemeine Angriffe gegen den Richter enthielt. Der Richter hatte daraufhin Strafantrag gestellt. O. will den Ausdruck Rechtsbeugung von dem Mitangeklagten Koch, einem Halbjuden, suggeriert und weiterhin Richtlinien von diesem entgegengenommen haben. Das zweite Schreiben habe Koch von sich aus verfasst. Mit diesem Schreiben habe er nichts zu tun und sei Koch überhaupt der Treiber der ganzen Angelegenheit gewesen, was Koch wiederum bestreitet. . . Die Verhandlung ergab dann die Feststellung, dass der Angeklagte Koch der Treiber der ganzen Angelegenheit gewesen ist, . . . während Koch wegen Vergehens gegen § 186 SGB 10 Monate Gefängnis erhält."*[22] Später wurde mitgeteilt, dass sich Volksdeutsche, die einen jüdischen Namen trugen, unbürokratisch einen anderen Namen zulegen konnten.



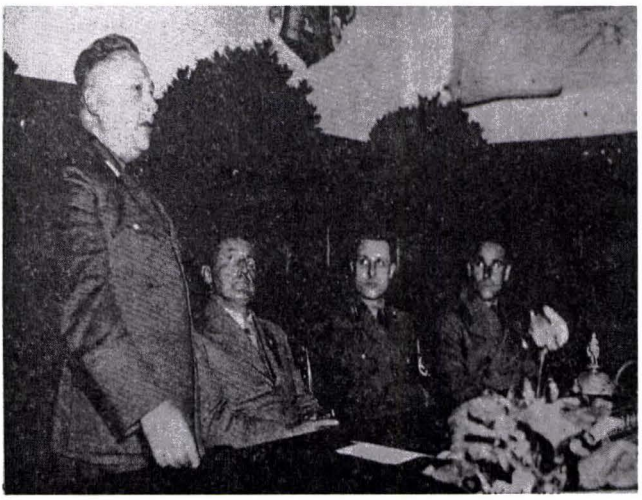
Julius Streicher, gab ab 1924 das antisemitische Hetzblatt „Der Stümer" heraus. War das Wochenblatt zunächst nur regional verbreitet, erreichte es nach der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten eine wöchentliche Auflage von bis zu 400.000 Exemplaren.

Noch im September des Jahres 1937 wurde den Lesern des GA ein weiterer Hetzartikel angeboten. Unter der Überschrift *„Die jüdische Rasse ist minderwertig"* war zu lesen: *„Sowie erst einmal die verhetzte, wild gewordene und wahnsinnige Masse, unterstützt durch die aus den Gefängnissen und Zuchthäusern freigelassenen und asozialen Elemente die natürliche, arteigene Intelligenz der Völker ausgerottet hat und sie auf dem Schafott zum Verbluten brachte, bleibt als letzter Träger eines, wenn auch miserablen intellektuellen Wissens der Jude übrig. Denn das eine ist festzuhalten: Es handelt sich bei*

21 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt.

22 dito

dieser Rasse weder geistig noch moralisch um eine überlegene, sondern in beiden Fällen um eine durch und durch minderwertige!" . . . Und daher sind wir Nationalsozialisten auch so selbstsicher und überzeugt von der Unzerstörbarkeit unseres Staates."[23]



Diese Aufnahme entstand am 13. November 1937 in Leer. Bürgermeister Erich Drescher begrüßt den „Frankenführer", Gauleiter und Herausgeber des „Stürmer", Julius Streicher, im Saal des Rathauses Leer. In der Vorankündigung der Veranstaltung mit Streicher in der Zeitung hieß es, der Gauleiter werde „dem Weltfeind Nr. 1" in seinem Vortrag die Maske abreißen.

Dann wurde der Auftritt von Julius Streicher in Leer publizistisch vorbereitet. *„Weltfeind Nummer 1"* ist die erste Meldung überschrieben, in der es im GA heißt: *„Seitdem der Führer den Kampf aufgenommen hat, um Deutschland einer größeren Zukunft entgegen zu führen, seitdem hat der internationale Jude erkannt, dass es mit seiner Herrschaft nicht mehr lange dauern würde. Er organisierte daher überall den Kampf gegen das erwachende Deutschland. . . Im internationalen Marxismus hat er seine stärkste Waffe. Von der Zentrale in Moskau und den Komintern gingen die Anweisungen und Befehle aus. Der Führer und seine Bewegung erklärten den Juden und seinen Kommunismus zum Weltfeind Nr. 1. Gauleiter Julius Streicher wird dem Weltfeind Nr. 1 am 13. November (1937, Red.) die Maske abreißen."*[24]

Um die Volksgenossen zum Streicher-Auftritt in großer Zahl nach Leer zu bekommen, wurden fünf Sonderzüge organisiert, die Kleinbahn Ihrhove-Westrhauderfehn richtete einen Zubringerzug ein. Weit im Voraus wurden der Fahrplan für die Züge bekannt gegeben und die Interessenten aufgefordert, sich vorab Fahrkarten zu besorgen. Am Vortag der Veranstaltung in der Viehmarkthalle veröffentlichte der GA einen Beitrag unter der Überschrift: *„Morgen spricht Julius Streicher in Leer".* Darin wird eingangs daran erinnert, dass im Jahr 1932 eine mit Adolf Hitler geplante Veranstaltung von Leer nach Aurich verlegt werden musste. *„Man wollte die Juden nicht verärgern. . . Dann kam die große Abrechnung. Und morgen wird nun dort, wo mancher ostfriesische Bauer von Juden und Judengenossen schändlich betrogen, ausgeplündert und übers Ohr gehauen wurde, wo so mancher spüren musste, dass das Wörtlein wahr ist, dass die Juden unser Unglück sind, der Mann stehen, der in seinen Reden, in seinem ‚Stürmer' unablässig dem ewigen Juden die Maske von der Fratze riss und dem deutschen Volk die Wichtigkeit der Rassenfrage eindringlich vor Augen hielt."*[25] Der Bericht über die Veranstaltung wurde mit demselben Tenor geschrieben.

---

23 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt

24 dito

25 dito

Für den 19. Februar 1938 wurde der Reichsredner Stille aus Gotha, letzter Präsident des Thüringischen Landtags als Redner zum Thema *„Wer stört den Weltfrieden"* angekündigt. Kurz nach der Veranstaltung erschien im GA unter dieser Überschrift ein ausführlicher Bericht. Zunächst wurde mitgeteilt, dass der Saal des Hotels „Zum goldenen Anker" geschmückt und bis auf den letzten Platz besetzt war. Wer keinen Platz mehr bekommen hatte, nahm im Gastraum Platz, in den die Reden per Lautsprecheranlage übertragen wurden. Ortsgruppenleiter der NSDAP war inzwischen der Hauptlehrer Beißner, der die Gäste begrüßte. Dann sprach Hille. Er hob die Bekämpfung des Judentums auf eine neue Ebene, indem er sie für den „Weltbrand" verantwortlich machte. Eingangs seiner Rede wies er auf die stattgefundenen Ereignisse hin, denen weitere vielleicht noch gravierende folgen würden, für die das deutsche Volk gewappnet sein müsse. *„Der Redner stellte dann die beiden Ideen heraus, um die letzten Endes alle Auseinandersetzungen in der Welt geschehen, den Faschismus und den Bolschewismus. München und Moskau, Hakenkreuz und Sowjetstern stehen gegeneinander. Die Völker werden schließlich nur die Wahl haben, sich für eine der Ideen zu entscheiden. . . Es ist der internationale Jude, der den Weltbrand schürt. . .*

„Reichsredner" in Westrhauderfehn: „Wer stört den Weltfrieden?"

Es war interessant, zuzuhören, wie der Redner . . . das verbrecherische Wirken des Judentums . . . enthüllte . . . um schließlich darzutun, dass wir uns unwürdig unseres Volkes und unwürdig der Größe unserer Zeit und unwürdig unseres Führers sind, . . . wenn wir es noch über das Herz bringen, mit dem Juden Geschäfte abzuschließen, mit ihm Handel zu treiben und mit ihm zu verkehren. Wer heute noch zum Juden hält, ihn in Schutz nimmt, ihn vielleicht bemitleidet und geschäftlich unterstützt, ist ein Freund Moskaus und nicht wert, dass ihn die deutsche Sonne bescheint. Die Juden sind die Kinder des Teufels, die Höllenhunde, die sich nähren vom Blut ihrer Opfer."[26]

Im Mai desselben Jahres 1938 erfuhren die Leser aus der Heimatzeitung, dass die Juden in Kürze reichsweit ihre Vermögensverhältnisse angeben mussten. Damit wurde die Drangsalierung der jüdischen Mitbürger im Deutschen Reich weiter verschärft. Vordrucke für die Erfassung seien auch bei der Gemeinde Westrhauderfehn zu erhalten.

1938: Juden müssen ihre Vermögensverhältnisse offenlegen.

Weiter ging es mit der behördlicherseits festgelegten Definition dafür, welcher Betrieb als „jüdisch" einzustufen ist. Darüber wurde im Juni 1938 berichtet. Ziel war es zu vermeiden, dass Parteimitglieder oder Mitglieder von Gliederungen der Partei in jüdischen Geschäften einkaufen oder dass öffentliche Aufträge an jüdische Betriebe vergeben werden. Eindeutig sei die Antwort auf die Frage dort, wo der Geschäftsinhaber Jude ist, aber das sei nicht die einzige Möglichkeit. Für Personengesellschaften wurde festgelegt, dass ein Betrieb bereits dann als jüdisch gilt, wenn nur ein Vorstandsmitglied Jude ist. Jüdisch ist ein Betrieb auch dann, wenn 25 Prozent des Kapitals einem Juden gehören. Die als jü-

26 dito

disch klassifizierten Betriebe wurden in Listen zusammengefasst, die öffentlich einsehbar waren.

Juden vom Wandergewerbe ausgeschlossen.

Bald danach wurden die Juden vom Wandergewerbe ausgeschlossen, was die jüdischen Händler in existenzielle Schwierigkeiten brachte. Im Oktober wurde den Lesern mitgeteilt, dass die Juden ab dem 1. Januar 1939 einem neuen Namensrecht unterliegen. Wer einen „deutschen" Vornamen trug, musste zusätzlichen einen jüdischen annehmen. Dagegen durften „deutsche" Kinder (Juden waren keine deutschen Staatsbürger mehr) nur noch „deutsche" Namen tragen. Etwa ab diesem Zeitpunkt galt es als Dienstvergehen, wenn sich ein öffentlich Bediensteter bei einem Juden Geld lieh.

Mitte November 1938 wurde im GA neues Ungemach für die jüdische Bevölkerung angedeutet. Bei einem Attentat in Paris war der deutsche Gesandte vom Rath von einem Juden erschossen worden. In der hiesigen Zeitung war am 10. November 1938 zu lesen: *„Wie auch hier bekannt gegeben worden ist, haben am gestrigen Donnerstag in fast allen ostfriesischen und oldenburgischen Orten, in denen Juden ansässig sind, Demonstrationen gegen Juden stattgefunden. . . Zu ihrer Sicherheit wurden hier und da Juden in Schutzhaft genommen. . . Nach dem in unserer heutigen Ausgabe veröffentlichten Aufruf des Reichsministers Dr. Goebbels an die Bevölkerung wird dem Judentum die endgültige Antwort auf das jüdische Attentat in Paris im Wege der Gesetzgebung beziehungsweise der Verordnung erteilt werden."* [27] Dies war die Berichterstattung über die „Pogromnacht", mehr gab es über ein Ereignis nicht zu lesen, das heute die Titelseite der Zeitung füllen würde.

Im Schreiben des damaligen Landrats Dr. Conring an den Regierungspräsidenten in Aurich vom 18. November 1938 liest sich der Bericht über die Ereignisse eher klinisch rein wie eine mehr oder weniger harmlose Veranstaltung. Am 24. November des Jahres 1938 wurde diese „Antwort" erteilt, die auch ohne Attentat auf die Juden zugekommen wäre, weil sie sich auf die vorausgegangene Erhebung des jüdischen Vermögens bezog. In der Zeitung wurde unter der Überschrift *„Die Sühneleistung der Juden"* mitgeteilt, dass sie 20 Prozent ihres Vermögens abzugeben hatten.

Sonderzug nach Bremen zur Ausstellung „Der ewige Jude".

Anfang 1939 wurden die „Volksgenossen" aufgefordert, sich die Ausstellung „Der ewige Jude" in Bremen anzusehen. Um möglichst vielen Mitbürgern dazu Gelegenheit zu geben, wurden verbilligte Fahrkarten für Sonderzüge ausgegeben. *„Die Ausstellung bietet vieles"*, war im „Fehntjer Blatt" zu lesen, „was mancher Volksgenosse noch nicht gewusst hat. Jedem Besucher der Ausstellung *„Der ewige Jude" wird die Wahrheit des Führerwortes einleuchten: ‚Mit dem Juden gibt es kein Paktieren sondern nur ein hartes Entweder – Oder'."*

Für den 1. März 1939 wurde im Anzeigenteil der Zeitung zu einer Veranstaltung der NSDAP in den Saal Schmidt (Zum goldenen Anker) eingeladen. Gebo-

ten wurde ein Lichtbildervortrag mit Rede zum Thema *„Judenherrschaft über Deutschland"*. Karten gibt es im Vorverkauf im Geschäft „Eden & Kolk". Im redaktionellen Teil hieß es am selben Tag: *„Der Lichtbildervortrag wird jeden Besucher darüber aufklären, wie verheerend sich früher in Deutschland der Einfluss des Judentums ausgewirkt hat und wie berechtigt daher der Kampf des nationalsozialistischen Deutschlands gegen die zersetzende Tätigkeit der Juden ist."*

Lichtbildervortrag in Westrhauderfehn: „Judenherrschaft über Deutschland".

Dem anschließenden Bericht über die Veranstaltung entnahmen die Leser am 4. März jenes Jahres, dass der Abend vom Ortspropagandaleiter der NSDAP Westrhauderfehn, dem Mittelschulrektor Wilhelm Bütefisch, eröffnet wurde. Dann ergriff der Redner des Abends, Gauhauptstellenleiter Borchers, das Wort und führte unter anderem aus: *„Er gedachte dann der großen Geschehnisse des Jahres 1938, der Schaffung des Großdeutschen Reiches, und stellte durch einen geschichtlichen Überblick in einem wirksamen Gegensatz zu dieser unverkennbaren Aufbauarbeit die zersetzende Tätigkeit des Juden, die die Empörung des deutschen Volkes gegen die Juden . . . rechtfertigt. Der Redner wies aus der Geschichte nach, wie schon seit jeher das Streben des Juden dahin geht, einen Keil in die Völker zu treiben und wie unberechtigt daher jegliches Mitleid mit den ‚armen Juden' sei, die alle anderen Völker an Leib und Seele vergiften wollen. Dem deutschen Volke, das sich vom Juden freigemacht habe, würden im Laufe der Zeit die anderen Völker bestimmt folgen. In dem dann vorgeführten Lichtbilderband tauchten die typischen Judengestalten vor unseren Augen auf, die früher tonangebend waren. Man braucht nur an die Namen wie Karl Marx, Heinrich Heine, Alfred Kerr, Erzinski, Einstein, Goldmann, Rathenau, Isidor Weiß und andere zu erinnern."*

Wir schreiben das Jahr 1940. Der Zweite Weltkrieg tobt seit einigen Monaten. Im Januar wurde in der Zeitung über die Frage *„Die Juden und der Krieg"* geschrieben. Für den Autor Helmut Sündermann stand fest, dass die Juden Schuld am Ausbruch des Krieges sind: *„ . . . die wahren Gründe aber für die führende Teilnahme der Juden im Kriege sind umfassender und liegen tiefer. . . Es ist nützlich, diese tieferen Gründe, die für das Judentum und seine Stellung zum Kriege maßgebend sind, in ihren wesentlichen Punkten ins Gedächtnis zurückzurufen: Der Jude ist ein Parasit am Körper der Völker. Je schwächer der Körper, um so stärker der Parasit. Es ist seit der Zeit, seit die Juden unter der Maske des Geldleihers in den Kreis der Politik eingetreten sind, ihr Bestreben gewesen, Streitigkeiten und Kriege anzuzetteln . . ."*[28]

„GA" berichtete 1940 über das „schädliche und zersetzende Wirken der Juden".

Im folgenden Monat mussten die Juden zur Rechtfertigung des Krieges Deutschlands gegen England herhalten. In einem ganzseitigen Artikel verbreitete der GA, worin das schädliche und zersetzende Wirken der Juden bestehe. *„Das Spiel der Juden"* ist der Beitrag überschrieben, dessen Untertitel in das Thema einführt: *„Macht und Einfluss des Judentums in England – Staat, Wirt-*

28 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt

schaft und Kultur unter der Herrschaft Judas – England, das Werkzeug der jüdischen Verbrecher".

„Aus dem Gerichtssaal" wurde ab und zu berichtet. Als im Frühjahr 1940 der „Volljude" Wilhelm Israel de Vries aus Leer wegen Hehlerei vor der Strafkammer in Aurich Berufung gegen seine Verurteilung wegen Hehlerei eingelegt hatte, wurde darüber an erster Stelle berichtet. *„Der Angeklagte bestreitet zwar, sich strafbar gemacht zu haben, aber er wird überführt"*[29], war im GA zu lesen.

Film „Der ewige Jude" war in Westrhauderfehn zu sehen.

Für den 29. November jenes Jahres 1940 wurde angekündigt, dass im Nordseegau bald der Film „Der ewige Jude" zu sehen sein werde. Westrhauderfehn ist zunächst nicht unter den Vorführorten. Bald danach war im GA eine ausführliche Inhaltsbeschreibung des Films zu lesen. Im Januar 1941 war es dann soweit: jetzt war der zweite Hetzfilm, „Jud Süß", auch in Westrhauderfehn zu sehen, und zwar im Saal des Hotels „Frisia". Damit auch Kinder und Jugendliche in den „Genuss" kommen konnten, wurde der Streifen, außer am Abend, auch nachmittags um 15.00 Uhr gezeigt.

Einer der letzten zu jüdischen Angelegenheiten im GA veröffentlichten Beiträge stammt aus dem Jahr 1941, und zwar aus der Zeit, nachdem die deutschen Truppen Rumänien erobert hatten. In diesem Beitrag wurde den Zeitungslesern vor Augen geführt, dass die dort lebenden Juden in Ghettos verbracht wurden, wo sie zu leiden hatten. Der Präsident des Verbandes der jüdischen Gemeinschaften in Rumänien, Fildermann, hatte an Marschall Antonescu mit der Bitte um Hilfe geschrieben. Dessen Antwort muss für ihn niederschmetternd gewesen sein und wie eine Verhöhnung geklungen haben. Sinngemäß gibt Antonescu ihm zu verstehen, dass der von Fildermann wegen der Deportation seiner Glaubensbrüder empfundene Schmerz nicht höher einzuschätzen sei als jener, den der Marschall bei der Räumung „Bessarabiens" habe erleiden müssen, wo *„wir mit hohem Mut und mit Blut, mit sehr viel Blut den Hass ihrer Rassegenossen aus Bessarabien bezahlen müssen, mit dem sie uns beim Rückzug aus Bessarabien bedacht haben, . . ."*[30] Die Botschaft, die vermutlich auch bei den Lesern in Westrhauderfehn und Umgebung herübergekommen sein könnte, mag heißen, dass unter der Führung der Nationalsozialisten Gleiches mit Gleichem vergolten wird.

Vor diesem Hintergrund muss die Geschichte der jüdischen Familien in Rhaudermoor und Westrhauderfehn gelesen werden, für die wir stellvertretend den Lebens- und Leidensweg des Albrecht Weinberg vorstellen, jüngstes von drei Kindern des Ehepaars Flora und Alfred Weinberg. Die fünfköpfige Familie lebte im Untenende von Westrhauderfehn.

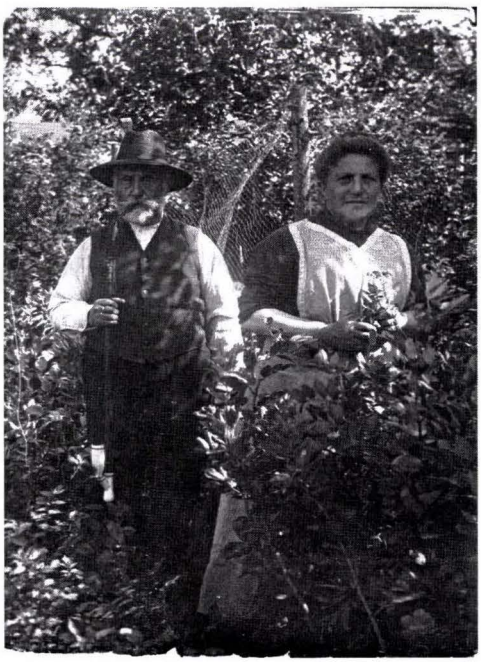
---

29 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt

30 dito

Kindheit in Westrhauderfehn

Als Albrecht Weinberg im Jahr 1925 in Westrhauderfehn das Licht der Welt erblickte, war diese Welt auf dem Fehn noch in Ordnung, fast zumindest. Wie überall im deutschen Reich litt man unter den Folgen des Ersten Weltkrieges, insbesondere unter den Friedensbedingungen, die den Deutschen im Versailler Vertrag diktiert worden waren. Die Arbeitslosigkeit war hoch in jenem Jahr 1925, eine Verbesserung war nicht in Sicht. Allerdings ging es den Familien auf dem Fehn nicht ganz so schlecht wie der Bevölkerung in den Städten. Man hatte seinen eigenen Garten, meist auch noch einen Acker, wo man Gemüse und Kartoffeln anpflanzte, Obst ernten und ein Schwein mästen konnte, das in der kalten Jahreszeit geschlachtet wurde. Dies galt auch für die auf der Südseite des Untenendes lebende Familie Weinberg, allerdings stand bei ihnen kein Schwein im Stall sondern eine Ziege, ein Schaf oder ein Rind. Ihre jüdische Religion verbot ihnen den Verzehr von Schweinefleisch.



Diese Aufnahme zeigt Frauke, geborene Cohen aus Jemgum, und ihren Mann Abraham Hartog Grünberg, mit dem sie zwölf Kinder hatte, in ihrem Garten in Weener.

Familie Grünberg: die mütterliche Linie

Mütterlicherseits stammt Familie Weinberg aus dem Rheiderland, dort hatte sie in Jemgum gewohnt, bevor sie nach Weener umzog, wie einige weitere Familien. Abraham Hartog Grünberg wurde am 27. Juni 1846 in Weener geboren, wo er am 29. November 1919 starb. Irgendwann vor 1874 hatte er vermutlich in Jemgum Frauke Cohen geheiratet, die am 22. Juli 1850 in diesem Emsort geboren wurde. Bevor sie am 3. Februar 1937 starb, hatte sie zwölf Kinder zur Welt gebracht, sieben Mädchen und fünf Jungen. Sie hießen Rosa, Philipp, Rahel, Aron, Marie/Maria, Hermann, Carolina (laut Standesamt Jemgum: Caroline), Max, Flora, Willi und Sarah. Rosa kam am 12. Juli 1874 in Jemgum Welt, war mit Adolf Grünberg aus Weener verheiratet und starb am 2. August 1942 im KZ Theresienstadt. Ihr Mann war bereits am 24. Dezember 1933 in Bremen verstorben. Rahel wurde am 6. September 1875 ebenfalls in Jemgum geboren. Sie wurde am 28. Juli 1942 im Ghetto Minsk erschossen. Ihr Mann (Baruch) Bernhard Weinberg erblickte das Licht der am 25. Februar 1881 in Melle. Er starb auch in Minsk, das Datum ist nicht bekannt. Am 6. April 1949 wurde er mit Datum vom 8. Mai 1945 für tot erklärt. Neun Monate zuvor hatte man Rahels Familie nach Minsk verschleppt. Der am 30. September 1876 geborene Sohn Hermann hatte am 24. Juni 1921 Martha Schönthal aus Norden geheiratet. Beide starben am 21. Mai 1943 im Vernichtungslager Sobibor. Die am 6. September 1878 geborene Tochter Flora starb am 21. Februar 1883 im Kindesalter. Deshalb erhielt eine später geborene Tochter, wie damals in Ostfriesland üblich, denselben Vor-



Alfred Weinberg war wie mehr als 120.000 Deutsche jüdischen Glaubens für „Kaiser, Volk und Vaterland in den Ersten Weltkrieg gezogen.
Einen größeren Beweis für die Integration in den Staat und für die Verbundenheit mit dem Kaiser und dem herrschenden politischen System, als die Bereitsschaft, sein Leben für „sein Land" einzusetzen, konnte es aus der Sicht der jüdischen Bevölkerung nicht geben.
Wenn Menschen wie Albrecht Weinberg, die den Holocaust überlebt haben, nach dem „Warum" der Verfolgung der jüdischgläubigen Mitbürger fragen, verweisen sie auch sieben Jahrzehnte nach dem Ende der braunen Herrschaft genau darauf.

Foto: Sammlung Weinberg

namen. Auch die jüngste Tochter Sarah, die am 19. April 1894 in Jemgum geboren wurde, verstarb im Säuglingsalter.

Maria Grünberg kam am 7. Dezember 1879 zur Welt und heiratete im Jahr 1912 den Viehhändlersohn Willy Cohen aus Loga. Nach ihrer Heirat zogen die Eheleute in die Bremer Straße 14a in Leer und eröffneten dort am 8. November 1912 einen Viehhandel. Zehn Jahre später übergaben sie das Haus an Marias jüngsten Bruder Willy und zogen am 1. Mai 1922 in das Haus Bremer Straße 70, Willy Cohens Elternhaus. Dort führte er eine Handlung für Zucht- und Nutzvieh sowie für Ferkel. Die Familie besaß die niederländische Staatsangehörigkeit und konnte deshalb am 15. Oktober 1937 problemarm in das Nachbarland auswandern. Michael Till Heinze schreibt dazu auf seiner Homepage: „Um die Zahlung der ‚Reichsfluchtsteuer' zu umgehen, meldete sich die Familie nicht ordnungsgemäß ab, sondern die Frau Maria und die Kinder fuhren zu einer Silberhochzeit nach Antwerpen in Belgien. Willy Cohen kaufte eine Anzahl Großvieh, bezahlte mit vordatierten Schecks, was in Leer im Zusammenhang mit dem Gallimarkt damals üblich war, und verkaufte die Tiere am nächsten Tag auf dem Gallimarkt bar. Die Schecks seiner Kunden löste er ein. Etwa die Hälfte des Bargeldes, 4.000 bis 5.000 Reichsmark, behielt er und reiste seiner Familie nach."[31] Die Nazis schlachteten den Fall publizistisch aus und ermittelten gegen Cohen in Abwesenheit wegen Betrugs und Devisenvergehen. Das Verfahren wurde eingestellt. Nach der Eroberung der Niederlande durch die Wehrmacht, wurde Cohen aufgespürt, zu vier Jahren Zuchthaus und 16.000 Reichsmark Geldstrafe verurteilt. Aus dem Zuchthaus in Celle wurde er nach Auschwitz deportiert und dort am 23. Mai 1943 ermordet. Seine Frau und drei der Kinder überlebten die braune Diktatur. Die Tochter Frieda starb 1941 in Emmen. Die Mutter starb um 1970 vermutlich im Emmen in den Niederlanden. Albrecht Weinberg ergänzt, dass seine Tante Maria und deren Kindern die braune Diktatur überlebt haben, weil sie von einem holländischen Bauern versteckt wurden.

(Joseph) Philipp Grünberg, am 21. Februar 1983 geboren, heiratete irgendwann vor 1920 die sieben Jahre jüngere Angelica Schaap aus Lathen. Beide wurden am 11. November 1941 nach Minsk deportiert, dort erschossen und mit Datum vom 8. Mai 1945 für tot erklärt. Caroline Grünberg, am 24. Dezember 1883 geboren, galt zunächst offiziell als im Holocaust verschollen, auch sie wurde mit Datum vom 8. Mai 1945 für tot erklärt. Dasselbe gilt für Flora Grünberg, verheiratete Weinberg, am 27. November 1886 geboren und ihren Mann Alfred Weinberg, den seine Mutter am 18. Juli 1889 zur Welt brachte. Beide wurden ins KZ Theresienstadt deportiert. Von dort wurden sie nach Auschwitz transportiert und ermordet. Von Caroline Grünberg wurde später bekannt, dass sie und ihr Mann Wilhelm Heilbronn von Lingen aus mit dem so genannten „Bielefelder Transport" wie viele andere nach Riga deportiert und dort ermor-

31 Teubner, Werner: Jüdische Viehhändler in Ostfriesland und im nördlichen Emsland von 1871 - 1992, Cloppenburg 1995

det wurde. Die Tochter Ruth begleitete sie freiwillig nach Riga, überlebte das Grauen der NS-Zeit und kehrte 1945 nach Lingen zurück. Der am 17. November 1881 in Jemgum geborene Aron Grünberg heiratete Frieda Goldenstein aus Bremen. Er kam im Jahr 1942 ebenfalls in Riga ums Leben, während seine Frau am 30. November 1944 im KZ Stutthof bei Danzig starb. Max Grünberg, am 18. März 1888 in Jemgum geboren, zog im Jahr 1938 nach Bremen, wo er am 4. September 1940 starb.



Auch Alfred Weinbergs älterer Bruder Bernhard hatte im Krieg auf deutscher Seite gekämpft, wie beider Bruder Hermann, der sein Leben geben musste. Die später in der Rhauderwieke in der heutigen Gemeinde Rhauderfehn lebenden Hermann und Sally Gumpertz hatten ebenfalls den kaiserlichen „Waffenrock" getragen. Für die braunen Herrenmenschen zählte das nicht, sie wurden alle ermordet.

Foto: Sammlung Weinberg

Die Weinbergs in Westrhauderfehn

Das Ehepaar Flora, geborene Grünberg, und Alfred Weinberg lebte seit seiner Heirat am 11. Januar 1920 in jenem Haus in Westrhauderfehn, das der Vater der Ehefrau, der Händler Abraham Hartog Grünberg, im Jahr 1910 auf dem Grundstück hatte bauen lassen, das ihm der Schmied Johann Dirk Brunsema verkauft hatte. Zehn Jahre hatte Floras Schwester Rahel mit ihrem Ehemann Bernhard Weinberg in diesem Haus gewohnt. Das Paar hatte am 28. Oktober 1906 geheiratet und zunächst in Buer gewohnt, woher dieser Zweig der Familie Weinberg stammt. Dort brachte Rahel Weinberg am 4. März 1907 beider einzige Tochter Caroline Lilly zur Welt, die Lilly genannt wurde. *„Als Kind habe ich diese Seite unserer Familie kaum kennen gelernt, weil es für uns damals schon wegen der Rassen- und Judenfrage nicht möglich war, mit dem Zug oder dem Bus zu reisen. Inzwischen sind alle gestorben"*, sagt Albrecht Weinberg.

„Doch der Seniorchef der Firma ‚A. Grünberg Söhne' in Weener legte Wert darauf", ist bei Michael Till Heinze zu lesen[32], *„dass seine Kinder sich möglichst in seiner näheren Umgebung niederließen, damit sie weiterhin geschäftlich zusammenarbeiten konnten."* Da abzusehen gewesen sei, dass auch seine anderen Kinder bald eigene Familien gründen würden, habe sich der vergleichsweise wohlhabende Händler Abraham H. Grünberg nach Möglichkeiten zur Erweiterung seines Geschäfts umgesehen. Er entschied sich für Westrhauderfehn. Dieser Ort galt als aufstrebend, und weil der Bau einer Kleinbahn geplant war, würde der Ort bald an das Schienennetz angeschlossen sein und dadurch Anschluss an die Wirtschaftsmetropolen haben. Einen jüdischen Händler für Alteisen und Felle gab es in Westrhauderfehn noch nicht, lediglich die Viehhändler und Schlachter de Levie und Cohen.

Dass gemeinsam mit dem Ehepaar Rahel und Bernhard Weinberg auch Rahels Bruder Philipp in das neue Haus im Untenende einzog, ist Indiz dafür, dass bei wirtschaftlichen und privaten Entscheidungen im Familienverbund gehandelt wurde. Dafür spricht auch, das Julie Weinberg, verwitwte Mutter von Bernhard Weinberg im Jahr 1917 ein halbes Jahr lang bei der Familie ihres Sohnes in Westrhauderfehn wohnte. Bernhard Weinberg und sein Schwager Philipp betrieben im Untenende einen Schrott- und Fellhandel und bauten zusätz-

32 http://www.archiv-heinze.de/colonien/westrhfehn/kirchenWF/andere/juden/juden.html



Hermann Weinberg, aus Buer bei Melle stammdender Onkel von Dieter, Friedel und Albrecht Weinberg, fiel im Ersten Weltkrieg und wurde unter einem christlichen Kreuz beerdigt.



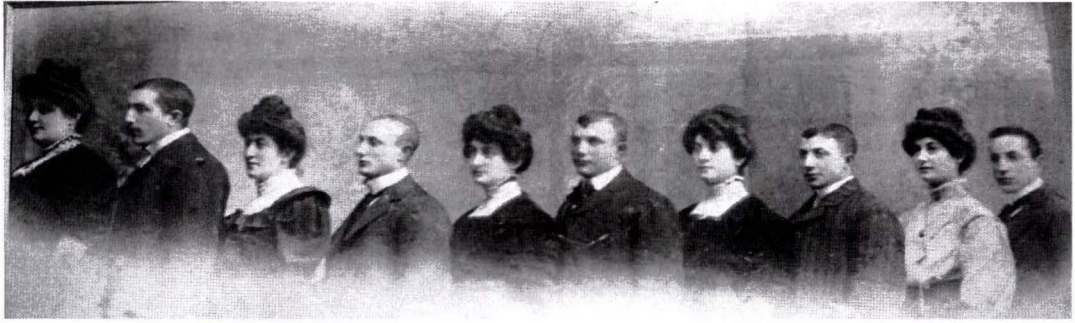
Alfred Weinberg, Bruder von Hermann und Vater der fehntjer Weinberg-Kinder, kämpfte wie Hunderttausende Juden im Ersten Weltkrieg für Kaiser, Volk und Vaterland.



Auf der Ehrentafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Söhne des Ortes Buer ist Hermann Weinberg aufgeführt. Vorbehalte gegen jüdische Bürger scheint es nicht gegeben zu haben.



Max Grünberg, Onkel der fehntjer Weinberg-Kinder, lebte im Haus seines Schwagers Bernhard Weinberg in Weener und spielte gerne mit ihnen, wenn sie zur Großmutter zu Besuch kamen.



Diese Aufnahme zeigt die zehn Kinder von Frauke und Abraham Grünberg, die das Erwachsenenalter erreichten, Flora und Sarah starben im Kindesalter. (V. l) sind Rosa, Hermann, Maria/Marie, Aron, Rahel, Philipp, Carolina(e), Max, Flora (Mutter von Dieter, Friedel und Albrecht) sowie Wilhelm Grünberg zu sehen. Maria hat den braunen Terror als einzige überlebt, alle anderen wurden ermordet und die meisten von deren Familienangehörigen mit ihnen.



Das Bild zeigt Max Grünberg (mit Messern) als Schlachter seiner Kompanie im Ersten Weltkrieg. Das Motiv wurde als Postkarte von Resi Samson in Holland an Willi Cohen in Loga verschickt.

Fotos: Sammlung Weinberg



Eine Aufnahme aus guten Zeiten. Die Schwestern Flora, geboren am 27. November 1886 und Carolina(e) Grünberg, am 24. Dezember 1883 zur Welt gekommen, ließen sich fürs Familienalbum ablichten. Carolia(e), verheiratete Heilbronn, wurde mit ihrem Mann in Riga ermordet. Flora und ihr Mann Alfred Weinberg starben im KZ Auschwitz





Flora, geborene Grünberg, und Alfred Weinberg bezogen nach ihrer Heirat das Haus im Untenende von Westrhauderfehn, das Floras Vater Abraham hatte bauen lassen (später Farben Oltmanns). Flora brachte die Kinder Dieter, Friedel und Albrecht zur Welt, Alfred handelte erfolgreich mit Vieh und Altmaterial, und ihre Leben hätte ein ganz normales werden können, wie das aller anderen untenendjer Bürger, wenn nicht der braune Wahnsinn Hirne und Herzen der Mehrheit der deutschen Bevölkerung vergewaltigt hätte. Nach und nach wurde das Leben der Familie immer schwieriger, bis sie zwangsweise aus dem Ort und damit aus dem Bewusstsein der Fehntjer verschwanden: Aus den Augen, aus dem Sinn!



Frauke Grünberg, geborne Cohen, aus Jemgum, Großmutter von Dieter, Friedel und Albrecht, brachte 12 Kinder zur Welt, von denen zwei im Kindesalter starben. Von den anderen 10 wurden 9 von den braunen Herrenmenschen ermordet.



Lilli Weinberg, Tochter von Rahel und Bernhard Weinberg, brachte die Tochter Rosel zur Welt. Mutter und Tochter wurden nach Minsk deportiert und dort wie Tausende andere jüdische Mitbürger erschossen.



Das kleine Mädchen im Vordergrund ist Lilli Weinberg, Cousine von Albrecht und seinen Geschwistern. Sie lebte mit ihrer Familie neben dem Haus der Familie des Schmiedes Johann Brunsema, mit der sie auf diesem Bild abgelichtet ist. Aus dem Mädchen wurde eine Frau (Seite 26 unten rechts) und Mutter der Tochter Rosel (unten links auf dieser Seite) *Fotos: Sammlung Weinberg*



Rosel Weinberg, Tochter von Lilli, hatte ihr Leben noch vor sich, als sie im Alter von drei Jahren von Max Weinberg, ebenfalls Kriegsteilnehmer, in Weener abgelichtet wurde. Aber sie lebte nur knapp sechs Jahre, dann wurde sie erschossen.



Ilse Steinwasser lernten Friedel und Albrecht Weinberg auf dem Gut Groß Breesen kennen. Vor dort wurden sie gemeinsam nach Wulkow gezwungen und später nach Auschwitz deportiert. Sie überlebte den Holocaust, trotz Kopfläusen und mancher anderer Krankheit und wurde als Malerin bekannt. Eines ihrer Bilder soll im Anne-Frank-Museum in Amsterdam zu sehen sein.

lich einen Viehhandel auf. Ein Zeitzeuge erinnert sich, dass Jungen aus der Nachbarschaft manchmal vom Schrotthaufen hinter dem Weinberghaus etwas entwendeten und es dem Händler vorne wieder verkauften.

Die Weinbergs hatten ein gutes Verhältnis zur Nachbarschaft und waren im Ort integriert. Bernhard Weinberg war Mitglied im Männer-Turnverein und er erwarb einen Anteilschein, als ein Fonds mit dem Ziel aufgelegt worden war, in Westrhauderfehn eine Turnhalle zu bauen. Agathe Helling, Tochter des Schmiedes Brunsema, hat in ihren Erinnerungen festgehalten, dass ihre Tanten Grete und Antine häufig mit Lilly Weinberg gespielt haben.

Nach der Heirat von Flora Grünberg und Alfred Weinberg zog das Paar nach Westrhauderfehn, und die Familie Rahel und Bernhard Weinberg zog nach Weener in das Haus Neue Straße 51, später Kommerzienrat-Hesse-Straße, neben das elterliche Haus Grünberg. Der Umzug könnte damit zusammengehangen haben, dass Abraham H. Grünberg ein Jahr zuvor gestorben war und seine Witwe betreut werden musste. Dafür spricht, dass Bernhard Weinberg während der Woche im Haus Weinberg in Westrhauderfehn lebte, weil er dort das von ihm aufgebaute Geschäft mit seinem Bruder weiterführte.

Die Tochter Lilly muss als erwachsene Frau irgendwann eine Zeit lang in Frankfurt gewohnt haben, denn dort brachte sie im Jahr 1935 ihre Tochter Annemarie-Rosel zur Welt. Als die Nazis im Jahr 1940 beschlossen hatten, dass sich alle noch in Ostfriesland lebenden Juden einen Wohnsitz außerhalb suchen mussten, zog sie am 14. Februar 1940 auf Befehl der Gestapo (Geheime Staatspolizei) mit ihren Eltern nach Bremen-Blumenthal, um der Zwangsdeportation zu entgehen, schreibt Heinze[33]. Eineinhalb Jahre später, am 18. November 1941, wurde sie mit der gesamten Familien und vielen anderen nach Minsk deportiert und dort erschossen. Unter den Ermordeten war auch die sechsjährige Tochter Rosel.

Zusammen mit der Familie von Bernhard Weinberg hatte auch deren Schwager Philipp das Haus im Untenende von Westrhauderfehn verlassen. Er heiratete Angelica Schaap aus Lathen, kaufte das Haus Nummer 6 in der damaligen Gartenstraße in Leer, später Reimersstraße. Am 18. Januar 1921 eröffnete er dort eine Viehhandlung. Die Nazis machten das Gebäude später zum „Judenhaus", in dem die jüdischen Mitbürger vor ihrer Deportation zusammengeholt wurden. Einige mussten von hier aus ins Rheinland ziehen, von wo aus sie unter anderem zusammen mit Juden aus dem Emsland ins Ghetto Riga deportiert wurden.

Familie Flora und Alfred Weinberg:
Über die Familie von Alfred Weinberg hat Heinze zunächst notiert, dass der Vater im Hauptberuf Viehhändler gewesen sei, aber auch in der Lage gewesen

33 http://www.archiv-heinze.de/colonien/westrhfehn/kirchenWF/andere/juden/juden.html

sei, Tiere koscher zu schlachten. Dessen Sohn Albrecht ergänzt, sein Vater sei ausgebildeter Schlachter gewesen. *„Er war in seinen jungen Jahren im westfälischen Raum viel herumgekommen"*, heißt es bei Heinze[34], *„denn aus der Meldeliste von Buer ist zu ersehen, dass er zeitweise in Bielefeld, Herford und Schöttmar wohnte und arbeitete. Nachdem er unversehrt aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt war, meldete er sich bald nach Ostfriesland ab, denn in Weener wohnte seine Schwester Emma. Emma (Esther) Weinberg wurde am 14. Dezember 1872 in Buer geboren. Nach ihrer Heirat mit dem am 18. August 1868 in Weener geborenen Levie Löwenstein zog sie zu ihrem Mann. Ihre Familie hatte Alfred Weinberg schon von Kindheit an besucht und dabei sicherlich auch Flora Grünberg kennen gelernt, die Schwägerin seines Bruders Bernhard, der mit seiner Familie in Westrhauderfehn wohnte."* *„Die beiden waren Trauzeugen meiner Eltern"*, sagt Albrecht Weinberg. Seine Tante Emma starb am 31. Mai 1939 in Amsterdam. Ihr Mann wurde am 17. September 1942 in Auschwitz ermordet. Über dieses Paar hat Heinze notiert[35]: *„Levie Löwenstein war ein angesehener Kaufmann, Viehhändler und Schlachter. Er lebte mit Frau Emma in Weener in der Westerstraße 30; das Geschäft hatte die Telefonnummer 70. Das Ehepaar hatte drei Kinder: Rosa, Max und Dagobert. Nach der ‚Kristallnacht' (Pogromnacht) und der Zwangsarisierung (der Geschäfte) wohnten die Eheleute noch eine Weile im Haus Gerson am Hafen. Von dort wanderten sie am 23. Mai 1939 nach Zaandam in Holland aus. Laut Aufzeichnungen von Johann Olthoff/Weener musste Letzterer (Olthoff) als Gemeindebediensteter von Amts wegen einen Wagen besorgen, um das betagte Ehepaar mit dem Gepäck zum Bahnhof zu transportieren, weil sich sonst keine Fahrgelegenheit finden ließ. Während der deutschen Besatzung wurde Levie Löwenstein 1942 über das Lager Westerbork nach Auschwitz deportiert. Frau Emma ist im Lager Westerbork nicht registriert worden; sie ist möglicherweise schon in Zaandam gestorben oder in Amsterdam, wohin am 14. Januar 1942 alle Zaandamer Juden verschleppt wurden."*[36]

Floras Vater war ein Jahr vor ihrer Heirat mit Alfred Weinberg im Jahr 1920 gestorben. Alfred und Flora Weinberg konnten sich auch deshalb schnell in Westrhauderfehn etablieren, weil sie die geschäftlichen Beziehungen seines Bruders übernehmen konnten, die er in seiner zehnjährigen Arbeit in Westrhauderfehn aufgebaut hatte. *„Hatte Bernhard Weinberg das Geschäft noch mit den ledigen Brüdern Philipp und Wilhelm gemeinsam aufgebaut und betrieben, was aus dem Adressbuch von 1910 und aus der Mitteilung auf einer Postkarte von Viehhändler Julius Frank aus Leer an Frau Poppen in Ostrhauderfehn von 1912 zu ersehen ist ", schreibt Heinze*[37]*, „so geht aus dem Adressbuch von 1926 klar hervor, dass Alfred Weinberg das Geschäft jetzt alleine führte."* Gleichwohl habe er eng mit seinem Bruder Bernhard und den Grünberg-Schwagern aus

34 http://www.archiv-heinze.de/colonien/westrhfehn/kirchenWF/andere/juden/juden.html
35 dito
36 dito
37 dito

Leer zusammengearbeitet. Die Grünbergs besaßen damals bereits einen großen Viehtransporter mit Außenschaltung. Kapitän Hermann Buss, der bis 1927 neben den Weinbergs im Haus Harms wohnte, erinnerte sich im Gespräch mit Heinze daran, dass die Grünbergs mit diesem Fahrzeug ab und zu Großvieh bei Alfred Weinberg abgeholt haben.

Schmiedemeister Johann Dirk Brunsema bestätigte das gutnachbarschaftliche Verhältnis zu Familie Weinberg. Der Schmied glaubte sich zu erinnern, dass Weinberg nach einer Zeit wohlhabend geworden sei. Er habe seinen Wohlstand jedoch nicht zur Schau gestellt, was der Schmied daran festmachte, dass Weinberg mit dem Fahrrad zu seinen Kunden gefahren sei. Dessen Sohn Albrecht schränkt hierzu ein, dass der Vater vor der Zeit der braunen Herrschaft ein Motorrad besessen habe, mit dem Rad sei er gefahren, als es ab 1933 für ihn immer schwieriger wurde, sein Geschäft zu betreiben.

Das Haus Weinberg im Untenende

Dass sich der „Wohlstand" der Familie Weinberg schon vor 1933 in Grenzen gehalten hat, wird bei näherem Hinsehen anschaulich. Das Zimmer vorne rechts zur Straße hin war das Schlafzimmer der Eltern; vermutlich schlief hier auch die Tochter Friedel, ein eigenes Zimmer hatte sie nicht. Ursprünglich hatte Abraham Grünberg in diesem Zimmer sein Büro gehabt. Auf der anderen Seite befand sich die „gute Stube", die nur an besonderen Tagen benutzt wurde. In dem Zimmer gab es eine Standuhr, eine Glasvitrine und ein Chaiselongue, dessen bessere Tag schon eine Weile zurücklagen. Albrecht erinnert sich, dass ihn eine der Sprungfedern in die Seite drückte, als er eines Tages mit dem Vater auf dem Möbel lag.

Alfred Weinberg trug in seiner Freizeit stolz das Abzeichen seiner Kompanie am Revers seines Anzugs, in der er im Ersten Weltkrieg gedient hatte.

Der Vater habe ihm damals gesagt, dass er auf dem Schlachtfeld bei Verdun zum ersten Mal in seinem Leben „Schwarze" gesehen habe, dunkelhäutige Menschen. Wie seine Kameraden habe der Vater damals im Dreck gelegen und das Grauen des Krieges ebenso durchlitten, wie seine Brüder und wie alle anderen Soldaten. Der Vater sei stolz darauf gewesen, deutscher Soldat gewesen zu sein. In seiner Freizeit habe er das Abzeichen seiner Kompanie am Revers seines Anzugs getragen.

Das Leben der Familie spielte sich in einem Haus ab, das als typisches kleines Fehnhaus gebaut worden war. Oben gab es im hinteren Teil des Hauses den Heugulf, auf der Straßenseite gab es ein Zimmer, in dem Dieter und Albrecht schliefen. Links und rechts daneben je eine Kammer, von denen eine als Abstellraum diente, in der anderen schlief in der Woche Bernhard Weinberg, der Onkel der beiden Jungen. Albrecht erinnert sich, dass er in der kalten Jahreszeit abends einen im Ofen erhitzten Ziegelstein mit ins Bett nahm, weil es oben immer kalt war. Einen Ofen gab es oben nicht. *„Aber wenn wir erst einmal im Bett lagen, war es bald angenehm warm"*, sagt er, *„wir hatten Federbetten und Federunterbetten, was damals auch nicht selbstverständlich war."* Zu ebener Erde war hinten der Stall, in dem sich, wie in Fehnhäusern üblich, das Plumps-

klo befand. Als Toilettenpapier wurden Zeitungsseiten genutzt, die zurechtgeschnitten und auf einen Nagel (Spieker) aufgespießt wurden.

Aus dem Leben der fehntjer Familie Weinberg

Am 23. August 1922 brachte Flora Weinberg mit dem Sohn Diedrich, der Dieter gerufen wurde, ihr erstes Kind zur Welt. Ein Jahr später, am 14. November 1923 erblickte die Tochter Frieda, Friedel genannt, das Licht der Welt. Den Sohn Albrecht, der „Albi" gerufen wurde, das dritte und letzte Kind der Familie, gebar die Mutter am, 7. März 1925. Die Eltern machten durch eine Zeitungsanzeige auf die Geburt ihres Sohnes aufmerksam.

Um Haushalt und Familie bewältigen zu können, engagierte die Mutter in Person von Anni Lüdemann aus Leer ein Kindermädchen, das bis zum Sommer des Jahres 1923 bei der Familie blieb. Bereits im Januar jenes Jahres zog Johanna Weinberg zu ihnen, eine Verwandte ihres Mannes. Sie meldete sich auf dem Einwohnermeldeamt als Pensionärin und blieb bis zum 25. September 1924 in Westrhauderfehn. Laut Agathe Helling war irgendwann Eggeline Meyer aus Rhaudermoor als Haushaltshilfe bei Weinbergs tätig. Hilda Duis aus Ostrhauderfehn erinnert sich, dass Hanni Orthmann aus der damaligen 2. Südwieke des Ortes bei Familie Weinberg in Stellung war. Vermutlich wurden diese Haushaltshilfen wie Nachbarskinder, die davon berichtet haben, am Sabbat gebeten, im Haushalt Arbeiten zu erledigen, die gläubige Juden an diesem Wochentag nicht erledigen durften. Sie wurden aufgefordert, Torf in den Ofen nachzulegen oder das Licht ein- beziehungsweise auszuschalten. Von Hanni Orthmann wird berichtet, dass die Arbeit bei der Familie Weinberg für sie angenehm gewesen sei und dass man sich gut verstanden habe.

Familie Weinberg lebte im Untenende in einem der typischen kleinen Fehnhäuser.

Zu den Aufgaben der Haushaltshilfen dürfte gehört haben, das „Werktagsbesteck" zu pflegen. In der Woche aß man mit Besteck, das aus Eisen hergestellt war und einen hölzernen Griff hatte. Um zu verhindern, dass es mit der Zeit rostete, wurde es nach dem Spülen mit Schmirgelpapier abgerieben. An Feiertagen holte die Mutter das Festtagsbesteck aus dem Schrank.

Gespült wurde in einem mit Zement gemauerten Spülstein, das Wasser wurde aus einer Zisterne gepumpt. Die Pumpe befand sich in der Küche. „Manchmal kam Gras, ein Käfer oder ein Frosch mit hoch. Ein Frosch war ein Zeichen dafür, dass das Wasser in Ordnung war", erinnert sich der Sohn. Im Sommer sei es vorgekommen, dass der Wasservorrat der Zisterne erschöpft gewesen sei. Dann ging man zur Nachbarin, der Ladeninhaberin Oma Focken, aus deren Brunnen sich die Weinbergs bedienen durften. Dieser Brunnen war zwischen den beiden Nachbarhäusern gegraben worden. Im Winter wurde die Pumpe mit Stroh und Sack gegen die Kälte gedämmt, die durch die ungedämmten Wände leicht in die an der Außenwand stehende Pumpe dringen konnte.

Alfred Weinberg war Mitglied im Turnverein und in der Feuerwehr.

Für die Eltern war es selbstverständlich, sich im Ort und für das Wohl der Mitbürger einzusetzen. Der Vater war Mitglied im Turnverein und in der Feuer-

wehr. Aus einer Anzeige in der Heimatzeitung geht hervor, dass er kurz vor Weihnachten mindestens einmal eine „Quene" geschlachtet und den ärmeren Teil der Fehnbevölkerung eingeladen hatte, sich unentgeltlich ein Stück zu holen. Sein Sohn Albrecht weiß noch, dass der Vater eines Tages der „Wohlfahrt" einen Sack Getreide zur Verfügung gestellt hat.

Kindheitserinnerungen

Nach seinen Erinnerungen an seine Kindheit in Westrhauderfehn befragt, antwortet Albrecht Weinberg Diana Gring, der Mitarbeiterin, im Interview sinngemäß: *„Wir hatten ein wunderbares Familienleben, wir wurden nicht geschlagen. Wir hatten zu essen, aber von der Vermögenssituation hatte ich keine Ahnung, weil ich zu klein war. Aber der Antisemitismus in Rhauderfehn war einer der schlimmsten in Ostfriesland. Es wurde nicht gesagt ‚hier wohnt Familie Weinberg', sondern ‚hier wohnt de oll Jöd Weinberg'. Das war gang und gäbe. Der Jude, dieses Stichwort, wurde immer dazugegeben."*[38]

Bei der „Schatzsuche" auf dem Abfallhaufen des Hotels „Frisia" (heute Wester Fehn) verletzte sich Albrecht Weinberg.

Dass er daheim nicht geschlagen worden sei, relativiert er später ein wenig, allerdings zähle das nicht wirklich, schließlich sei er selbst schuld gewesen. Unter den fehntjer Kindern sei bekannt gewesen, dass man bei der Gaststätte Bahns „Schätze" finden konnte. Neben dem Haus sei ein Abfallhaufen gewesen, auf den Familie Bahns und ihre Angestellten aus dem Hotel „Frisia" alles geworfen hätten, was „übrig geblieben" sei. Unter anderem seien leere Zigarettenschachteln auf dem Haufen gelandet, von denen etliche noch die bei Kindern beliebten Sammelbilder enthielten. Wie im Sommer üblich, war der jüngste Spross der Familie Weinberg außerhalb der Schule barfuß unterwegs. Als er im Abfallhaufen wühlte, übersah er eines dieser großen Bonbongläser aus dickem Glas. Es war zerbrochen, und die scharfe Kante muss unter anderem Unrat gelegen haben, so dass sie nicht zu sehen war. Albrecht trat dagegen und zog sich eine tiefe Wunde zu, die hätte genäht werden müssen. Er ging heim und erhielt den „verdienten" Klapps von der Mutter, weil er nicht aufgepasst hatte. Die Mutter verband die Wunde und schickte ihn ins Bett. Klar kannte er Doktor Visher, *„aber man ging nicht zum Arzt, wenn es nicht unbedingt nötig war."* An seinem Unterschenkel ist die Narbe noch sichtbar. Die Eltern seien lieb und fürsorglich gewesen.

Seinen Geschwistern und ihm sei es anfangs gut gegangen. Man habe mit den Nachbarkindern gespielt und dabei nur Plattdeutsch gesprochen. Neben dem Elternhaus habe ein Kastanienbaum gestanden, dessen Früchte er im Herbst ebenso gerne gesammelt habe wie Eicheln. Auch das sei üblich gewesen. Oft habe er auf dem Grundstück der Familie Brunsema gespielt, gleich neben der

38 Gring, Diana: Lebensgeschichtliches Interview mit Albrecht Weinberg vom 19.03.2013, Gesamtlänge: 03:48 Std., Interviewbestand der Gedenkstätte Bergen-Belsen / Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Signatur BV 558

Schmiede. Indem er darüber spricht, kommt ihm der Ton der Hammerschläge auf den Amboss in den Sinn. Wie alle anderen Kinder sei man am Martinstag „Kipp-Kapp-Kögel" gelaufen, habe an den Haustüren gesungen und Süßigkeiten erbeten. Irgendwann seien sie dabei im Untenende von Westrhauderfehn von einem Mann gefragt worden, warum sie zum Singen kämen, schließlich seien seine Geschwister und er Juden, und Martini sei ein christliches Fest.

Er erinnert sich, dass die Wiesen hinter dem Haus im Winter immer unter Wasser standen. Sowie das Wasser zu Eis gefroren war, sei man darauf geschöfelt, aber nicht nur dort. Gerne liefen die Kinder auch auf dem Kanal in der Dosewieke oder im Untenende. Auch wenn das Eis dort sicher trug, gab es überall dort gefährliche Stellen, wo die Anwohner das Eis immer wieder aufhackten, weil sie dort Wasser aus dem Kanal holten. Dünn war das Eis oft auch bei der Einmündung der Dosewieke in das Untenende, weil die beiden im Ort arbeitenden Brauereien in den Kanälen Eis schlagen ließen, um es in den beiden Eiskellern bis in das späte Frühjahr hinein zu bevorraten. *„Ob das damals schon Hass war, weiß ich nicht"*, aber als er eines Tages im Eis eingebrochen und auf Hilfe angewiesen gewesen sei, hätten die Klassenkameraden lediglich an der Böschung gestanden und auf plattdeutsch gesungen: *„Sit een Jöd in't Deep, sit een Jöd in't Deep, wenn he vesuppt, ik help hum neet."* Das heißt auf deutsch: *„Sitzt ein Jude im Kanal, sitzt ein Jude im Kanal, wenn er ertrinkt, helfe ich ihm nicht."*

Als die Interviewerin in der Gedenkstätte Bergen-Belsen nachhakte, dies sei eine schlimme Geschichte gewesen, brach es aus Weinberg heraus: Ja, das sei an der Tagesordnung gewesen. Sie seien *„Jöden" gewesen, „und wir hatten Hörner auf!"* Obwohl sie die deutsche Sprache und vor allem Plattdeutsch redeten, in Deutschland geboren wurden und assimilierte deutsche Bürger waren. In anderem Zusammenhang beteuerte er mehrfach, sein Vater und dessen Brüder seien Frontsoldaten gewesen, sie hätten im Ersten Weltkrieg als deutsche Soldaten gekämpft, einige von ihnen seien ausgezeichnet worden. Sein Onkel Hermann sei für sein Vaterland gefallen und auf dem Soldatenfriedhof unter einem christlichen Kreuz beerdigt worden. *„Und außerdem mussten wir ab 1938/39 noch aus Hass einen Namen zu unserem normalen Namen nehmen. Auf meinem Geburtsschein habe ich einen Randvermerk, dass ich ‚Israel' zu meinem Namen nehmen musste. Die hatten schon Gesetze für uns, das ist unglaublich. Dass man das überhaupt befolgen konnte? Man durfte auf keine Schule, man durfte auf keiner Parkbank sitzen, man durfte in keinen Bus. Man konnte nur von vier bis fünf Uhr einkaufen. In Leer waren an 80 bis 90 Prozent der Geschäfte Schilder mit der Aufschrift ‚Ein arisches Geschäft, Juden keinen Zutritt'. Wenn eine Parteifrau vor meiner Mutter in der Schlange stand, dann haben die ‚deutschen' Frauen gekauft und geredet, bis es fünf Uhr war. Dann musste meine Mutter unverrichteter Dinge wieder gehen. Obwohl die Bezugsmengen auf den Lebensmittelkarten schon auf die Hälfte dessen gekürzt war, was die ‚deutsche' Bevölkerung bekommen hat. Man konnte keine Schuhe, keinen Mantel, man konnte nichts mehr kaufen. Wir haben das als Kinder nicht*

Auf dem Fehn waren die Weibergs „die Jöden".

so gemerkt, aber für meine Eltern muss das furchtbar gewesen sein", sagt er im Rückblick.

Weihnachten bei christlicher Familie Warntjes unterm Tannenbaum.

Einer seiner Klassen- und Spielkameraden war Erich Warntjes, Sohn des alten Beurtschiffers, der dafür bekannt war, Aale zu fangen und schmackhaft zu räuchern, seit er die Schifffahrt aufgegeben hatte. Man habe sich gegenseitig besucht, und Weihnachten habe Albrecht, der jüdische Junge, mit der Familie Warntjes unterm Weihnachtsbaum das Weihnachtsfest gefeiert. Hinter dem Haus, in dem Familie Warntjes zur Miete wohnte, habe ein Apfelbaum gestanden, an dem köstlich schmeckende Äpfel gereift seien. Ein anderer Freund war Johannes (Hannes) Lücht, dessen Vater sich im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" gegen die Nazis engagiert hatte. Dennoch war der Sohn, wie die meisten „arischen" deutschen Jungen Mitglied im „Jungvolk" und in der „Hitlerjugend" gewesen und hatte begeistert an deren Aktivitäten teilgenommen. Nach dem Krieg war ihm schnell klar geworden, wofür er sich eingesetzt hatte. Der soziale innere Antrieb, der die Grundlage seines Engagements in den Jugendorganisationen der Nazis gewesen war, wurde jetzt die Triebfeder für sein Engagement für seine Arbeitskollegen. In den vielen Jahrzehnten seiner Arbeit als „Gesundheitsbeauftragter", Betriebsrat und Betriebsratsvorsitzender war er maßgeblich daran beteiligt, Verbesserungen für die Kollegen im Betrieb durchzusetzen. Für seine Arbeit wurde er vom damaligen Bundesarbeitsminister Norbert Blühm persönlich mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. *„Wenn ich nach Rhauderfehn komme, besuche ich ihn",* sagt Weinberg.

Fahrrad Marke „Eigenbau".

Der Weinberg-Sohn besaß ein Fahrrad, *„ein Luxus in der damaligen Zeit."* Aber wegen der schlechten Straßen- und vor allem der Wegeverhältnisse sei das Radfahren nicht immer ein Vergnügen gewesen. Insbesondere sei der Mantel der Reifen so strapaziert worden, dass er schon einmal Risse bekam. *„Dann wurde ein Stück von einem alten Reifen draufgeklebt"*, aber daraufhin dürfte man jede Umdrehung des Rades gespürt haben. Neu war das Rad nicht, als er es bekam. Irgendwoher habe der Vater einen Rahmen und Reifen bekommen, auf der einen Seite fehlte das Pedal, die Nabe, auf der es üblicherweise steckte, musste reichen. Als er eines Tages kräftig Schwung aufnehmen wollte, um dann auf das Rad zu springen, geriet er mit den Zehen in die Speichen des Hinterrades. Das Rad wurde regelmäßig geputzt, und wenn Reparaturen notwendig waren, wurde das meist selbst erledigt. Am Sattel hing eine kleine Tasche mit einem Flick-Set, deren immer gleicher Inhalt Tausenden Radfahrern bekannt ist. Manchmal sind sie auch zu zweit oder zu dritt auf dem Rad gefahren. Seine Schwester Frieda habe im Jahr 1930 ein neues Fahrrad bekommen. *„Das durften wir nicht anfassen."*

Wie die meisten Kinder hatte Albrecht es nicht gerne, wenn er für die Mutter Besorgungen machen musste. Oft sei das nicht vorgekommen, aber manchmal habe er zu Olligs-Kramer gehen müssen, um Kleinigkeiten zu besorgen. Neben diesem Kolonialwarengeschäft betrieb der Schlachter Renken seine Metzgerei. Irgendwann nach der braunen Diktatur hatte ihm jemand von einer

Begebenheit mit seinem zweieinhalb Jahre älteren Bruder Dieter erzählt. Danach war bei Renken ein Lehrling beschäftigt, der das braune Gift aufgesogen zu haben scheint. Als er auf seiner üblichen Tour zu den Kunden des Schlachters, denen er das bestellte Fleisch lieferte, dabei war, über die schmale Brücke vor dem Geschäft den Kanal im Untenende zu überqueren, muss er in der Nähe Dieter Weinberg gesehen haben. Er soll ihn als Jude beschimpft haben, worauf ihn Dieter so gestoßen habe, dass der Lehrling samt Rad in den Kanal gefallen sei.

Dieser Lehrling könnte Johann Ahlers gewesen sein, der sich später im Gebäude Austermann auf der Südseite des Untenendes selbständig machte und von den Nazis zum „Vertrauensschlachter" gemacht wurde. Als die Versorgungslage der Bevölkerung mit Beginn des Zweiten Weltkrieges immer prekärer wurde, hatten die braunen Herrn verfügt, dass ein Schwein nur schlachten durfte, wer einen „Schlachtschein" besaß. Den bekam man auf dem Fehn nur bei Schlachter Johann Ahlers. Jede andere Schlachtung galt als „Schwarzschlachten", für das harte Strafen angedroht wurden.

„Ich weiß nicht, ob das stimmt", schränkt der jüngere Bruder ein, aber das Verhalten passe zu seinem Bruder. Angst habe Dieter nicht gehabt. Dafür gebe es unter anderem aus der gemeinsamen Zeit in den Konzentrationslagern zahlreiche Belege. Nach dem Krieg sei Dieter bald wieder in Westrhauderfehn gewesen. Dann habe er sich Karl Bahns vorgeknöpft, jener Sohn der Familie Bahns, deren Hotel (heute Wester-Fehn) das Zentrum der nationalsozialistischen Aktivitäten in Westrhauderfehn gewesen war. Karl Bahns war es, der vom Vater die Herausgabe der Schächtmesser gefordert hatte. Nach der Begegnung im Jahr 1945 habe Karl Bahns einige Blessuren auskurieren müssen. Allerdings sei Dieter dafür kurzzeitig von den Besatzungssoldaten inhaftiert, am folgenden Tag aber wieder freigelassen worden. Aber der Reihe nach:

Nach dem Krieg: Dieter Weinberg schlug den Gastwirt-Sohn Karl Bahns, der sich mit antisemitischen Aktivitäten gegen Familie Weinberg hervorgetan hatte.

Noch war die Welt für die Weinberg-Kinder auf dem Fehn in Ordnung. Albrechts häufigster Spielkamerad war Hermann Jansen, der mit seinen Eltern im Haus Brunsema wohnte. Zwei Häuser weiter in Richtung Kirche führte „Oma Focken", Witwe des Buchdruckers Carl Focken, damals ihr kleines Geschäft. Im selben Haus wohnte die Familie von Wübbo Warntjes, mit dessen Sohn Erich Albrecht Weinberg häufig spielte. Bei Oma Focken kaufte er sich gerne ab und zu einen „Nappo", eine süße und klebrige Nascherei, die es dort damals für fünf Pfennige gab.

Sein Angelplatz war der Hauptfehnkanal bei der „Witt Hüll". Eine Haselrute mit Bindfaden, Korken und Haken musste als Angel reichen. Ob er je etwas gefangen hat, weiß er nicht, aber er erinnert sich, dass hinter dem Haus Warntjes vom „Aal-Opa" häufig Aal geräuchert wurde.

Mit sechs Jahren wurde Albrecht Weinberg in die heutige Sundermannschule im Untenende eingeschult. Zum ersten Schultag habe er, wie üblich, eine Zuk-

kertüte mitbekommen, (Ganz so üblich war das nicht. Es gab viele Eltern, die sich das nicht leisten konnten.) An seine damaligen Lehrer kann er sich nicht mehr erinnern, das übernimmt Hannes Lücht für ihn. *„Albrecht hat im Klassenzimmer zwei Reihen vor mir gesessen."* Die Schülerinnen und Schüler seien damals von Hauptlehrer Roskamm, Lehrerin Gertrud Prigge und Lehrer Grahn unterrichtet worden. Als Grahn vermutlich wegen seines Engagement für den „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" in den vorzeitigen Ruhestand geschickt und durch Heinrich Wilkening ersetzt worden war, wurde der jüdische Schüler auch von ihm, dem stellvertretenden Jungvolkführer in Westrhauderfehn, unterrichtet.

Versorgung auf dem Fehn

Wie die meisten Fehntjer versorgte sich auch Familie Weinberg weitgehend selbst. Man hatte einen eigenen Garten, im dem Gemüse angebaut wurde, und man mästete ein Haustier, das allerdings kein Schwein sondern ein Kalb, ein Schaf oder eine Ziege war. „Und wir hatten einige Hühner. Gefüttert wurde das Vieh unter anderem mit Kartoffelschalen und anderen Speiseresten. Gerüchte, wonach Familie Weinberg so viele Hühner gehabt soll, dass die *„Nester vor Eiern überquollen",* wie eine Nachbarin in ihren Erinnerungen festgehalten hat, bestätigt Albrecht Weinberg nicht. Allerdings weiß er nicht genau, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse daheim waren, weil er damals noch ein kleiner Junge war.

Subtiler Antisemitismus im Viehhandel.

Sicher habe der Vater von einem Bauern auch schon einmal ein Huhn, einen Sack Kartoffeln, Bohnen oder Äpfel mitgebracht. *„Aber das war normal"*, sagt der Sohn. Schließlich habe der Vater gewusst, was für die Versorgung der Familie im Winter benötigt wurde. *„So lief Handel damals überall ab."* Auf keinen Fall sei es so gewesen, dass die Bauern Alfred Weinberg beim Verkauf eines Tieres quasi zwangsweise ein Huhn „draufgeben" mussten. Von vielen Hühnern und von Eiern überquellenden Nestern könne keine Rede sein. Solches Gerede war eher subtiler Antisemitismus. Der Weinberg-Sohn weiß noch genau, dass die Mutter, wie viele andere Menschen auch, ab und zu einen Finger anfeuchtete und ihn in den Hintern des Huhns führte, um zu fühlen, ob bald ein Ei zu erwarten war. Das machte man nicht, wenn man genügend viele Eier hatte.

Familie Weinberg ernährte sich koscher.

Man aß „koscher". Vor dem Essen wurde ein Gebet auf hebräisch gesprochen und Weinberg erinnert sich, dass es daheim ein Gebetbuch gab, in dem alle Gebete auf der einen Seite in hebräisch und auf der gegenüberliegenden Seite in deutscher Sprache gedruckt waren. *„In der Erziehung haben wir daheim gelernt, dass man vor der Mahlzeit einen Segensspruch über das Brot sprechen soll, aber worüber sollst du beten, wenn du kein Brot und auch sonst nichts zu essen hast",* fragt er, denn seine Gedanken sind wieder in die schlimme Zeit im KZ gewandert. Was er dort erlebt und durchlitten hat, ist allgegenwärtig. Nicht, als ob er an nichts anderes denken könnte, aber das Leid, das er ohnmächtig über sich ergehen lassen musste, ist sein täglicher Begleiter.

Im Herbst schlachtete der Vater ein Rind. Bevor er das Tier tötete, stellte er sicher, dass die Messer rasierklingenscharf waren und keine Zacken oder Kerbungen hatten. Sie hätten beim Durchschneiden der Halsschlagader des Tieres als Widerhaken wirken und dem Rind zusätzliche Schmerzen verursachen können. Als gelernter Schlachter zerlegte er das Tier selbst und stellte auch die Wurst her. Für den Eigenbedarf wurden nur die Vorderteile der Tiere verwertet, alles andere verkaufte der Vater, vermutlich an den Schlachter Harm Penning Renken, von dem er die Brüste des geschlachteten Tieres räuchern ließ. Im Keller des Hauses befand sich ein hölzernes Regal, auf dem die Eltern den Wintervorrat an Äpfeln aufbewahrten. Die Früchte waren in Papier eingewikkelt, weil sie so länger haltbar waren. *„Wenn wir uns einen Apfel aus dem Keller holen durften, war das etwas Besonderes."*

An die Mahlzeiten in Westrhauderfehn im Kreis der Familie kann er sich kaum erinnern, aber sie dürften sich kaum von jenen in Leer unterschieden haben, von denen Albrecht Weinberg noch zu berichten weiß. *„Wir haben Schnippelbohnen aus dem Fass, updrögt Bohnen und Surkohl gegessen, wie alle anderen Ostfriesen auch."* Bohnen hatte die Mutter auch in Dosen konserviert, Dosen aus Weißblech, die nach Gebrauch mehrfach wiederverwendet wurden. Albrecht brachte die Dosen zu dem Mechaniker Jan Garrels Roskam, der seinen kleinen Betrieb auf der Südseite des Untenendes am Ortsausgang in Richtung Ostrhauderfehn führte. Roskam besaß eine Maschine, mit der man die Dosen neu verschließen konnte, allerdings wurden sie nach jeder Öffnung ein wenig kleiner. Der ehemalige fehntjer Mitbürger erinnert sich auch an das Kaufhaus R. Th. Aden, das gleich neben der Schule war. Ob die Eltern jemals dort eingekauft haben, weiß er nicht, wohl aber, dass er, das jüngste der Weinberg-Geschwister, teilweise die Kleidung seines Bruders und seiner Schwester (Socken und Pullover) „auftragen" musste.

Vergnügt auf dem „Fehntjer Markt"

Erinnerung an „Sünner Klaas Goed" und Stutenkerle.

Auf den „Fehntjer Markt" angesprochen, erinnert Weinberg sich an das Karussell (Meyers Karussell), das vor der Schule stand. Ab und zu drehte er damit einige Runden und nahm dabei die Leierorgel wahr, die den Markttrubel übertönte. Gerne aß er sauren Brathering und Kokosnuss, eine gewöhnungsbedürftige Kombination, was wohl auch sein Magen so empfunden haben muss. Von seiner Erinnerung an den Fehntjer Mark wandern seine Gedanken zu „Sünner Klaas". Am Nikolaustag sang er vor der Ladentüre des Bäckers Struck im Untenende: *„Sünner Klaas up witte Perd, steiht vor Backers Dör un reert, Backer mak de Döer eben open, ik will Sünner Klaas Goed kopen."* „Sünner Klaas Goed" waren Spekulatius, die für Kinder deshalb etwas Besonderes waren, weil es sie nur zu „Sünner Klaas" (Nikolaus) gab. Albrecht Weinberg verbindet seine Erinnerung dagegen mit „Stutenkerlen".

Seine Kindheitserinnerungen sind untrennbar mit den nationalsozialistischen Aktivitäten auf dem Fehn verbunden. Zwar hat er nie wirklich verstanden, was dort vor sich ging, aber er spürte, dass dies für ihn, den jüdischen Jungen und

seine Familie, nichts Gutes ahnen ließ. Wenn die Klänge der Spielmannszüge zu hören waren, galt dies für die Weinberg-Kinder als Alarmzeichen. „Wir haben uns versteckt und gehofft, dass wir nicht entdeckt würden. Diese Ereignisse waren für ihn doppelt schlimm, weil er gerne auch so eine schicke Uniform gehabt und gerne Mitglied im Jungvolk gewesen wäre. Er erinnert sich an die Umzüge zum 1. Mai. Dann seien die Kanalufer mit Birkenreisern geschmückt gewesen, eigentlich ein schöner Anblick, aber darüber lag der Schatten des kommenden „Ummarsches". *„Wenn wir SA-Leute in Uniform und mit Schulterriemen gesehen haben, bekamen wir Angst. Für unsere Eltern muss diese Zeit besonders schlimm gewesen sein."*

Am Tag der „Einweihung" des Adolf-Hitler-Platzes" am Ortsausgang in Richtung Ostrhauderfehn boten fehntjer Nazis Familie Weinberg „Freikarten für Palästina" an.

Seit die braunen Herren am östlichen Ortsausgang den „Adolf-Hitler-Platz" geschaffen hatten, gab es keine nationalsozialistische Aktivität in Westrhauderfehn, ohne ein Ritual auf diesem Platz. Ob Jungvolk, Hitlerjugend, BDM oder NSDAP, ob „Saarfeier", Sportwettkampf, Schulungsveranstaltung oder „Ummarsch": immer wurden auf dem Platz Fahnen gehisst, „Treueschwüre" auf Hitler wurden gesprochen, oder es gab Morgenappelle. Meist führte der Weg der Teilnehmer am Haus Weinberg vorbei, sodass *„wir ständig in Angst gelebt haben."* Seit dem Tag, an dem der Platz eingerichtet wurde, hatte Familie Weinberg unter der Nähe ihres Hauses zu diesem Platz zu leiden. Sie mussten ständig Beschimpfungen und Bedrohungen über sich ergehen lassen. Am Tag der offiziellen Eröffnung des Platzes sei eine Abordnung örtlicher Nationalsozialisten zu Familie Weinberg gekommen und habe ihr zwei Freikarten für Palästina angeboten.

Weideland von Conrad Graepel gepachtet

„Neben der Vieh-, Fell- und Schrotthandlung betrieben die Weinbergs, wie alle Viehhändler damals, eine kleine Landwirtschaft. Dini Schustereit, geborene Saathoff, aus der Nachbarschaft erinnerte sich, dass sie früher bei Weinbergs Milch holte . . . Zusätzlich zu ihrem eigenen Grundstück hatten Weinbergs noch ein Stück Weideland und eine Obstwiese am Rajen von Auktionator Conrad Graepel gepachtet. Therese Luikenga, geborene Schulna, wohnte in der Nähe. Sie erinnert sich, dass die Weide eingezäunt war, während unter den Apfelbäumen einzelne Kühe oder auch Schafe angepflockt waren. Manchmal kam es vor, dass sich ein Tier mit dem Tau zwischen den Bäumen verhedderte, dann wurde Therese von ihrer Mutter zu Weinbergs geschickt . . .", heißt es bei Heinze[39].

Die Weinberg-Kinder besuchten die Volksschule im Untenende und Dieter wechselte später zur Mittelschule in der 1. Südwieke von Westrhauderfehn. *„Sie waren Untenendjer Kinder wie andere auch, und wie alle echten Fehntjer Jungen brach Albrecht eines Tages auf dem zugefrorenen Kanal ins Eis ein und musste herausgezogen werden",* weiß Hannes Lücht aus der Nachbarschaft. Hildegard Albert, geborene Ulpts, wohnte ebenfalls in der Nachbarschaft der

39 http://www.archiv-heinze.de/colonien/westrhfehn/kirchenWF/andere/juden/juden.html

Familie Weinberg. Sie ging mit Friedel und Albrecht zur Schule und spielte häufig mit der Weinberg-Tochter. Am Sabbat wurde sie manchmal von Flora Weinberg gebeten, ein Stück Torf in den Ofen nachzulegen, was diese aus religiösem Grund an diesem Tag nicht durfte. Hildegard Albert weiß noch, dass sich die Mädchen gegenseitig besuchten und sich auch zu ihren Geburtstagen einluden. Das freundschaftliche Verhältnis blieb bestehen, nachdem Familie Ulpts in ihr neues Haus im Rajen umgezogen war. Sie habe es nicht verstehen können, erzählte sie später, warum ihre Mutter ihr irgendwann verbot, Friedel zu sich einzuladen.

In Weener zu Besuch

Anlässlich hoher jüdischer Feiertage sei Familie Weinberg mit der Bahn zu ihren Verwandten nach Weener gefahren, um dort an den Gottesdiensten in der Synagoge teilzunehmen. Das Gotteshaus befand sich in der Westerstraße, hinter dem Gebäude, in dem heute die „Deutsche Bank" tätig ist. Der Synagoge zur Straße hin vorgelagert, war die jüdischen Schule, in der seit den 1920er Jahren kein Unterricht mehr stattfand.

In diesem Haus damals Neue Straße 51, lebte seit 1920 Bernhard Weinberg, Onkel von Albrecht und seinen Geschwistern, mit seiner Familie. Kamen die Weinbergs aus Westerhauderfehn zu Besuch, wohnten sie unter dem Dach dieses Hauses. Onkel Max Grünberg lebte ebenfalls hier. Beide Männer sind im Adressbuch aus dem Jahr 1926 als Viehhändler eingetragen. Im Haus 49 nebenan wohnte die verwitwete Großmutter Frauke Grünberg; in Haus 47 war die Viehhandlung A. Grünberg Söhne gemeldet, mit Telefonnummer 211.



Um zu ihren Verwandten zu kommen, fuhren die Weinbergs mit der Kleinbahn nach Ihrhove und stiegen dort in die „Oldenburger Bahn" um, deren Züge über Weener in Richtung Groningen fuhren. Hatten sie den Zug am Bahnhof verlassen, stieg Albrecht Weinberg der unverwechselbare Geruch in die Nase, der von der nahe gelegenen Pudding-Fabrik Polak herüber geweht wurde. Gut zwei Kilometer hatte er von hier bis zur Neue Straße zurückzulegen, in der sich das Haus der Familie Grünberg befand. Im übernächsten daneben führte die Familie von Ruth Zimmermann ihre Gärtnerei. Die Ehefrau wird als streng gläubige reformierte Christin beschrieben, für die es später selbstverständlich gewesen zu sein scheint, ihren jüdischen Nachbarn in deren großer Not zumindest ein wenig zu helfen. In der Synagoge, an die heute nur noch nachträglich angebrachte Eckpunkte erinnern, feierte Dieter Weinberg im Alter von 13 Jahren seine Religionsmündigkeit, „Bar Mitzwah" genannt. Sein zwei Jahre jüngerer Bruder Albrecht beging dieses Fest in der Synagoge in Leer, kurz vor der „Pogromnacht".



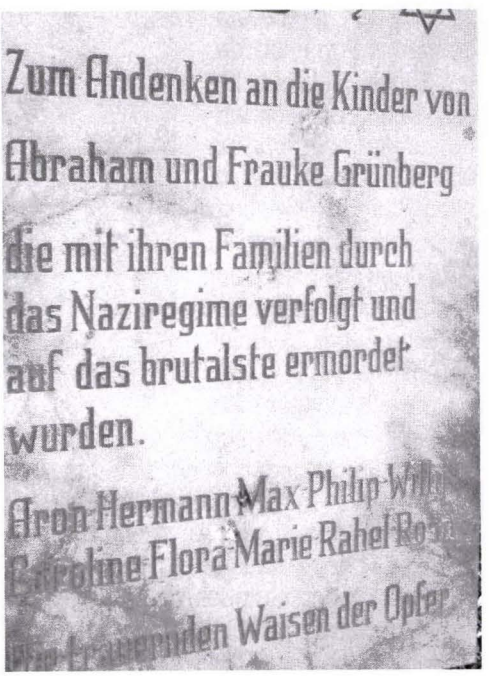
Diese siebenarmige Menora erinnert an die ehemalige Synagoge an der Westerstraße 32 in Weener. Inschrift: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung". Heute ist dort ein Parkplatz.



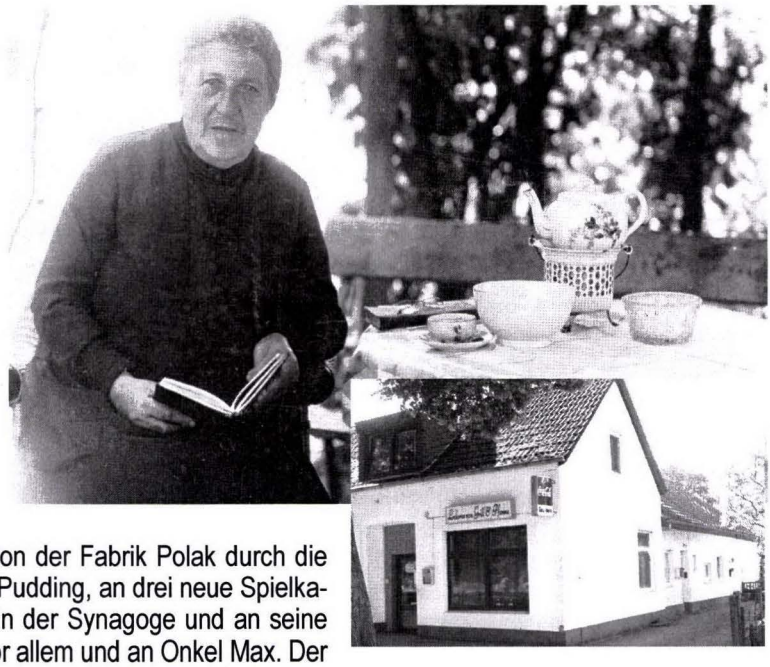
Das Grab von Frauke und Abraham Grünberg auf dem neuen jüdischen Friedhof an der Graf-Edzard-Straße in Weener. Es ist eines der wenigen erhaltenen Gräber, die meisten wurden zerstört.



Neben der Menora ist eine Gedenktafel angebracht, die an die jüdische Schule, das Lehrer- und das Rabbinerhaus erinnert.



Auf dem Grab der Grünbergs erinnert eine Gedenkplatte an die Kinder des Paares, die mit einer Ausnahme von den Nazis ermordet wurden.



Wenn sich die Eltern Flora und Alfred Weinberg darauf vorbereiteten, an hohen jüdischen Festtagen mit ihren Kindern nach Weener zu fahren, freute sich Albrecht auf den Ausflug in die Stadt. Weener habe er in den 1930er Jahren als lebendige Stadt erlebt, in der etwas los war. Er erinnert sich an die torfbeladenen Schiffe im Hafen, an den von der Fabrik Polak durch die Stadt wehenden Duft nach Pudding, an drei neue Spielkameraden, an die Besuche in der Synagoge und an seine Verwandten, an die Oma vor allem und an Onkel Max. Der Onkel war mit über 40 Jahren zwar wesentlich älter als die Kinder, aber da er nicht geheiratet hatte und im Haus seines Schwagers und seiner Schwester lebte, spielte er oft mit den Weinberg-Kindern.

Das Foto zeigt Frauke Grünberg so, wie sie Albrecht Weinberg im Gedächtnis geblieben ist: das Gebetbuch in den Händen, das Teestövchen auf dem Tisch. Die Großmutter und ihr im Jahr 1919 verstorbener Mann Abraham Hartog lebten in dem weißen Haus in der Neue Straße 49 (Heute „Kommerzienrat Hesse Straße) in Weener. Heute ist darin ein Imbiss. Ihre letzten Jahre verbrachte die am 22. Juli 1850 geborene und am 3. Februar 1937 verstorbene Oma nebenan im Haus ihrer Tocher Rahel und deren Mannes Bernhard Weinberg.

Schon die Fahrt nach Weener war ein Erlebnis. Wann sonst hätte der Knabe im Alter von unter zehn Jahren Gelegenheit gehabt, mit der Kleinbahn zu fahren? Und von deren Endstation ging es mit einem anderen Zug noch weiter. Wenn er am Bahnhof Weener den Zug verließ, hat er auf dem Platz daneben vielleicht das Vieh gesehen, das später mit dem Güterzug abtransportiert wurde. Ihr Weg zur Großmutter führte die Familie durch die Bahnhof- und die Feldstraße (heute Risiusstraße) in die Neue Straße (heute Kommerzienrat Hesse-Straße), die damals noch Durchfahrtstraße war, die Umgehungsstraße gab es noch nicht.

Motorrad-Abenteuer mit Onkel Max

Die Großmutter hat er als alte Frau in Erinnerung, mit der er nichts habe anfangen können. Sie, die zwölf Kinder zur Welt gebracht hatte, saß meist ruhig in ihrem Stuhl, an kalten Tagen die Füße auf einen Stov gestellt. Vor ihr auf dem Tisch stand der Tee auf dem Stövchen, und in der Hand hielt sie ihr Gebetbuch. Onkel Max habe ein Motorrad besessen, auf dessen Rücksitz Albrecht manchmal mitfahren durfte, was er als besonderes Erlebnis empfunden hat. Ansonsten habe man dieselben Spiele gespielt wie daheim; Tiddeltopp, Knikkern oder einen Fahrradreifen mir dem Stock vorantreiben. Manchmal habe man mit der Kusine Ruth Heilbronn gespielt, die aus Lingen nach Weener zu Besuch kam.

Zu den Gottesdiensten begab sich die Familie gemeinsam durch die Feld- in die Westerstraße, in der sich die Synagoge befand. In dem Gebäude davor, dessen Außenmauern noch stehen, befand sich das jüdische Lehrhaus, eine jüdische Elementarschule, in der zur Zeit der Besuche der Weinberg-Kinder

nicht mehr unterrichtet wurde, ein rituelles Bad und das Haus des Gemeindedieners. Heute ist dort eine Bankfiliale.

„Zur Besorgung religiöser Aufgaben der Gemeinde war ein Elementarlehrer für die Schule angestellt sowie ein Schochet, der auch als Synagogendiener und Hilfsvorbeter tätig war . . . Um 1924, als zur Gemeinde noch etwa 162 Personen gehörten (ca. 4 % von insgesamt etwa 4.000 Einwohnern), waren die Gemeindevorsteher Josef Arons und Moritz Arons. Der Repräsentanz gehörten an: Sally Meyer, Moses Heß, Josef Pinto, Bernhard Weinberg (Onkel von Albrecht Weinberg und dessen Geschwistern, Red.) und Moses Gerson. Als Lehrer, Kantor und Prediger der Gemeinde war Arnold Seliger tätig, als Kantor, Schochet und Synagogendiener Simon Cossen. An der israelitischen Volksschule wurden nur noch vier Kinder unterrichtet; 1925 wurde die Schule geschlossen. Acht Kinder der Gemeinde, die weiterführende Schulen besuchten, erhielten in der Volksschule ihren Religionsunterricht. An jüdischen Vereinen waren vor allem tätig: die Kranken- und Beerdingungsbrüderschaft (Chewra Kadischa, gegründet 1876; 1924 unter Leitung von A. de Vries und Jos. Pinto, 1932 unter Leitung von A. de Vries und Moritz Gerson, Bahnhofstr. 13 mit 26 Mitgliedern; Zwecke und Arbeitsgebiete: Krankenpflege und Bestattungswesen), der Israelitische Frauenverein (gegründet 1847/48, 1924 unter Leitung der Frau von Josef Arons und der Frau von A. de Jonge, 1932 unter Leitung der Frau von Josef Arons mit 42 Mitgliedern; Zweck und Arbeitsgebiete: Unterstützung hilfsbedürftiger Frauen und Mädchen), ein „Frauenverein zur Verschönerung der Synagoge" (seit 1901) sowie der Jüdische Jugendbund (1924 unter Leitung von Moritz de Vries). Dazu war eine Ortsgruppe des „Central-Vereins" am Ort.

Familiärer Kontakt nach Weener. Familie Weinberg besuchte den Gottesdienst in der Synagoge in Weener.

Auch in den 1920er-Jahren waren unter den jüdischen Gewerbetreibenden vor allem Viehhändler und Schlachter. Dazu kamen neue Geschäfte wie das Maschinen- und Fahrräder-Geschäft von Jacob de Jonge. Jüdische Einwohner waren auch im Vereinsleben in Weener engagiert: Walter Pinto spielte beim TuS Weener Fußball, Moritz und Hermann de Vries waren in der Feuerwehr aktiv.

1932 waren die Gemeindevorsteher weiterhin Josef Arons (1. Vors.) und Moritz Arons (2. Vors. und Schatzmeister). Als Lehrer und Kantor war nun Sally Boley genannt, als Schochet und Kantor weiterhin Simon Cossen. Religionsunterricht erhielten im Schuljahr 1931/32 12 Kinder der Gemeinde.

131 jüdischgläubige Einwohner in Weener.

1933 wurden 131 jüdische Einwohner in Weener gezählt (von 4.290). In den folgenden Jahren ist ein Teil der jüdischen Gemeindeglieder auf Grund der Folgen des wirtschaftlichen Boykotts, der zunehmenden Entrechtung und der Repressalien weggezogen beziehungsweise ausgewandert. Hauptziele der Nationalsozialisten waren seit 1933 die jüdischen Schlachter und Schächter. Bereits am 28. März 1933 war eine Hausdurchsuchung bei Kantor und Schächter Simon Cossens vorgenommen wurden; dabei wurde sein Schächtmesser beschlagnahmt. In der Wohnung von Lehrer und Prediger Boley wurde ein

Beschneidungsmesser beschlagnahmt. Beide Messer wurden öffentlich unter Leitung des SA-Sturmführers Marcus verbrannt. Noch 1933 kam es zu mehreren Verhaftungen jüdischer Gemeindemitglieder, darunter des Kaufmanns Jakob de Jonge, der in das KZ Börgermoor verbracht wurde und des Bäkker Ludwig Aron. Bis 1935 konnten die meisten jüdischen Gewerbebetriebe noch weiterbetrieben werden. Bis 1938 hatten mindestens 63 der jüdischen Einwohner Weener verlassen, zehn von ihnen sind nach Übersee emigriert. Beim Novemberpogrom 1938 wurde die Synagoge niedergebrannt (s. u.), die jüdischen Einwohner verhaftet, ihre Wohnungen verwüstet und die Wertsachen beschlagnahmt. Die Männer wurden in das Schlachthaus nach Leer verbracht, schwer misshandelt und danach in das KZ Sachsenhausen überführt. Mitte 1939 wohnten noch 42 jüdische Personen in der Stadt. Die meisten von ihnen wurden im Februar 1940 evakuiert („evakuiert" ist die Nazi-Formulierung für die „Deportation" der Mitbürger jüdischen Glaubens in die Konzentrationslager, Red.) . Im April 1940 gab es keine jüdischen Personen mehr in Weener. In Stapelmoor lebte bis zu ihrer Emigration nach Holland im April 1942 Rosa Lazarus."[40]

Die Osterwoche verbrachte Familie Weinberg in Weener.

Unter anderem sei man zu den Osterfeierlichkeiten nach Weener gefahren, „das war dann für eine ganze Woche." Geschlafen habe man auf dem Dachboden, „direkt unter den Dachziegeln." Isoliert war das Dach nicht, so dass es auf dem Boden immer kalt war, aber es ging irgendwie.

Schräg gegenüber dem Haus des Synagogendieners betrieben Daniel und Moritz de Vries eine Schlachterei. Moritz hatte drei Kinder ein Mädchen und zwei Jungen, mit denen die Weinberg-Kinder gerne spielten. „Meistens spielten wir dort im Haus, es war toll. Wenn wir dann vom Vater noch einen Zipfel Leberwurst bekamen, haben wir das genossen wie ein Vanilleeis."

Albrecht Weinberg erlebte Mordtat vor der Synagoge.

Die Nachbarn Brunsema in Westrhauderfehn versorgten an diesen Tagen das Vieh der Weinbergs, molken unter anderem die Kühe und durften die Milch behalten. Am Tag vor dem jüdischen Neujahrsfest, am 19. September 1933 wurde der damals achtjährige Albrecht Zeuge einer Bluttat, über die in der RZ ausführlich berichtet wurde. *„Ich ging an diesem Tag mit meinem Onkel Max zur Synagoge und habe gesehen, wie der Täter noch auf sein Rad stieg und wenig später tot umfiel."* Ein jüdischgläubiger Viehhändler hatte einen gleich gläubigen Schlachter vor der Synagoge erschossen, sich dann selbst mit einem Taschenmesser den Hals aufgeschnitten, war auf sein Fahrrad gestiegen und wenig später tot zu Boden gestürzt.

Die „Machtergreifung" der Nationalsozialisten veränderte alles

„Nach Hitlers ‚Machtergreifung' am 30. Januar 1933 gehörte die Zeit des friedlichen Zusammenlebens bald der Vergangenheit an"[41], heißt es bei Heinze

40 http://www.alemannia-judaica.de/weener_synagoge.htm

41 http://www.archiv-heinze.de/colonien/westrhfehn/kirchenWF/andere/juden/juden.html

weiter. Auch auf dem Fehn sei die Bevölkerung lautstark darauf aufmerksam gemacht worden, dass andere Zeiten angebrochen seien. Das spürten auch die Weinberg-Kinder. Wenn er an seine Kindheit denkt, fällt Albrecht Weinberg der Antisemitismus ein, dem er als Kind ausgesetzt war, ohne zu wissen, was los war. Er dürfte knapp sieben Jahre jung gewesen sein, als man ihn immer deutlicher merken ließ, dass er irgendwie anders war. Es seien vorrangig Schulfreunde und Spielkameraden gewesen, die seine Geschwister und ihn haben spüren lassen, dass man sie ausgrenzen wollte. *„Wir haben das nicht verstanden, wir waren doch deutsche Bürger. Wir haben Plattdeutsch gesprochen und alles das gemacht, was unsere nichtjüdischen ‚Freunde' gemacht haben. Wir wollten dazu gehören, aber wir hatten ja Hörner auf."*

Albrecht Weinberg beneidete die anderen Jungen wegen der schicken Uniformen, die für ihn unerreichbar waren.

Er hat die anderen Jungen beneidet, die schicke Uniformen tragen und im Jungvolk sein durften. Anfangs ist er morgens vor dem Unterricht noch stolz mit seinen Klassenkameraden auf dem Schulhof angetreten und hat das Horst-Wessel Lied mitgesungen, ohne zu wissen, was er da eigentlich sang. Warum wenig später antijüdische Hetzlieder vor ihrem Haus gesungen wurden, hat er auch nicht verstanden. Allmählich machte sich Angst in ihm breit, und wenn mal wieder ein „Ummarsch" um das Untenende anstand, war der Trommellärm wie eine Alarmglocke für ihn.

„Im April 1933, während der Tage des Boykotts jüdischer Geschäfte, erschien der junge (Karl, Red.) Bahns vom Hotel Frisia in SA-Uniform bei Weinbergs und forderte die Herausgabe der Schächtmesser, die Alfred Weinberg bisher zum koscheren Schlachten für den Eigenbedarf genutzt hatte. Das Schächten wurde in Deutschland verboten, und wie in vielen anderen Städten wurden auch in Leer die Schächtmesser öffentlich verbrannt."[42] Für Albrecht Weinberg war das reine Willkür, koscher zu Schlachten sei ein normales Handwerk gewesen, auf keinen Fall sei es für das Schlachtvieh schmerzhafter gewesen als die Schläge mit dem Vorschlaghammer, mit denen sie von anderen Schlachtern vor dem Töten „betäubt" wurden.

Nazis gründeten 1933 Viehhändler-Verband zu dem Juden keinen Zutritt hatten. Bis dahin war Viehhandel „in jüdischer Hand".

Der Lokalhistoriker Michael Till Heinze hat dazu notiert: *„Gleich zu Beginn der NS-Zeit, im April 1933 gab es eine Aktion ‚Boykott der jüdischen Geschäfte'. SA-Leute stellten sich ein paar Tage lang vor die jüdischen Läden und wollten die Kunden vom Einkaufen abhalten, um den Juden auf diese Weise Verdienstausfälle zu bescheren. Auf diese Weise hoffte man, die Juden auf lange Sicht zum Auswandern bewegen zu können, da die Käufer ausblieben. Diese Hoffnung der NS-Regierung ging aber in der Branche des Viehhandels im nordwestdeutschen Raum so bald nicht in Erfüllung, denn ohne die jüdischen Viehhändler wäre die gesamte Infrastruktur des Viehhandels zusammengebrochen, da die Juden in dieser Branche fast ein Monopol hatten. Obwohl der agrarpolitische Fachberater der NSDAP, W. Voß, schon am 5. April 1933 im Anschluss an den Viehmarkt in Leer im Centralhotel einen nationalsozialistischen Viehhändlerverband gründete, zu dem Juden selbstverständlich keinen Zutritt*

42 Heinze, Michael Till, a.a.O.

hatten, setzten die meisten Bauern ihre Geschäfte einstweilen mit den Juden fort, zumal ihnen deren Geschäftsusancen besser gefielen als die Praktiken vieler nichtjüdischer Händler.

Das änderte sich erst 1935, als die Juden durch die ‚Nürnberger Gesetze' zu Menschen minderen Rechts gemacht wurden. Es war zwar noch nicht verboten, mit Juden Geschäfte zu machen, aber zwei Jahre antijüdischer Hetze übelster Sorte und zwei Jahre ‚Gleichschaltung' aller Medien und gesellschaftlicher Gruppen mit entsprechender Einschüchterung der Abweichler wirkten sich nach und nach sehr negativ auf die Geschäfte der Juden aus. Auch gutwillige Leute scheuten sich davor, im ‚Stürmerkasten' als Judenknechte angeprangert zu werden und sahen sich nach Alternativen um. Und die gab es mittlerweile im Viehhandel, denn die NS-Regierung hatte das Bezugs- und Absatzgenossenschaftswesen im ländlichen Raum in der Zwischenzeit stetig ausgebaut.

„Nürnberger Gesetze" wirkten sich auch in Westrhauderfehn aus.

Obwohl sie noch Kinder waren, bekamen Dieter, Friedel und Albrecht Weinberg auch schon bald die Folgen der NS-Judenhetze zu spüren. Die Spielkameraden und Mitschüler zogen sich nach und nach zurück. Für viele von ihnen waren sie jetzt bloß noch ‚olle Jöden', Kinder zweiter Klasse, mit denen man nicht mehr gerne etwas zu tun haben wollte und auf die man keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte. Die neuen Organisationen, seien es die ‚Pimpfe' oder die ‚Jungmädel', bei denen viele Klassenkameraden begeistert mitmachten, waren ohnehin für Juden verboten. Die beiden Jungen von der Drogerie Prahm in der Nachbarschaft, . . . wollten nichts mehr von ihnen wissen. Sie spuckten sie jetzt an und warfen eines Tages sogar mit Steinen nach ihnen. Dieter, Friedel und Albrecht waren auf dem Fehn bald völlig isoliert und verstanden die Welt nicht mehr. Es muss für die sehr schmerzlich gewesen sein, dass sie von ihren Mitschülern und auch von einigen Lehrern mehr und mehr ausgegrenzt und drangsaliert wurden."[43]

Die Geschwister Weinberg bekamen Judenhetze zu spüren.

Gefragt, ob der Hass auf Juden damit zu tun gehabt haben könnte, dass es reiche Juden gegeben habe, die man vielleicht insgeheim beneidete, bejaht Weinberg dies. Sein Großvater, Abraham H. Grünberg sei wohlhabend gewesen. Seinen Wohlstand habe er sich mit dem Verkauf von Stoffen erarbeitet, mit denen er übers Land gezogen sei. Jede seiner fünf Töchter, also auch Flora Weinberg, habe zur Hochzeit vom Vater 10.000 Goldmark als „Mitgift" bekommen; heute wäre dies vermutlich ein sechsstelliger Eurobetrag. Weil es auch im Zentrum Westrhauderfehns mehrere Menschen gab, die damals als wohlhabend gelten konnten, beispielsweise Theodor und Conrad Graepel, die Familie Roelf Müller oder der Auktionator Heiko Athen, kann der relative Wohlstand der Juden nicht der ausschlaggebende Grund für den Hass gewesen sein. Zeitungsberichte aus der Vor-Hitler-Zeit bestätigen, dass jüdische Mitbürger jahrzehntelang als in die Gesellschaft integriert behandelt wurden. Etwa ab 1925 wurden den Zeitungslesern mehr und mehr antijüdisches Gift in medialer Form verabreicht. Auch wenn man die Artikel nicht ernst genommen haben sollte,

Albrechts Großvater Abraham Grünberg galt als wohlhabend.

43 Heinze, Michael Till, a.a.O.



In der ehemaligen jüdischen Schule in Leer, heute Gedenkstätte, besuchten auch die Weinberg-Geschwister Friedel und Albrecht den Unterricht, nachdem sie 1936 von ihrer Schule in Westrhauderfehn vertrieben worden waren.

die ständige Wiederholung erzielte Wirkung, wie der sprichwörtliche „stetige Tropfen auf den heißen Stein". Gipfel der Judenhetze in Westrhauderfehn war die Hetzschrift „Der Stürmer", der im Ort nach und nach in sieben „Stürmerkästen" zu lesen war. Einer davon war im Untenende aufgestellt worden. Albrecht Weinberg sieht vor seinem geistigen Auge, wie Menschen davor stehen bleiben, als einer ihrer Mitbürger dabei ist, die aktuelle Ausgabe darin zu befestigen. „Manche sind von ihrem Rad abgesprungen, um das Neueste zu lesen."

Eine neue Hiobsbotschaft für die Weinbergs war die Verfügung über die Rassentrennung an Schulen vom 10. September 1935, die mit Beginn des neuen Schuljahres, Ostern 1936, umgesetzt wurde. Dieter musste die Mittelschule verlassen. *„Weinberg, packe deine Sachen und gehe nach Hause! Du hast hier nichts mehr zu suchen"*, bekam er eines Tages von Rektor Wilhelm Bütefisch zu hören, der auch Ortspropagandaleiter der NSDAP in Westrhauderfehn war. Hannes Lücht berichtet das aus einem Gespräch mit dem Nachbarmädchen Ilse Kauffeld, die mit Dieter Weinberg auf der Mittelschule in dieselbe Klasse gegangen war. Da Dieter seine achtjährige Schulpflicht erfüllt hatte, begann er eine kaufmännische Lehre in Emlichheim in der Grafschaft Bentheim.

Exkurs: „Rassentrennung an öffentlichen Schulen"

Unter dieser Überschrift war mit Datum vom 10. September 1935 im amtlichen Schulblatt zu lesen: „Eine Hauptvoraussetzung für jede gedeihliche Erziehungsarbeit ist die rassische Übereinstimmung von Lehrer und Schüler. Kinder jüdischer Abstammung bilden für die Einheitlichkeit der Klassengemeinschaft und die ungestörte Durchführung der nationalsozialistischen Jugenderziehung auf den allgemeinen öffentlichen Schulen ein starkes Hindernis. Die auf meine Anordnung bisher vorgenommenen Stichproben in einzelnen preußischen Gebietsteilen haben gezeigt, dass die öffentlichen Volksschulen noch immer in nicht unerheblichem Maße von jüdischen Schülern und Schülerinnen besucht werden. Vornehmlich ist dies der Fall in den größeren Städten; aber auch auf dem platten Lande finden sich Gebiete, die mehr oder minder stark mit Juden besiedelt sind. Auch über das Volksschulziel hinausführende Schulen sind trotz der Zulassungsbeschränkungen des Gesetzes von 25. April 1933 . . . noch immer von einem an einzelnen Orten unverhältnismäßig hohen Anteil

jüdischer Schüler und Schülerinnen besucht. Für die Entwicklung des nationalsozialistischen Schulwesens ergeben sich hierdurch Hemmungen.

Die Errichtung öffentlicher und privater jüdischer Schulen hat zwar an einzelnen Orten zu einer gewissen Sonderung derjenigen jüdischen Schulkinder geführt, die der mosaischen Religion angehören. Die Trennung nach Konfessionen ist jedoch für ein nationalsozialistisches Schulwesen nicht ausreichend. Die Herstellung nationalsozialistischer Klassengemeinschaften als Grundlage einer auf dem deutschen Volkstumsgedanken beruhenden Jugenderziehung ist nur möglich, wenn eine klare Scheidung nach der Rassezugehörigkeit der Kinder vorgenommen wird.

Ich beabsichtige daher vom Schuljahr 1936 ab für die reichsangehörigen Schüler aller Schularten eine möglichst vollständige Rassentrennung durchzuführen. Hinsichtlich der nicht zu Pflichtschulen gehörenden Schulen erwäge ich eine Abänderung der durch das Überfüllungsgesetz vom 24. April 1933 getroffenen Bestimmungen in Richtung einer verschärften Abtrennung.

Bei den Pflichtschulen ist mit Rücksicht auf die für Nichtarier nach wie vor bestehende Schulpflicht eine Verweisung auf private Volksschulen nicht anhängig. Vielmehr wird die Errichtung öffentlicher Volksschulen für Juden erforderlich werden. In diesen Schulen werden alle Schüler und Schülerinnen zusammenzufassen sein, bei denen entweder beide Elternteile oder ein Elternteil jüdisch sind. Die so genannten Viertelsjuden, bei denen ein Großelternteil jüdisch ist, beabsichtige ich, bei der auf dem Gebiete des Schulwesens vorzunehmenden Rassentrennung außer Betracht zu lassen.

Voraussetzung für die Errichtung einer öffentlichen jüdischen Volksschule ist das Vorhandensein einer zur ordnungsgemäßen Beschulung hinreichenden Zahl jüdischer Kinder innerhalb einer Gemeinde oder eines unter Berücksichtigung zumutbarer Schulwege abgegrenzten Gebietes (Stadt- oder Landgebietes). Dabei müssen gegebenenfalls mehrere oder sämtliche Jahrgänge in einer Volksschule zusammengefasst werden. Als eine zur ordnungsgemäßen Beschulung hinreichende Richtzahl wird die Zahl von 20 Kindern anzunehmen sein.

Um einen Überblick zu gewinnen, in welchem Umfange die Errichtung öffentlicher jüdischer Volksschulen erforderlich bezw. möglich ist, ersuche ich an allen öffentlichen und privaten Volksschulen Ihres Aufsichtsbereichs für sämtliche Jahrgänge (beschleunigt nach dem beigelegten Muster) Feststellungen über die Rassezugehörigkeit der die Schulen zur Zeit besuchenden Kinder zu treffen. . . Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung."[44] Friedel und Albrecht mussten jetzt die jüdische Schule in Leer besuchen. Weil der Schulweg nach Leer weit war, die Eltern die Fahrtkosten für den Zug kaum noch hätten zahlen können, und weil Friedel und Albrecht

44 Amtliches Schulblatt, 1. September 1935

im Zug Pöbeleien und Schlimmerem ausgesetzt gewesen wären, mussten sie in Leer untergebracht werden. Dadurch wurden sie erstmals zwangsweise von ihren Eltern getrennt. Die Verfügung über die Rassentrennung an Schulen war gleichzeitig der Beginn einer neuen Eskalationsstufe auf dem Weg zu der von den Nazis angestrebten „Vernichtung der jüdischen Rasse". Nur fünf Tage später, am 15. September 1935, traten das „Reichsbürgergesetz und das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" sowie entsprechenden Verordnungen in Kraft, mit denen das Leben der jüdischen Mitbürger massiv eingeschränkt wurde. Nach dem „Reichsbürgergesetz" konnten Juden keine Deutschen sein. Damit waren sie von allen Rechten ausgeschlossen, die nichtjüdischen Mitbürgern zustanden. Das Gesetz zum „Schutzes des deutschen Blutes" verbot die Heirat von Juden mit nichtjüdischen Partnern. Diese und weitere Gesetze wurden als „Nürnberger Gesetze" bezeichnet.

„Nürnberger Gesetze" zielten auf die „Reinhaltung der arischen Rasse." In der Folge wurden Juden zu Menschen zweiter Klasse degradiert.

„Einen radikalen Einschnitt in das Leben der Juden in Deutschland brachten die sogenannten Nürnberger Gesetze von 1935, die Juden zu Menschen minderen Rechts stempelten. Um die ‚Reinhaltung' der ‚arischen Rasse' für alle Zukunft zu sichern, stellten die Gesetze Eheschließungen sowie den als ‚Rassenschande' bewerteten außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Nichtjuden und Juden unter Strafe", heißt es auf der Internetseite des „dhm" (Deutsches Historisches Museum). *„Abhängig gemacht wurde die Zugehörigkeit zur „jüdischen Rasse" von der Konfession der Großeltern. Die Nürnberger Gesetze definierten Menschen als ‚Volljude' oder ‚Halbjude', von denen sich viele zeit ihres Lebens nicht als Juden empfunden hatten. Auch sie wurden nun Teil der ausgegrenzten jüdischen Gemeinschaft und Opfer von Rassentheorien, die ein grundlegendes Element nationalsozialistischer Weltanschauung bildeten. Ideologisch orientierten sich die Nationalsozialisten an einer bereits im 19. Jahrhundert aufkommenden, aber wissenschaftlich unhaltbaren völkischen Rassedefinition. Juden galten aus nationalsozialistischer Sicht als die Angehörigen der bedrohlichen ‚Gegenrasse' und als Verschwörer sowohl hinter dem westlichen Kapitalismus als auch hinter dem sowjetischen Kommunismus. Die NS-Propaganda schilderte immer wieder, wie das ‚internationale Judentum' die Weltherrschaft an sich reißen wolle, was gleichbedeutend sei mit dem Untergang des deutschen Volkes."*[45]

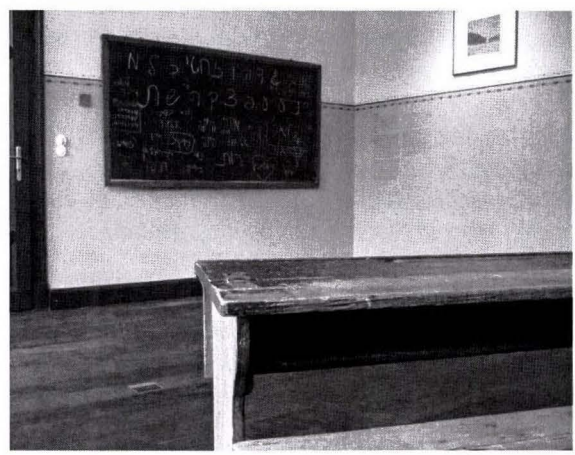
Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung" entzog jüdischen Unternehmen die Existenzgrundlage.

In der Folge wurden die Rechte und damit die Lebensbedingungen der jüdischen Bevölkerung immer weiter eingeschränkt. In den Folgejahren wurden immer weitere Gesetze und Verordnungen erlassen, die es jüdischen Unternehmen erschwerten, ihren Geschäften nachzugehen. Einen nächsten Tiefschlag, von dem es für die jüdischen Geschäftsleute keine Erholung geben konnte, war das Gesetz vom 6. Juli 1938 zur „Änderung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich". Auf dieser Grundlage wurde vielen jüdischen Unternehmen die Betriebserlaubnis entzogen. *„Für die Viehhändler bedeutete das Einziehen der Wandergewerbescheine und Legitimationskarten eine schwer-*

45 *http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/antisemitismus/ausgrenzung/*

wiegende Behinderung in ihrer Berufsausübung. Sie durften nur noch in ihrem Wohnort, dem Ort ihrer Zulassung, mit Vieh handeln", heißt es bei Heinze. *„Die Firma Max Grünberg und Bernhard Weinberg in Weener konnte von nun an kein Stück Vieh mehr von den Bauern kaufen, denn die wohnten ja in den umliegenden Dörfern und nicht in der Stadt (dem damaligen ‚Flecken' Weener, Red.). Außerdem durften sie den Viehmarkt in Leer jetzt nicht mehr beliefern. Die Firma musste aufgegeben werden, und das Haus wurde ‚arisiert'."*[46] Das Haus von Familie Weinberg in Westrhauderfehn wurde am 10. Januar 1936 „arisiert", sie wurden enteignet.

Die Eigentümer mussten ihre Immobilien unter dem Marktpereis verkaufen. In Westrhauderfehn kaufte der Werfteigentümer Harm Schaa das Haus der Familie Weinberg. Wo Möbel und Einrichtungsgegenstände blieben ist unklar, fest steht, dass die Familien nur einen Teil mitnehmen konnten. Albrecht Weinberg erinnert sich, dass die Eltern einige Möbel in der Scheune ihrer „Zwangsunterkunft" in der Bremer Straße untergestellt hatten. Zeitzeugen haben diverse Details berichtet, die kein Gesamtbild ermöglichen. Der eine erinnert sich an ein mit Möbeln hoch beladenes Pferdefuhrwerk, andere wissen, dass Möbel aus den jüdischen Häusern auf dem damaligen Marktplatz verkauft worden sein sollen. Denkbar ist auch, dass sie nach Leer geschafft wurden, wo in der Turnhalle an der heutigen Turnerstraße mehrmals Möbel aus jüdischen Eigentum verkauft wurden.



In der jüdischen Schule ist ein Klassenraum so hergestellt, wie er von den jüdischen Schülerinnen und Schülern genutzt wurde. Die Kinder aller acht Jahrgänge wurden in einem Raum von einem Lehrer unterrichtet. Albrecht Weinberg erinnert sich daran, dass die Schüler der unteren Jahrgänge teils von den älteren Schülern unterrichtet werden mussten. Der Unterricht begann eine halbe Stunde später als im benachbarten Gymansium, um die jüdischen Kinder vor den Pöbeleinen der anderen zu schützen. Wenn Viehmarkt in Leer war, zog Weinberg es vor, beim Viehauftrieb zu helfen und sich ein wenig Geld zu verdienen. Klar, dass er dann in der Schule Ärger bekam. Fotos: Giermanns

Im Gebäude der jüdischen Schule kann man sich heute unter anderem durch Zeitzeugeninterviews darüber informieren lassen, welchen Anfeindungen die jüdischen Mitbürger unter der Nazi-Herrschaft ausgesetzt waren.

46 Heinze, Michael Till: a. a. O.

Wie Mitbürger die fehntjer Juden sahen

Die Erinnerungen von Agathe Helling ergänzen die Informationen über die jüdischen Mitbürger in Westrhauderfehn: „Mit Weinbergs Tochter Lilly spielte Agathes Tante Grete oft. Frau Weinberg rief dann: *‚Grete, wullt du woll mit Lilly spölen?'.* Dann holte Grete die etwas jüngere Lilly zum Spielen ab.

Bei Brunsemas aß Lilly schon mal ein Stück Speck. Ansonsten wurden die jüdischen Regeln streng beachtet. Wenn am Freitagabend (Beginn des Sabbatfestes) Besuch aus Weener kam (es musste bei den religiösen Feiern immer eine bestimmte Anzahl Personen zusammen sein), hörte Tante Grete den eigenartigen Singsang aus der guten Stube und musste heimlich darüber lachen. Sie saß mit Lilly in der Weinberg´schen Küche und lauschte den Erwachsenen.

Zusammenleben auf dem Fehn war „gut nachbarschaftlich" und vorurteilsbeladen zugleich.

Wenn Grete später nach Hause ging, machte sie das elektrische Licht aus, denn nach jüdischem Glauben durften Weinbergs und Grünbergs das selbst nicht erledigen. Es waren vor allem die Frauen, die auf Einhaltung der strengen Glaubensregeln achteten. Dies führte dazu, dass Tante Grete und auch wohl Tante Anni am Sonnabend, dem Sabbatfest, das Herdfeuer entfachten und das am Vortag vorbereitete Essen auf die Platte stellten.

„Bernhard Weinbergs Bruder Alfred war ebenfalls mit einer Grünberg-Tochter verheiratet. Die beiden Brüder hatten am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Sie waren deutsche Soldaten und kämpften für ihr Vaterland. Sie fühlten sich als Deutsche" hat Agathe Helling festgehalten. *„Beide waren wie mein Vater gesund aus dem Krieg nach Hause gekommen. Bernhard zog nach dem Krieg nach Weener, und sein Bruder Alfred wurde unser neuer Nachbar.*

Auch zu ihm entwickelte sich ein gutnachbarschaftliches Verhältnis. Alfred Weinberg zeigte unserem Großvater seine Wertsachen, die er in einem Sekretär eingeschlossen hatte. Dies ist ein Zeichen von großem Vertrauen, das die beiden Männer einander entgegenbrachten.

Manchmal hatte der jüdischen Glaube für Andersgläubige unverständliche Wirkung. Als der Schmied (Johann Dirk Brunsema) ihm einmal einen Spaten besonders gut geschliffen hatte, musste Weinberg den Spaten noch nachschleifen - das Unreine müsse weg, und Opa war ein bisschen böse: ‚Man sull di de Spa um de Ohrn haun'!"

Albrecht Weinberg muss schmunzeln, wenn er diese Sätze fast ein Menschenleben später liest. Sicher hatten die beiden Männer einander vertraut, aber warum soll Alfred Weinberg seinem Nachbarn Wertsachen gezeigt haben? Was an einem Spaten „unrein" gewesen sein soll, ist für ihn nicht nachvollziehbar. Mag sein, dass die Tochter des Schmiedes etwas falsch wahrgenommen hatte. Im Kern gilt: Missverständnisse wie dieses oder Halbwissen bildeten den Nähr-

boden für „Befremden" gegenüber jüdischer Lebensart, eine Voraussetzung für das Gedeihen des Antisemitismus. Dasselbe gilt auch für die folgenden Äußerungen Hellings[47]:

„Bei Weinbergs hat es manchmal wie Kraut und Rüben ausgesehen, denn der Vater handelte nicht nur mit Kühen, sondern auch mit Alteisen. Hinter dem Haus lag ein Schrotthaufen, und manchmal holten die Kinder hinten etwas weg und verkauften es ihm vorne wieder. Hauptsächlich war der Nachbar Großviehhändler. Wilhelma Heinze weiß von ihrem Vater Anton Hensmanns aus Ostrhauderfehn, dass er bei Weinberg eine Kuh und später eine hoch tragende Färse gekauft hat und ‚best tofree' war. Wenn der Händler eine Kuh oder ein Rind kaufte, musste der Bauer ein Huhn obendrauf geben. Deshalb hatten Weinbergs bald so viele Hühner, dass die Nester von Eiern übergequollen sein sollen. Sein Schwager Philipp Grünberg, der früher in Textilien lief (Haustürverkauf), schloss sich später dem Viehhandel Weinbergs an. Von ihm wurde erzählt, dass er in Burlage einem Bauern einen Anzugstoff aus dem Koffer billig verkaufen wollte. Dem Landwirt war der ihm angebotene Stoff zu billig, er wollte etwas Besseres haben. Grünberg ging zu seinem Fahrrad mit Anhänger und kam dann mit demselben Stoff wieder, den er jetzt teurer anbot, und der Bauer kaufte ihn." So wurden Vorurteile vielleicht ungewollt heraufbeschworen.

Der spätere Kaufhausgründer Johann Korrelvink hat sich in seinen „Erinnerungen" auch mit seinen früheren jüdischen Nachbarn befasst, die in der Rhauderwieke gewohnt hatten. Anlass war, dass er in seinen Kinderjahren in der Rhauderwieke eine Zeit lang im Haus neben dem der Familie Gumpertz gewohnt hat. Welche Gräuel die Juden in Deutschland und in den eroberten Ländern millionenfach durchlitten und meist nicht überlebten, hat er, wie die meisten anderen Deutschen, erst nach dem Krieg erfahren.

Seine Eltern erzählten ihm später, dass sie zur Familie Gumpertz ein gutes Verhältnis hatten. Er selbst erinnerte sich, gelegentlich mit den Nachbarskindern und insbesondere mit der ein Jahr älteren Gumpertz-Tochter Helene gespielt zu haben. Deren Schwester Beate war drei Jahre jünger als Korrelvink. *„Ich erinnere mich ebenfalls daran, beim Spielen von einer Versandkiste gefallen zu sein. Ich fiel auf ein Brett, aus dem ein rostiger Nagel ragte. Der Nagel drang oberhalb der Nase in meinen Kopf ein. Sally, der den Vorfall beobachtet hatte, trug mich auf seinem Arm zum alten Sanitätsrat Dr. Trepte."*

„Die Gumpertz unterschieden sich von anderen Familien dadurch, dass bei ihnen nur Hochdeutsch bei uns hingegen nur Plattdeutsch gesprochen wurde. Meine Mutter war für mich die Mama, Frau Gumpertz war für ihre Kinder die Mutti. Meine Mutter erzählte mir später, dass auch ich Frau Gumpertz mit Mutti anredete."

---

47 Helling, Agathe: Erinnerungen, zur Verfügung gestellt von Dr. Egon D. Helling, via Heinze, Helma

Helene und Beate besuchten bis 1934 die Schule in der Rhauderwieke. Sie feierten ihre Geburtstage mit ihren Schulfreundinnen, wie alle anderen Kinder auch. Sie waren Fehntjer, nur am Religionsunterricht nahmen sie nicht teil. *„Alles in allem galten die Gumpertz als ehrenwerte Menschen, die mit ihren Mitbürgern in Frieden lebten. Die Brüder Hermann und Sally waren Förderer des Sportvereins. Einmal in der Woche war ein Skatabend bei ihnen. Nach der Machtübernahme durch die Nazis zogen sich Sportler und Skatfreunde unter Vorwänden nach und nach von der jüdischen Familie zurück"*, heißt es bei Johann Korrelvink, und weiter:

„Mein Vater suchte den früheren Nachbarn Hermann Gumpertz im Sommer 1933 noch einmal auf, um ihm und seiner Familie eine gewisse Verbundenheit zu vermitteln. Mein Vater berichtete später, dass er bei diesem Besuch den Eindruck bekommen habe, dass die Familie Gumpertz die politische Entwicklung schon damals klar erkannte."

Korrelvink erinnerte sich auch an die jüdische Familie Cohen. *„Die Familie Cohen bewohnte ein sehr altes Haus. Es stand auf einem Grundstück an dem heutzutage der Neue Weg in die Bundesstraße mündet. Mozes Cohen betrieb mit seinem Sohn eine kleine Schlachterei. Sie schlachteten hauptsächlich Schafe, das Fleisch wurde auf Hausiererart von Haus zu Haus verkauft. Die beiden Männer fuhren mit dem Fahrrad, das vorne mit einem Korb versehen war, die Wieken entlang und hofften, die Ware zu verhökern. Das ganze Unternehmen war in jeder Beziehung armselig und eine sehr mühsame Angelegenheit, wobei die rechtschaffenen Leute nur das Allernotwendigste an Lebensunterhalt verdienten."*[48]

„Eine dritte mir bekannte jüdische Familie in Westrhauderfehn war die Familie des Viehhändlers Alfred Weinberg und seiner Ehefrau Flora. Sie hatten drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Eine ehrbare Familie, die auch Gemeinheiten und Repressalien ertragen musste. Später habe es geheißen, die Familie sei nach Leer verzogen, jedenfalls stand ihr Haus leer."

An diesem Tag waren die Rechte der jüdischen Mitbürger bereits erheblich eingeschränkt worden, wodurch ihr Leben immer beschwerlicher geworden war. Mit der Rassentrennung an Schulen gewann die Verfolgung der Juden eine neue Qualität, die letztlich zur Ermordung Millionen von Juden führte. Wie war das möglich? Einige Erklärungsansätze können vielleicht helfen, der Antwort auf die Frage nach dem Warum näherzukommen.

---

48 Korrelvink, Johann: Kindheit, Jugend- und Lehrzeit 1921 - 1939, Ostrhauderfehn, Februar 2005

Erklärungsansätze für Unerklärliches
Wie war der Judenhass in Deutschland möglich?

Kaum ein Gespräch, in dem Albrecht Weinberg nicht die Frage nach dem Warum stellt. Wie konnte das alles geschehen, wie war dieser Judenhass möglich, *„wo wir doch ganz normale Leute waren?"* Ein Kulturvolk sei Deutschland doch immer schon gewesen, das großartige Künstler, Denker und viele andere hervorgebracht habe, die Großes geleistet hatten. Vermutlich stellt er sich diese Frage bereits sein ganzes nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager wieder gewonnenes Leben. Die Antwort fällt auch deshalb schwer, weil die unter dem Hakenkreuz begangenen Verbrechen unfassbar sind. Ganze Wissenschaftler-Generationen haben sich mit dieser Frage beschäftigt, aber ihre Antworten werfen immer neue Fragen auf. Indem wir den Betrachtungshorizont auf die engere und weitere Heimat von Albrecht Weinberg und seiner Familie eingrenzen, nämlich auf Westrhauderfehn und den Kreis Leer, lassen sich einige Teilantworten andeuten.

1. Teilantwort: Eingeschränkte kulturelle Teilhabe

Die kulturellen Errungenschaften und Angebote genießen zu können, setzt Zeit und Geld voraus, beides hatte der weitaus größte Teil der hiesigen Bevölkerung nicht. Soweit es kulturelle Veranstaltungen gab, fanden sie meist in den Sälen der Gaststätten im Untenende statt. Wegen der schlechten Wegverhältnisse (Straßen gab es kaum) und weil die Wege meist zu Fuß zurückgelegt werden mussten, war dadurch Menschen aus den Wieken die Teilnahme an Veranstaltungen zusätzlich erschwert.

Was auf dem Fehn kulturell geboten wurde, war zudem meist massentaugliche Unterhaltung und eher selten Hochkultur. Diese wurde beispielsweise angeboten, wenn auswärtige Theaterensembles in Westrhauderfehn Vorführungen gaben. Bis zur „Machtübertragung" an die Nationalsozialisten war der Kulturbetrieb überwiegend deutschnational ausgerichtet, lediglich das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" bot einige wenige Alternativen. Nach dem 30. Januar 1933 wurde der gesamte Kulturbetrieb im Sinn der braunen Herren „gleichgeschaltet".

2. Teilantwort: Bildung und Erziehung

Die Teilhabe der Menschen am gesellschaftlichen Leben, die Mitwirkung in der Politik sowie in kirchlichen oder sonstigen Organisationen hat auch mit Bildung zu tun. Schulbildung war in der Zeit der Weimarer Republik in der Regel Volksschulbildung. Die Mittelschule in der 1. Südwieke von Westrhauderfehn oder eines der heutigen Gymnasien in Leer oder Papenburg besuchte nur ein kleiner Teil der fehntjer Kinder, wofür es mindestens drei Gründe gab: das Schulgeld, die Kosten für die Fahrt zu den Schulen in Leer und vor allem die „Ausfallzeit" im Erwerbsleben. In den oft kinderreichen Familien waren die Eltern darauf angewiesen, dass die Kinder möglichst bald „mitverdienten". Die Mädchen gin-

gen „in Stellung", die Jungen heuerten vielfach im Alter von 14 Jahren und oft ohne konfirmiert zu sein „an Bord" an oder nahmen eine andere Arbeit an. Eine der weiterführenden Schulen konnte oft nur eines der Geschwister besuchen.

Die Bildung in der Volksschule war zumindest bis 1932 stark religiös geprägt. Es galt auswendig zu lernen, zu gehorchen und Ordnung zu erlernen. Religion, Rechnen, Schreiben und Sport waren die wichtigsten Fächer, in dieser Reihenfolge. Ansonsten richtete sich der Unterrichtsinhalt an den Vorgaben des Kaiserreiches aus. In Westrhauderfehn ergab sich dadurch, dass der bis zum Jahr 1934 hier wirkende evangelische Pastor Theodor Heyer Nationalsozialist, SA-Mitglied und Vorstandsmitglied der „Deutschen Christen" in Ostfriesland war, dass nationalsozialistisches Gedankengut schon früh in den Unterricht einfloss.

3. Teilantwort: Eingeschränkte Kommunikation

Teilhabe, Meinungsbildung und Engagement setzte Information voraus, die über das in den Volkschulen vermittelte Spektrum hinausgehen musste. Dazu bot sich die Lektüre von Büchern an, die in den meisten Haushalten eher selten vorhanden waren. Darüber hinaus gab es die Heimatzeitung, die intensiv gelesen wurde sowie einige Periodika, die weniger oft gekauft wurden. Eine Ausnahme scheint die Zeitschrift „Gartenlaube" gewesen zu sein, in der bereits im 19. Jahrhundert antisemitisches Beiträge zu lesen waren, wenn auch in sehr geringer Zahl. Weitere Informationsmöglichkeiten gab es kaum. In den Sälen im Untenende, vor allem im Hotel „Frisia" der Familie Bahns, konnte man zwar Filme sehen, die jedoch überwiegend unterhaltenden und weniger informativen Inhalt hatten.

Das änderte sich nach der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten (die eher eine Machtübertragung war) vor allem durch die Vorführung der „Wochenschau" zu Beginn jeder Kinovorstellung. Gleichzeitig wurde das ohnehin bereits bescheidene Informationsangebot der Hauptfilme durch die Zensur weiter eingeschränkt. Filme wie „Im Westen nichts Neues", die den braunen Herren nicht genehm waren, wurden aus den Kinosälen verbannt.

4 Teilantwort: Wirtschaftliche Situation

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg war auch im Kreis Leer die wirtschaftliche Not groß. Es gab zwar ein Wohlstandsgefälle beispielsweise zwischen dem Untenende von Westrhauderfehn und den Wieken oder zwischen den nördlichen Gebieten der heutigen Gemeinde Ostrhauderfehn und denen im Süden, aber die Menschen waren von früh bis spät damit beschäftigt, irgendwie über die Runden zu kommen.

Dann wurde es oberflächlich betrachtet besser. *„Die Menschen bekamen Arbeit"* ist von Zeitzeugen immer wieder zu hören. Dass dies Arbeit auf Pump war, für die später die Bevölkerung der zu erobernden Länder die Zeche zahlen sollte, war kaum jemand bekannt. Viele Menschen kamen auch nicht wirklich in

Arbeit, sondern leisteten vorübergehend Arbeitsdienst. Andere kamen „von der Straße weg", weil sie zum Militärdienst eingezogen wurden.

5. Teilantwort: Politische Situation

Nach der Niederlage im Weltkrieg und unter der Last des Diktats des Versailler Vertrages waren sich alle politischen Kräfte darin einig, dass dieser Vertrag revidiert werden musste. In der Wahl der dazu angestrebten Mittel und Wege unterschieden sie sich. Die Bevölkerung musste nicht davon überzeugt werden, dass diese Last ungerecht und kaum zu bewältigen war, das spürten die Menschen tagtäglich. Durch den Sturz des Kaisers und die Abschaffung des Kaiserreiches war den Menschen ihr Idol, ihre Lichtgestalt abhanden gekommen, auf die ihr Leben seit der Erziehung in Familie und Schule ausgerichtet worden war. Die alte Ordnung war dahin. Auch wenn man unter ihr gestöhnt haben mochte, es war eine Ordnung, dagegen schien in der Weimarer Republik Chaos zu herrschen.

Da kam vielen Menschen die neue „Lichtgestalt" in Person des „Führers" gerade recht. Auf einmal gab es wieder jemanden, zu dem man aufschauen konnte, den man im Laufe der Jahre beinahe gottähnlich verehren konnte. Dieser Mann versprach, dass alles besser werden würde, und anfangs schien das auch zuzutreffen.

6. Teilantwort: Autoritätsgläubigkeit und Vorbilder

Die schulische Bildung der Menschen bewirkte eine gewisse Autoritätsgläubigkeit. Man hatte gelernt zu gehorchen und zu tun, was von einem erwartet wurde. Dies war eine gute Voraussetzung dafür, später auch Befehlen zu gehorchen. Autoritäten gab es in Westrhauderfehn viele. Da waren zunächst die Lehrer an den Schulen, deren Verhältnis zu den Schülern sich die Nationalsozialisten zusätzlich dadurch zunutze machten, dass sie als „Erzieher im Volke" außerhalb der Schule in der Jugendarbeit der „Partei", in Vereinen und in die sonstige Arbeit der NSDAP eingesetzt wurden. Eine Besonderheit ergab sich in Westrhauderfehn durch die Existenz der Mittelschule, deren Rektor Wilhelm Bütefisch unter anderem Ortspropagandaleiter der NSDAP war, sowie durch das Parteimitglied Pastor Theodor Heyer.

Als Autoritäten und Vorbilder eigneten sich auch die vielen damals noch wirtschaftlich bedeutenden Inhaber der Geschäfte im Zentrum des Ortes, allen voran der Auktionator Heiko Athen, der unter anderem die Kinderarbeit der „Partei" unterstützte und der Kaufmann Theodor Graepel, eines der wichtigsten Mitglieder des Kriegervereins. Zu den Autoritäten gehörte in seiner Funktion als Vorsitzender des mitgliederstärksten Vereins auf dem Fehn, des Schiffervereins „Germania", auch der ehemalige Kapitän Klaas F. Rosenboom.

7. Teilantwort: Korsettagen für die Seele

In der Summe schafften die bislang angedeuteten Argumente eine Neigung zu angepasstem Verhalten. Der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer

bezeichnete dies als „Zeitgeist", dem sich viele Menschen gerne unterworfen hätten. Daraus ergab sich die Unfähigkeit zum „präventiven Handeln" und in Verbindung mit der Verinnerlichung der Nazi-Ideologie eine Stumpfheit gegenüber dem Leiden anderer. Letzteres war wiederum die Basis für die Herausbildung von Hass.

Bis hierhin sind die angeführten Argumente Grundlage für die Herausbildung des Hasses auf Juden, zu dessen Erklärung reichen sie nicht.

8. Teilantwort: Vernebelungstaktik

Eine weitere Grundlage für die Herausbildung des Judenhasses war die gezielte Desinformation der Bürger. Dafür schufen die Nazis mit der „Gleichschaltung" der Presse eine wichtige Voraussetzung. Parallel wurde die Lektüre ausländischer Zeitungen oder das Hören ausländischer Rundfunksender verboten und unter Strafe gestellt. Damit hatten die Nazis das Informationsmonopol. Zu lesen war jetzt nur noch, was den braunen Herren genehm war.

Sie versprachen den Menschen nicht nur die Verbesserung ihrer materiellen Lage sondern auch die Eingliederung des deutschen Reiches als gleichberechtigtes Mitglied in die Völkergemeinschaft. Ob und wann das gelingen würde, konnten sie zunächst auch deshalb nicht wissen, weil die weltpolitische Lage komplex, die Ursachen für die aktuelle Situation Deutschlands und seiner Bevölkerung vielschichtig und die militärische Unterlegenheit des Reiches unübersehbar war. Diese Konstellation war für die meisten Menschen nicht zu durchschauen. Einfache Erklärungen mussten her.

Dafür schienen sich die Juden als Sündenbock anzubieten, die in mancherlei Beziehung „irgendwie anders" waren, beispielsweise weil sie kein Schweinefleisch essen durften, was für andere eine Delikatesse war. Samstags arbeiteten sie vielfach nicht, während dieser Wochentag für den größten Teil der Bevölkerung ein normaler achtstündiger Arbeitstag war. Ihre religiösen Bräuche muteten komisch an, wenn sie beispielsweise am Samstag das Licht in ihrem Haus nicht selbst ein- und ausschalten durften, und irgendwie mag es schon als eklig empfunden worden sein, wenn die jüdischen Viehhändler Iltissen oder Bisamratten das Fell über die Ohren zogen. Gestunken hat es hinter deren Häusern, dort, wo die Felle gelagert wurden, zudem.

Irgendwie schien es einleuchtend zu sein, dass es solche Menschen gewesen sein konnten, die Deutschland in das Elend gestürzt hatten. Klar doch: „Die Juden sind unser Unglück", war bald Woche für Woche in der Hetzzeitschrift „Der Stürmer" zu lesen. Nein, geglaubt habe man das nicht wirklich, ist heute oft zu hören. Schließlich habe man Juden gekannt, und die sahen nicht so aus, wie sie im „Stürmer" dargestellt wurden. Aber irgend etwas musste ja wohl dran sein, wenn das immer wieder zu lesen war. Damit war klar: wenn die Juden weg sind, hat Deutschland keine Probleme mehr, oder?

9. Teilantwort: Desinformation durch Nichtinformation

Um die Juden als perfekte Sündenböcke aufbauen zu können, um die niemand weinen würde, sollte es sie nicht mehr geben, war zunächst Desinformation erforderlich. Es musste verhindert werden, dass die Menschen näheres über Leben und Religion ihrer jüdischen Mitbürger erfuhren. Die Medien hatten die Nazis im Griff, hier konnten sie sicher sein, dass es keine Information über die Juden geben würde. Jetzt musste es noch gelingen, den Kontakt zwischen Juden und Nichtjuden auf ein Minimum zu reduzieren. Dazu diente unter anderem der Verweis jüdischer Kinder von den allgemein bildenden Schulen. Kinder, die bis dahin nebeneinander gesessen hatten und einander kannten, wurden jetzt durch die räumliche Trennung einander entfremdet.

In den hiesigen Tageszeitungen wurde die Desinformation dadurch sichergestellt, dass über Ereignisse sowie über die Drangsalierung der Juden nicht berichtet wurde. Als Ausnahme mögen die Artikel gelten, in denen die Bevölkerung darüber informiert wurde, dass jüdische Kinder zum Schuljahresbeginn im Jahr 1936 ihre bisherigen Schulen verlassen mussten. Es gab Tausende nichtjüdischer Kinder die mitbekamen, dass plötzlich einige ihrer Schulkameraden nicht mehr zur Schule kamen. Das musste erklärt werden. Weil sich das nicht vermeiden ließ, teilte man Zeitungslesern mit, dass dies nur zum Guten der jüdischen Mitbürger sei, schließlich könnten sie in einer jüdischen Schule optimal unterrichtet werden. Über die Bedingungen, unter denen dort der Unterricht stattfinden musste, war kein Wort zu lesen.

Zeichnungen wie diese, auf den Titelseiten oder im Innenteil von Schulbüchern veröffentlich, trugen dazu bei, Schülerinnen und Schüler an die braune Ideologie heranzuführen. Hitler wurde als Freund der Kinder und als „Führer" vorgestellt, auf den man blind vertraen könne. Quelle:Schulmuseum Folmhusen

Durch die Zeitung erfuhren die Bürger nichts über die immer neuen Verbote, die den Juden auferlegt wurden, nichts über den Boykott jüdischer Geschäfte, nichts über die Quasi-Berufsverbote. Selbst als am 9. November 1938 die Synagogen in Weener und Leer in niedergebrannt wurden, berichteten die Zeitungen darüber nicht. Wer das Ereignis nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wusste meist nicht mehr als Gerüchte. Evert Taute, der als Betriebsleiter der Kleinbahn Ihrhove-Westrhauderfehn an einem „Informations-Knotenpunkt" saß, erfuhr durch einen Lokführer von diesem Verbrechen.



10. Teilantwort: Rolle der Schulbücher

Die These von der Schuld der Juden an allem Unglück im Bewusstsein der Menschen zu verankern, ließ sich am ehesten bei Kindern und Jugendlichen durchsetzen, sie waren am leichtesten zu manipulieren. In den unteren Klassen geschah dies durch Weglassen. Juden kamen in den Büchern für Grundschüler nicht vor. Es wäre kaum möglich gewesen, sechs- bis zehnjährigen Kindern die antisemitisch geprägte Rassenideologie der Nazis nahe zu bringen.

Stattdessen wurden die Freuden des Jungvolkdaseins gepriesen, an dem die Kleinen zwar noch nicht teilnehmen konnten, aber sie konnten mit dem Bazillus infiziert werden. Den älteren Schülern wurde die rassistische Ideologie in unterschiedlichen Dosen verabreicht. Für die Volksschulen gab es Rassenkunde „light", die Mittelschüler wurden wesentlich detaillierter über die angeblichen rassischen Absonderlichkeiten der Juden unterrichtet, und die Oberschüler bekamen das volle Rassenkunde-Programm serviert.

In allen Schulformen wurden die Kinder und Jugendlichen zusätzlich dadurch indoktriniert, dass rassistische Elemente unterschwellig in den Unterrichtsstoff eingeführt wurden.

11. Teilantwort: Verführte Jugend

Waren sie endlich dabei, stellten die Jugendlichen bald fest, dass das Jungvolkleben nicht nur Spaß und Abenteuer war. Die Kampfspiele beispielsweise machten zwar Spaß, aber es ging auch zur Sache. Weichlinge waren nicht erwünscht. „Hart wie Kruppstrahl" wünschte sich Adolf Hitler „seine" Jugend, deswegen kam beim Spiel zu verlieren einer persönlichen Niederlage gleich. Man musste gewinnen, wenn man befördert werden und in der Hierarchie aufsteigen wollte. Befördert zu werden war attraktiv, dann hatte man andere unter sich, denen man Befehle erteilen konnte, die jene auszuführen hatten. Man war jetzt wer, man hatte etwas zu sagen, während daheim der Vater „die Hosen anhatte". Jedoch es gab auch die Kleinen, die Schwachen, die keine Chance auf eine Beförderung hatten, die immer zu den Letzten gehören würden. Sie standen über den jüdischen Kindern, die als geborene Verlierer galten.



Schon die Kleinsten scheinen gewusst zu haben, wie „deutsch" gegrüßt wurde. Diese Aufnahme zeigt Kinder aus Westrhauderfehn. Der kleine Kerl in der Mitte ist Harry Fischer., Sohn von Bruno Fischer, „Haus- und Hoffotograf" der fehntjer NSDAP.
Foto: Sammlung Bahns

12. Teilantwort: Indoktrination in der Hitlerjugend

Kinder und Jugendliche hatten für ihre Meinungsbildung nur beschränkte Informationsmittel zur Verfügung, die im Wesentlichen nationalsozialistisches Gesankengut vermittelten. Eine zentrale Rolle bei der Bewusstseinsbildung der jungen Generation bildeten die „Jungvolk- und Hilterjugendführer", die in den „Diensten" die ideologische und körperliche Schulung im Sinn der NSDAP garantierten. Ideal war es für die Nazis, wenn diese Aufgabe von Lehrern geleistet wurden, die in der Lage waren, quasi den nationalsozialistisch bestimmten Unterricht in der Freizeit fortzusetzen. Um dies flächendeckend umsetzen zu können, stellten sie der Lehrerschaft die Aufgabe „Erzieher im Volke" zu sein, sich also überall in der Gesellschaft und insbesondere in der außerschulischen Bildung und Ausbildung der Jugend einzubringen.

Die „arischen" Jugendlichen bekamen mit, dass ihre jüdischen Klassenkameraden von allem ausgeschlossen waren, was sie selbst als Segnung des Na-

tionalsozialismus empfanden. Man trug schicke Uniformen, was den jüdischen Kindern und Jugendlichen untersagt war. Die Juden waren von allen Veranstaltungen der Hitlerjugend ausgeschlossen. Dies galt insbesondere für herausragende Ereignisse wie Urlaubsreisen oder auswärtige Zeltlager. Dadurch waren die jüdischen Kinder in den Augen der anderen als minderwertig qualifiziert, ohne dass man ihnen dies besonders begründen oder belegen musste.

Es war auch in der braunen Zeit so, dass Kinder zu Grausamkeiten gegenüber Gleichaltrigen neigten, die sie als minderwertig empfanden. Deshalb verwundert es nicht, dass jüdische Kinder auf dem Fehn bespuckt und mit Steinen beworfen wurden.

Eine weitere Erklärung für die teils gewaltsame Ausgrenzung jüdischer Kinder und Jugendlicher ergab sich aus den Aktivitäten der „arischen" Jugendlichen in den Diensten und während der Zeltlager. Waren dort Kampf-"Spiele" angesagt, ging es oft hart zur Sache. „Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie Windhunde" sollten die deutschen Jugendlichen sein. Schwache waren nicht erwünscht, und natürlich wollte niemand schwach sein, schließlich hing auch davon ab, wer in der HJ-Hierarchie wie hoch aufstieg. Aber irgendwer war immer der Verlierer, es gab immer jene, die nicht „aufstiegen". Aber selbst wer über den untersten „Dienstgrad" in der Hitlerjugend nicht hinauskaum, konnte auf die Juden herabschauen, was zumindest für ein wenig Befriedigung sorgen konnte, ohne je zur Rechenschaft gezogen zu werden.

13. Teilantwort: Vernebelung durch Veröffentlichung

Nachdem die Nazis die Presse mit der Folge „gleichgeschaltet" hatten, dass nur veröffentlicht werden durfte, was den braunen Herren genehm war, konnten sie die „Berichterstattung" nach ihren Vorstellungen gestalten. Betrachtet man beispielsweise die etwa 70 Veröffentlichungen, die in der OTZ zu jüdischen Themen erschienen sind, fällt zunächst auf, dass auch hier, wie im „Stürmer" mit Phrasen gearbeitet wurde und mit Begriffen, die nicht erklärt wurden. Die eigentlichen Botschaften wurden nicht belegt, sondern es wurden lediglich Behauptungen aufgestellt getreu dem Motto: „Ihr sollt nicht wissen sondern glauben."

Auf den zweiten Blick fällt auf, dass über lokale Ereignisse oder über solche, zu denen ein lokaler Bezug hätte hergestellt werden können, nicht berichtet wurde. Markantestes Beispiel ist der Brand der Synagoge in Leer, die in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 von SA-Leuten aus Weener zerstört wurde. Während ein solches Ereignis heute auf der Titelseite jeder Lokalzeitung berichtet würde, war in den damaligen Zeitungen nur eine allgemeine Äußerung des Reichsmarschalls Hermann Göring zu lesen, wonach sich in jener Nacht der berechtigte Volkszorn ausgetobt habe. Im zweiten Satz ließ Göring verlauten, dass jetzt gegen die Juden richtig durchgegriffen werde. Dagegen war nicht ein Wort darüber zu lesen, dass und wie das Leben der jüdischen Mitbürger immer weiter eingeschränkt wurde.

14. Teilantwort: Vermeintliche Andersartigkeit der Juden

Beim Schüren des Hasses auf Juden konnten die Nationalsozialisten teils auch an der Andersartigkeit der Juden anknüpfen, deren religiös bestimmte manchmal befremdliche Lebensart in der nichtjüdischen Bevölkerung teils auf Unverständnis, teils auf Ablehnung oder gar auf Abneigung stieß; je weniger man von den jüdischen Mitbürgen wusste, um so mehr.

Natürlich ging von den vielen Fellen, die hinter den Häusern der Händler lagen, ein übler Geruch aus, und ja, die Fellhaufen waren ein Paradies für Ratten und anderes Getier, alles in allem eine abstoßende Komposition. Aber es gab zumindest auf dem Lande weder eine zentrale Schlachtung noch eine systematische Fellverwertung, wie sie heute selbstverständlich ist. Geschlachtet wurde an Hunderten verschiedenen Stellen, und entsprechend fielen an ebenso vielen Stellen Felle an, die von den Händlern gesammelt und beispielsweise waggonweise zur Weiterverarbeitung auf den Weg gebracht wurden. Im Übrigen gab es auch nichtjüdische Fellhändler, hinter deren Häusern eine kaum weniger unangenehme Atmosphäre geherrscht haben dürfte. Dasselbe gilt für die Papier- und Schrotthändler. Hinter deren Häusern türmte sich der metallenen Abfall zu „unordentlichen" Haufen, was manchen Bürger die Nase hat rümpfen lassen.

Ein anderer Vorwurf gegen die jüdischen Händler zielt auf deren vermeintliche Geschäftstüchtigkeit. Selbst von akademisch gebildeten Menschen war zu hören, dass man beim Handel mit Juden aufpasen musste, nicht „übers Ohr gehauen" zu werden. Aber auch das war kein jüdisches Phänomen. Feilschhandel, bei dem man den Preis nach individueller Einschätzung des Wertes, beispielsweise von Vieh, per Handschlag vereinbart, ist latent mit der Gefahr verbunden, dass der eine oder andere Geschäftspartner das Gefühl hat, nicht gut weggekommen zu sein. Auch das hat mit jüdischen Eigenarten oder Eigenschaften nichts zu tun.

Das dritte Vorurteil zielte auf den vermeintlichen Reichtum jüdischer Mitbürger ab, das von den Nazis nach Kräften gepflegt wurde. Im „Stürmer" wurden viele Karikaturen veröffentlicht, die Juden als vollgefressene geldraffende Ungeheuer zeigten. Abgesehen davon, dass dieses Zerrbild gleichermaßen auf die nichtjüdischen Händler hätte zutreffen können, bildete es guten Nährboden für die „Meinungsbildung" vor Ort. In Westrhauderfehn äußerten sich Zeitzeugen beispielsweise dahingehend, dass Familie Weinberg wohlhabend gewesen sei. Der Familienvater habe einem Nachbarn wertvollen Schmuck gezeigt, den man bewusst nicht nach außen trage, um seinen Reichtum zu verbergen. Obwohl er sich ein Auto hätte leisten können, sei Alfred Weinberg lieber mit einem alten Rad gefahren, um den Mitbürgern keinen Anlass zu Neid zu geben. Als Beleg für den angeblichen Reichtum wurde angeführt, dass die Nester der Weinberg-Hühner von Eiern übergequollen seien, weil Bauern, die dem Händler ein Stück Vieh verkauft hatten, immer noch ein paar Eier „obendrauf" hätten geben müssen. „Unsinn", sagt Albrecht Weinberg, er weiß es besser.

Dass Mitbürger geneigt waren, diesen und anderen Vorurteilen Glauben zu schenken, mag damit zusammengehangen haben, dass ihnen an der Lebensart insbesondere der orthodoxen Juden einiges befremdlich erscheinen konnte, zumal dann, wenn man sich nicht näher damit beschäftigen wollte. In der Familie Weinberg wurden die Vorgaben des jüdischen Glaubens insbesondere von den Frauen gelebt. Die Männer konnten sich dies wegen ihrer Eingebundenheit in die nichtjüdische Gesellschaft kaum leisten. Befremdlich mag auf die nichtjüdischen Mitbürger gewirkt haben, dass Juden samstags, an ihrem „Sabbat" nicht arbeiteten. Wenn Zeitzeugen, damals alle Kinder, zuhause erzählten, dass sie im Haus Weinberg das Licht ein- oder ausgeschaltet, einen Torfscheit in den Ofen gelegt oder das Essen auf den Herd gestellt hatten, weil das den jüdischen Frauen an diesem Tag verboten war, mag das daheim Kopfschütteln ausgelöst haben. In Verbindung mit der antijüdischen Hetzpropaganda der Nazis wurde aus dieser Unkenntnis ein manipulativ vernebelnder Phrasen-Cocktail.

15. Teilantwort: „Der Stürmer", die Fratze des Bösen

Wenn Zeitzeugen heute danach gefragt werden, ob sie die antijüdische Hetzzeitung der Nationalsozialisten, „Der Stürmer", gekannt haben, wird dies nicht selten verneint. Auf Nachfrage heißt es „ja, aber". Es sei schon übertrieben gewesen, was dort zu lesen stand. Den einen oder anderen Juden habe man doch gekannt, und die hätten nicht so ausgesehen, wie sie in der Wochenzeitung des Julius Streicher dargestellt worden seien. Sicher, man habe vorsichtig sein müssen, wenn man mit ihnen Handel getrieben habe, ihre Sitten und Gebräuche seien schon sonderbar gewesen. Aber wirklich viel habe man nicht über sie gewusst.

Genau dieses wenige Wissen um die jüdischgläubigen Mitbürger nutzten die Schreiber des „Stürmer", um Hass gegen die Juden zu säen und Angst zu erzeugen, die zunächst bewirkte, dass sich Nachbarn, andere Mitbürger, Geschäftspartner, Kunden und Vereine von den jüdischen Bürgern abwandten. Man schaute weg, nahm vielleicht irgendwann wahr, dass die Juden aus dem Lebensumfeld verschwanden und war nur allzu gerne bereit, der Nazi-Propaganda zu glauben, der zufolge, die ehemaligen Mitbürger ausgewandert seien, um sich woanders eine neue Heimat aufzubauen. „Aus den Augen, aus dem Sinn", mögen sie vielleicht nicht gedacht haben, aber ihre Haltung war genau so.

Woche für Woche erschien der „Stürmer" mit neuen Gräuelgeschichten über Juden, über deren Wesen, deren Religion und deren Lebensweise die Leser des Blattes nichts erfuhren. Das nebulöse Feindbild, das die Redaktion in dem Hetzblatt zeichnete, wurde durch immer neue und nie definierte Begriffskombinationen noch undurchsichtiger, beispielsweise wenn von „jüdischem Marxismus" oder „jüdischem Freimaurertum" die Rede war. Wie in der gesamten Nazi-Propaganda üblich, wurde nichts erklärt, wurden keine nachvollziehbaren Informationen geliefert. Es ging lediglich darum, die Juden nicht nur aus der

Gesellschaft sondern aus dem Bewusstsein jedes einzelnen „Deutschen" auszugrenzen. Die Menschen sollten nicht wissen, sie sollten glauben, und zwar an den „Führer".

Wer die Gräuelmärchen nicht glauben mochte, sollte sich zumindest der Wirkung der Karikaturen nicht entziehen können. Der zentralen Botschaft des „Stürmers" entging niemand. Woche für Woche war unten auf der Titelseite zu lesen. „Die Juden sind unser Unglück", 52 mal im Jahr 25 Jahre lang. Und weil steter Tropfen auch das Bewusstsein aushöhlt, wird manch einer zumindest unbewusst registriert haben, dass an dieser Behauptung irgendetwas dran sein müsse. Damit erreichten die braunen Herren, was sie wollten, den „Drei-Affen-Effekt": Nichts hören, nichts sehen, nichts sagen. Auch nicht wissen, möchte man ergänzen, sondern glauben.

Mit Ritualmord-Phantasien gelang es dem „Stürmer" den Hass der „Volksgenossen" auf die Juden zu steigern. Angeblich ermordeten Juden vorzugsweise nichtjüdische Kinder mit dem Schächtmesser, wie auf der Titelseite dieser Ausgabe abgebildet. (20, 1939, S. 1)

Viele der Verbrechen, derer man die jüdischgläubigen Mitbürger beschuldigte, waren vom Alltagsleben der meisten Bürger weit weg. Deshalb waren sie kaum dazu geeignet, Hass gegen die Juden zu entwickeln und ihn so zu schüren, dass die Mehrheit der nichtjüdischen Bevölkerung sogar wegschaute, als die ehemaligen Mitbürger abtransportiert wurden und dadurch aus dem eigenen Leben verschwanden. Dazu benötigten die Nazis zwei Verbrechensarten, die jeder Bürger nachvollziehen konnte: den Ritualmord an Kindern mit Schächtmessern und die Schändung von Frauen durch jüdische Untermenschen. Hatte man die Bürger davon überzeugt, war es ein Leichtes, den Juden auch alle anderen Verbrechen anzuhängen, ohne dies näher begründen zu müssen. Es reichte die ständige Wiederholung unbegründeter Behauptungen. Unbewusst mag sich im Bewusstsein der nichtjüdischen Bevölkerung festgesetzt haben, dass man jenen, die als Kindermörder und Frauenschänder gebrandmarkt sind, auch alle anderen Verbrechen zutraut.


Sonder-Nummer

Der Stürmer

Ritualmord

Das größte Geheimnis des Weltjudentums

SEX PVERI RATISPONÆ AB IVDÆIS INTERFECTI

Im Editorial der ersten im Januar des Jahres 1935 erschienenen Ausgabe des „Stürmers" war vor dem Hintergrund eines Prozesses gegen den vermeintlichen Rasseschänder namens Hirschland zu lesen: *„Warum macht der ‚Stürmer' die gesamte nichtjüdische Öffentlichkeit auf den Fall Hirschland aufmerksam? Warum berichtet er so gründ-*

lich und eingehend über dieses Großverbrechen? Der ‚Stürmer' tut dies, weil der Fall Hirschland kein Einzelfall ist. Jeder Jude hat die gleiche Anschauung wie dieser Rasseschänder. Jeder Jude besitzt das gleiche Blut und hat den gleichen Trieb in sich. Jeder Jude trachtet danach, deutsche Mädchen und Frauen zu schänden, sie dem deutschen Volk zu entreißen, sie rassisch und seelisch zu vernichten. Diese Gefahr der rassischen Zersetzung ist die größte Gefahr, in der das deutsche Volk sich befindet. Es war dem Nationalsozialismus möglich, den deutschen Arbeiter, der verstrickt war im Wahnsinn des jüdischen Marxismus, zu retten und dem deutschen Volke wieder zurückzugeben. Es ist möglich, deutsche Volksgenossen den Klauen der jüdischen Freimaurerei zu entreißen. Ein deutsches Weib aber, dessen Blut vom Juden verseucht, dessen Seele von ihm ermordet wurde, ist für das deutsche Volk für immer verloren. Nie wieder wird es wahrhaft deutsche Kinder gebären können. Der Jude weiß dies. Er kennt die Rassengesetze und deshalb geht sein ständiges Trachten danach, durch planmäßige Schändung unserer Frauen und Mädchen das deutsche Volk für alle Ewigkeit zu zerstören und zu vernichten.

Dieses gewaltige, seelenerschütternde Wissen ist es, das den ‚Stürmer' immer wieder warnend und rufend vor unser deutsches Volk treten lässt. Das ihn immer wieder treibt zu neuer Arbeit und zu neuem Kampf.

Die Gefahr der rassischen Vernichtung des deutschen Volkes aber ist heute noch ebenso gegeben wie vor der nationalsozialistischen Revolution. Der Jude ist der Brotherr von zahllosen deutschen Frauen und Mädchen. Ungestraft kann er sich der Nichtjüdin nähern, ungestraft kann er sie betören, verführen und unterjochen. Darum ergeht der Aufruf an alle deutschen Volksgenossen, besonders aber an die deutschen Väter und Mütter: Kämpft mit bei diesem gigantischen Ringen gegen das Teufelsvolk der Juden! Sorgt für Aufklärung! Gebt den ‚Stürmer' von Hand zu Hand. Schützt Eure Töchter! Schützt Eure Bräute! Schützt Eure Frauen! Wahrt Eure deutsche Art! Wahrt Eure Rasse! Wahrt Euer deutsches Blut! Tut Ihr das, dann helft Ihr mit an der Erhaltung des herrlichen deutschen Volkes und des heiligen deutschen Reiches!"[49]

Selbstredend gab es nie einen Beleg für diese Behauptungen, und kaum jemand dürfte verstanden haben, was beispielsweise unter „jüdischem Marxismus" oder „Jüdischer Freimaurerei" zu verstehen war. Die Unwissenheit war gewollt.

Sonderzug zur Kundgebung des „Frankenführers" Julius Streicher

Mit dem „Stürmer" ist im Kreis Leer ein Ereignis aus dem Jahr 1937 verbunden, das ein großes Fragezeichen hinter die oft gehörte Aussage setzt, man habe nichts von dem gewusst, was die brauen Herren mit den Juden vorhatten. Gemeint ist der Besuch des „Frankenführers" und Herausgebers des „Stürmer",

49 Streicher, Julius, in: „Der Stürmer", August 1935, Sondernummer 2, Seite 2

Julius Streicher in Leer, über den im November des Jahres 1937 in der OTZ ausführlich berichtet wurde.

Oberster Judenhasser am 12. November 1937 in Leer

Am Freitag, den 12. November 1937, dem Tag vor dem Auftritt Streichers Leer, war in dieser Zeitung zu lesen: *„Morgen weilt der Frankenführer in Ostfriesland. Zur Großkundgebung mit Julius Streicher in Leer. Wir greifen an wie immer! Wer will fehlen, wenn Gauleiter Julius Streicher, der rote Zar von Franken, mit den Juden und Judengenossen Abrechnung hält?? Wer will den Mann nicht sehen, der am 9. November mit der Blutfahne den denkwürdigen Marsch zur Feldherrenhalle eröffnete?? Ganz Ostfriesland hört Julius Streicher. . ."* Dann wird daran erinnert, dass im Jahr 1932 eine mit Hitler in Leer geplante Veranstaltung geplatzt war, weil die SPD aus Leer und Emden die Markthalle gesperrt hatte. Es folgen Tiraden gegen Juden und „Judengenossen", dann wird über die Vorbereitung des Viehhofs auf die Veranstaltung berichtet. Abschließend heißt es: *„Man rechnet zu der Kundgebung mit der Teilnahme von etwa 15.000 Volksgenossen, so dass diese Kundgebung seit der Hitlerkundgebung in Aurich die größte in Ostfriesland sein wird. Sechs Sonderzüge werden zwischen 18 und 19 Uhr allein 5.000 - 6.000 auswärtige Volksgenossen nach Leer bringen."* Aus dem Rheiderland würden die Teilnehmer mit Bussen anreisen. Streicher werde um 16.33 Uhr auf dem Bahnhof Leer eintreffen. Dort werde es einen ersten Empfang geben, einen zweiten danach im Rathaus von Leer. (Bei dieser Gelegenheit trug sich der „Frankenführer" in das „Goldene Buch" der Stadt Leer ein. Nach dem Krieg soll die Seite mit der Unterschrift des obersten Judenhassers aus dem Buch entfernt worden sein.) Die Kundgebung selbst werde pünktlich beginnen und so enden, dass alle Teilnehmer ihre Züge erreichen würden.

15.000 „Volksgenossen" waren beim Auftritt des „Frankenführers" Julius Streicher in Leer.

Am Morgen des Veranstaltungstages wurde die Bedeutung der Veranstaltung in der OTZ noch einmal unterstrichen. Zum Schluss Artikels heißt es: *„Heute blickt ganz Ostfriesland auf den Mann, dessen Namen unlösbar mit dem erfolgreichen Kampf des deutschen Volkes gegen das internationale Juda und seine Helfer verbunden ist. Wir Leerer aber freuen uns besonders, den Gauleiter Julius Streicher in unserer Stadt begrüßen zu dürfen."*

„Frankenführer rechnete mit Alljuda ab"

Zwei Tage später war unter der Überschrift: *„Julius Streicher sprach zu den Ostfriesen. Frankenführer rechnete mit dem Weltfeind Juda ab",* in der OTZ zulesen: Nichts! Zumindest nichts darüber, was Streicher gesagt hatte. Welche Funktionäre und Organisationen anwesend waren, erfuhren die Leser und dass Leer nicht zufällig für die Kundgebung ausgesucht worden sei. Schließlich sei hier 1932 der Auftritt von Hitler verhindert worden, und schließlich hätten die Juden von hier aus den ostfriesischen Viehhandel beherrscht. Es folgten eine Ansprache des Gauleiters und Treueschwüre auf Adolf Hitler. Es hat im Nachhinein den Anschein, dass es nicht darum ging, Wissen im Sinn von verstehen zu vermitteln, sondern Zusammengehörigkeitsgefühl und den Glauben an die

braune Führungsriege zu stärken. Im GA war vor der Veranstaltung zu lesen, Gauleiter Julius Streicher werde dem Weltfeind Nr. 1 in Leer die Maske abreißen[50]. Mit sechs Vorabmeldungen und Artikeln wurde die Bevölkerung auf die Kundgebung hingewiesen. Einen Bericht über die Veranstaltung gab es nicht.



Mit Zeichnungen, Karikaturen und manipulierten Fotos trug der „Stürmer" dazu bei, den Antisemitismus im Bewusstsein der Bevölkerung zu verankern. Der Text zu dieser Abbildung lautete: „In jeden Juden ist die Saat gesät, in jeden Juden ist der Keim gelegt, auf dass der Satan immer neu ersteht, der eine Welt in Angst und Grauen schlägt. Quelle: „Der Stürmer", 1937, Nr. 48, Seite 1

Seit Albrecht Weinberg sich im Jahr 2012 entschlossen hat, über sein Leben und Leiden zu berichten, ist er vielerorts als Zeitzeuge ein begehrter Informand und Gesprächspartner. Als einer der letzten Überlebenden des Holocaust trägt er dazu bei, dass Wissen um die während der Naziherrschaft verübten Verbrechen vor dem Vergessen zu bewahren. Dabei wird er auch gefragt, ob es in seinem Heimatort weitere jüdische Familien gegeben habe. „Jein" heißt die Antwort, denn es gab zwar zwei weitere jüdische Familien, aber die wohnten Luftlinie einen bis zwei Kilometer vom Haus Weinberg entfernt in der damals selbständigen Gemeinde Rhaudermoor. Für die örtliche NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) machte das kaum einen Unterschied, für sie gab es vor allem die Ortsgruppe Westrhauderfehn, in welche die Gemeinde Rhaudermoor parteipolitisch (nicht kommunalverwaltungsmäßig) eingegliedert wurde. Dass Albrecht Weinberg wenig über diese beiden Familien zu berichten weiß, hängt damit zusammen, dass die Mütter meist Mädchen zur Welt gebracht hatten, mit denen (nicht nur jüdische) Jungen damals ungern spielten. Außerdem besuchten sie die Schule in ihrer Gemeinde Rhaudermoor.

50 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt.

Die Juden mussten auch als Synonym für alles und jedes hinhalten, was den Nazis als „undeutsch", fremdrassig oder entartet galt. So wurden Bolschewismus und Judentum gleichgesetzt. Die Botschaft dieser Zeichnung: „Ein Volk zu knechten liegt dem Juden fern, er hat die ganze Welt zum Fressen gern." Quelle: „Der Stürmer", Nr. 6, 1936, Seite 1



Beliebtes Dauerthema der Judenhetze im „Stürmer" war die Warnung vor der Verführung und dem Missbrauch deutscher Frauen und Mädchen durch den lüsternen Juden. „Den Schierlingsbecher reicht der Jud, um zu vergiften deutsches Blut, den Teufel schlagt in Ketten, die Jugend gilts zu retten!" Quelle: „Der Stürmer", Nr. 50, 1937,Seite 1



Weitere jüdische Familien auf dem Fehn

Cohen und Gumpertz lebten in der Rhauderwieke

Zu der Zeit, in der die Familie Weinberg in Westrhauderfehn lebte und litt, gab es noch zwei andere jüdische Familien, die ähnliches durchleben mussten. Sie wohnten zwar nur einen beziehungsweise eineinhalben Kilometer von Familie Weinberg entfernt, aber sie wohnten in der Rhauderwieke, in der Gemeinde Rhaudermoor, und damit in einer anderen selbständigen Gemeinde mit eigener Verwaltung.

Kleinschlachter Cohen in der Rhauderwieke wurde enteignet

Es waren die jüdischen Familien Gumpertz und Cohen, die in der Rhauderwieke lebten und ihren Geschäften nachgingen. In der Erinnerung von Zeitzeugen galt die Familie von Mozes Cohen in den 1920er- und 1930er Jahren als verarmt. Trotz der bescheidenen finanziellen Verhältnisse besuchte der Sohn Walter die Mittelschule. Er sollte es einmal besser haben. Sie hielten sich mit dem Schlachten von Kleinvieh und dem Tür-zu-Tür-Verkauf des Fleisches über Wasser. Ein Zeitzeuge, der spätere Kaufhausgründer Johann Korrelvink, hat dazu in seinen Erinnerungen festgehalten: *„Die Familie Cohen bewohnte ein sehr altes Haus. . . Mozes Cohen betrieb mit seinem Sohn eine kleine Schlachterei. Sie schlachteten hauptsächlich Schafe. Das Fleisch wurde auf Hausiererart von Haus zu Haus verkauft. Die beiden Männer fuhren mit dem Fahrrad, das vorne mit einem Korb versehen war, die Wieken entlang und versuchten, die Ware zu verhökern. Das ganze Unternehmen war in jeder Beziehung armselig und eine mühsame Angelegenheit, wobei die rechtschaffenen Leute nur das Allernotwendigste an Lebensunterhalt verdienten."*[51]

In der Erinnerung von Albrecht Weinberg scheint Mozes Cohen geistig verwirrt gewesen zu sein. Er erinnert sich, dass Cohen ab und zu seine Eltern besucht und dabei behauptet habe, seine Frau würde ihn verfolgen. Dass er sich später in seinem Haus erhängt hat, hatte allerdings einen anderen Grund. Albrechts Vater Alfred habe Cohen damals abgeschnitten.

Das Haus der Familie Cohen stand genau dort, wo heute der „Neue Weg" in die „Rhauderwieke" mündet. Ersterer bog damals etwa 200 Meter vor der heutigen Einmündung der Straße in die Rhauderwieke in Richtung Kirche ab. Die Gemeindeverwaltung hatte bereits seit langer Zeit das Ziel verfolgt, den „Neuen Weg" auf die heutige Trasse zu verlegen. Da das Haus der Familie Cohen im Weg stand, wollte es die Gemeinde kaufen. Weil der Eigentümer nicht verkaufen wollte, hatte die Gemeinde die Enteignung angestrebt, zunächst ohne Erfolg. Nachdem die braunen Herren auch in Rhaudermoor das Sagen hatten, war die Enteignung Formsache. Mozes Cohen musste den „Kaufvertrag" unterschreiben und machte seinem Leben unmittelbar danach ein Ende.

Familie Cohen musste ihre Haus unter Wert verkaufen, damit der „Neue Weg" in die Rhauderwieke der Gemeinde Rhaudermoor verlängert werden konnte.

51 Korrelvink, Johann: Kindheit, Jugend- und Lehrzeit 1921 - 1939, Ostrhauderfehn, Februar 2005

Seine Witwe Klara zog mit dem Sohn Walter in das Haus der Familie Gumpertz in derselben Straße, die ihr Zuhause inzwischen in Richtung Holland verlassen hatte. Die Tochter Bianca lebte zu dieser Zeit bereits in Enschede in den Niederlanden. Irgendwann Ende des Jahres 1937 oder Anfang 1938 zogen auch Klara und Walter nach Emmen im Nachbarland, wo die Mutter am 4. März 1940 starb.

Als nach der Eroberung der Niederlande durch die Wehrmacht die Deportation der niederländischen und der in das Nachbarland geflüchteten Juden begann, entgingen auch die Cohens ihrem Schicksal nicht. Sie wurden im Lager Westerbork mit allen anderen Juden zusammengeführt und von dort mit dem Zug über Weener und Leer nach Auschwitz deportiert. Ein Zeitzeuge hat Walter Cohen damals auf dem „Oldenburger Gleis" des Bahnhofs Leer im Güterwaggon erkannt.

Familie Gumpertz, Rhauderwieke, setzte sich nach Holland ab

Über Familie Gumpertz ist mehr überliefert. Die Gumpertz' stammten aus dem Rheinisch-Bergischen Raum. Wie viele junge Leute ihrer Generation mussten sich Sally und Hermann Gumpertz nach Ende des Ersten Weltkriegs im zivilen Leben zurechtfinden. Sally hatte vor dem Krieg eine Ausbildung zum Bürokaufmann genossen, denn in dem Adressbuch des Landkreises Leer von 1926 wird er als Kaufmann in Westrhauderfehn geführt, und 1933 soll er laut Mitteilung einer entfernten Verwandten Prokurist bei Bamberg & Herz in Köln gewesen sein. Hermann Gumpertz hatte anscheinend in der Vorkriegszeit im Betrieb seines Vaters Erfahrungen im Produktenhandel gesammelt, denn eine Fell- und Ledergroßhandlung, wie sie die beiden Gumpertz-Brüder damals in der Rhauderwieke eröffneten, konnte man nicht ohne Sachkenntnis führen.



Zufall? Diese Aufnahme der Fußballmannschaft des SV Westrhauderfehn stammt aus dem Jahr 1931 oder 1932. In der Bildunterschrift sind die Fußballer namentlich aufgeführt, nur der Mann rechts war der Zeitung angeblich „unbekannt". Es ist Hermann Gumpertz, damals Trainer der Mannschaft. Mit seinem Bruder Sally hatte er den SC Preußen gegründet, aus dem der „SV" hervorgegangen war.

Später fusionierten die Fußballer mit den Turnern zu „TuRa 07 Westrhauderfehn". Quelle: 100 Jahre TuRa 07, Die ersten 100 Jahre, Rhauderfehn 2007, Seite 70

Sally und Hermann Gumpertz müssen kurz nach Ende des Krieges in das Haus des Viehhändlers Samuel de Levie gezogen sein, denn als Hermann am

17. November 1919 in Sögel Adele Meyer heiratete, hatte er seinen Wohnsitz bereits in Rhaudermoor. Am 15. Mai 1922 heiratete Sally in Sögel Frieda Meyer, die gebürtig aus Westrhauderfehn stammte. Sie war die älteste Schwester seiner Schwägerin Adele.

Während dieser Zeit muss sich der Betrieb zu einem Unternehmen mit mehreren Angestellten entwickelt haben. Bernhard Brinkmann aus Rhaudermoor, der später ein Gemischtwarengeschäft gegenüber der Vereinswieke führte, absolvierte bei Gumpertz seine Ausbildung. Er berichtete, dass die Felle überwiegend bei Schlachtern in der Umgebung aufgekauft und von dem damaligen Spediteur Johann Plümer mit Pferd und Wagen abgeholt wurden. Gelagert wurden sie in einem Schuppen neben dem Hinterhaus, mit reichlich viel Geruch und etlichen Ratten, bis die Menge ausreichte, um einen Waggon von der Kleinbahn Ihrhove-Westrhauderfehn damit zu bestücken. Die Abnehmer waren meistens Gerbereien, von denen Gumpertz' Leder bezogen, das im Vorderhaus an Sattler und Schuster verkauft wurde. Das Zubehör für ihre Werkstatt konnten diese Handwerker hier auch gleich erwerben.

Mehrere Fehntjer arbeiteten in den jüdischen Gechäften oder wurden dort ausgebildet."

Beim Frühstück im Betrieb Gumpertz mussten die Angestellten in der Küche eine Zeitung auf ihren Essplatz legen, damit der Tisch nicht ‚unrein' wurde! Mittags aßen die Beschäftigten daheim. Als Lehrling war neben Ali Brinkmann auch Adolf Vosskamp bei Gumpertz beschäftigt. Conny Jacobs war als Reisender angestellt und der spätere Rendant der Gewerbebank, Anton Heger, arbeitete im Büro. „Es waren die schlechten Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg, und Papa Brinkmann meinte damals: ‚Wenn Du bi'n Jöd anfangen wullt, musst du hengaohn'", hat Michael T. Heinze über sein Gespräch mit Ali Brinkmann notiert.[52]

Die Felle wurden hinter dem Haus der Familie Gumpertz gesalzen. Montags holte Hermann Gumpertz das Geld von der Bank, um den Fleischern die Rohfelle bezahlen zu können, jeweils freitags rechnete er mit der Bank ab. „Als er das einmal vergessen zu haben schien, und man ihn suchte, stellte sich heraus, dass er mit seiner Familie nach Holland abgereist war."[53] Am 31. August 1924 starb Samuel de Levie nach längerer Krankheit. Mit einer Todesanzeige im „General-Anzeiger" lud Hermann Gumpertz im Namen der Familienangehörigen zur Beerdigung am 3. September vom Trauerhause in der Rhauderwieke aus nach Leer ein. Wie Günther Graepel berichtete, begleiteten die Trauergäste den Sarg in der Regel mit der Kleinbahn nach Leer und vom Bahnhof zum jüdischen Friedhof am Schleusenweg.

Beliebt waren die Kindergeburtstage im Hause Gumpertz. Mutter Adele verstand es, daraus ein festliches Ereignis zu machen. Es gab eine Geburtstagstorte mit Kerzen, was auf dem Fehn in jenen Jahren nicht üblich war. Noch heute kann man beim Betrachten etlicher Fotos die fröhliche, unbeschwerte

52 Heinze, Michael Till: a. a. O,
53 dito

Stimmung nachempfinden, die damals Dini Janssen, Ohlrich Duprée, Johanne Falk, Berta und Lisa Witzack, Frieda Junior oder auch Sarene und Gerda Neemann sowie Ingeborg Kallhoff dort mit Leni und Ati Gumpertz verbreitet und genossen haben.

Aus ihrer rheinländischen Heimat waren es Sally und Hermann Gumpertz gewohnt, sich in ihrem Heimatort gesellschaftlich zu engagieren. In Westrhauderfehn gab es den traditionellen Turnverein „TV Westrhauderfehn", den prominente Fehntjer gegründet hatten, unter ihnen der Uhrmachermeister Simon Müller. Die Turnerinnen und Turner, besonders die Ahlers- und die Taute-Geschwister, konnten auf überregionaler Ebene Erfolge vorweisen. Auch Leni und Ati Gumpertz waren begeisterte Turnerinnen. Therese Luikenga gehörte damals derselben Turngruppe an. Sie erinnert sich, dass Leni eines Tages ihre Haarspange verloren hatte und alle Turnerinnen sie gemeinsam suchten. Auf dem Erinnerungsfoto zum Abschluss des Vereinsturnfestes im Jahre 1932 anlässlich des 25jährigen Bestehens des Turnvereins ist Leni Gumpertz inmitten ihrer Turngruppe zu sehen. Laut Johannes Lücht stand sogar ein Barren neben dem Haus Gumpertz.

Sally und Hermann Gumpertz brachten den Fußballsport zum Fehn. TuRa 07 Westrhauderfehn ging unter anderem aus dem FC Preußen der Gumpertz-Brüder hervor.

Nach dem Ersten Weltkrieg war das Fußballspiel in Deutschland populär geworden, zunächst in den Städten, dann mit einiger Verzögerung auch auf dem Land. Auch auf dem Fehn fanden sich junge Männer zusammen und gründeten unter Vorsitz von Sally Gumpertz den „FC Preußen", der bald in „Sportvereinigung" umbenannt wurde. Schwerpunkte der Vereinsarbeit waren Fußball, Handball und Leichtathletik. Die Gebrüder Gumpertz gehörten bald zu den eifrigsten Förderern und ehrenamtlichen Helfern. Sie waren unter anderem, außer als Spieler, als Schiedsrichter und als Betreuer aktiv. Hermann Gumpertz trainierte eine Zeit lang die Fußball-Herrenmannschaft.

Im Protokollbuch des Vereins ist zu lesen, dass Sally Gumpertz in den Jahren 1924 und 1925 große Jugend-Leichtathletikwettkämpfe organisierte, an denen sich fast alle Schulen des westlichen Oberledingerlandes beteiligten. Fast 800 erwachsene Zuschauer sollen auf dem Sportplatz die Wettkämpfe verfolgt haben. Die Schulräte Kunze aus Leer und Dr. Zeplien aus Weener nahmen die Siegerehrung vor und lobten seinen hervorragenden Einsatz. In Leer nahm Sally mit weiteren Vereinsmitgliedern 1925 an einem Leichtathletikwettkampf teil, wobei er mit 8,26 m den dritten Platz im Kugelstoßen belegte und an dem zweiten Platz der 100-Meter-Staffel Anteil hatte.

Es gab einen Unterschied zwischen den Gumpertz' und den übrigen prominenten Fehntjer Familien bei ihrem politischen Engagement. Während die bürgerlichen und intellektuellen Kreise auf dem Fehn eher konservativ bis nationalistisch eingestellt waren, gehörten die Gumpertz-Brüder der SPD und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold an, der „Kampforganisation" der Sozialdemokraten und anderer in der Weimarer Zeit. Sie waren nicht nur einfache Mitglieder, sondern arbeiteten im Vorstand der Organisationen und als Delegierte mit.

Sally Gumpertz war 1. Schriftführer der Westrhauderfehner Ortsgruppe des Reichsbanners. Als er am 29. April 1928 mit Ehefrau Frieda und Tochter Ruth Westrhauderfehn verließ und nach München zog, wurde er von einer Abordnung der Ortsgruppe am Bahnhof in Westrhauderfehn verabschiedet. Der „Volksbote", das hiesige Wochenblatt der SPD, berichtete darüber am 8. Mai 1928 und bedauerte, dass die Ortsgruppe durch den Fortzug des Kameraden Gumpertz einen zielbewussten und allzeit bereiten Mitarbeiter verlöre.

Das Unternehmen „Herm. Gumpertz & Co." teilte den Bürgern im Jahr 1926 mit, dass man Felle von ostfriesischen Schafen sowie von Heidschnucken gerbt und zu Teppichen und Vorlegern verarbeitet. Außerdem kaufe man Felle und Häute „aller Art" an.

Als politische aktiver Bürger ahnte Hermann Gumpertz früh, was den Juden nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler bevorstand.

Was Hermann Gumpertz Anfang 1934 bewog, mit seiner Familie Deutschland zu verlassen, waren nicht seine Schulden, sondern die politischen Verhältnisse. Am 30. Januar 1933 war Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden. Im Februar 1933, nach dem Reichstagsbrand, gab es nach vorbereiteten Listen die ersten Verhaftungswellen unter den politischen Gegnern. Damit sie nicht durch Flucht ins Ausland der Verfolgung entkommen konnten, entzog man ihnen von Amts wegen die Reisepässe. Da Hermann Gumpertz schon jahrelang zur Lokalprominenz der SPD und des Reichsbanners gehörte und außerdem Jude war, schien es nur eine Frage der Zeit zu sein, bis man ihn auch „abholen" würde. Seinen Reisepass, der ihm 1930 vom Landkreis Leer ausgestellt worden war, hatte ihm der Polizist Tielker aus Collinghorst abgenommen. Dass er damals die politische Entwicklung erkannte, bestätigte Johann Korrelvink. Er erinnerte sich, dass sich sein Vater im Sommer 1933 nach einem Besuch bei seinem ehemaligen Nachbarn Gumpertz dahingehend äußerte.

Gendarmerie-Wachtmeister Tielker aus Collinghorst schrieb im Sommer 1934 in seinem Bericht an den Landkreis Leer, dass Hermann Gumpertz Mitglied des Reichsbanners war und die SPD auch geldlich unterstützte. Die „früheren SPD-Führer von Westrhauderfehn" sollen alle Maßnahmen mit ihm besprochen haben. Davon berichtet auch Johannes Lücht, dessen Vater Anton damals Reichsbanner-Vorsitzender in Westrhauderfehn war.

Weil der Landrat des Landkreises Leer, Dr. Hermann Conring, es 1934 für unwahrscheinlich hielt, dass Hermann Gumpertz aus Holland ausgewiesen werden würde, forderte er mit einem Schreiben vom 17. August 1934, Gumpertz' ehemalige Hausbank, die Gewerbe- und Handelsbank in Westrhauderfehn mit ihrem Rendanten Anton Heger auf, ihn wegen Betrugs anzuzeigen. Die Bank hatte kein Interesse daran, sich mit den Schulden des geflohenen Geschäftsmannes auseinanderzusetzen, hielt es jedoch nicht für ratsam, sich mit den „gleichgeschalteten" Behörden anzulegen. Am 1. Oktober erstattete sie Anzeige, und die Staatsanwaltschaft Aurich nahm die Ermittlungen auf, allerdings nur halbherzig. Der Oberstaatsanwalt teilte dem Landkreis Leer am 26. Januar 1935 mit, dass er beim Amtsgericht Leer einen Haftbefehl gegen Hermann

Gumpertz beantragt hätte, dass er es aber ablehne, einen Auslieferungsantrag zu stellen, worauf die Behörden in Leer gedrängt hatten.

Da nun keine Aussicht mehr bestand, seiner habhaft zu werden, stellte der Landrat in Leer am 20. März 1935 beim Regierungspräsidenten in Aurich den Antrag, Hermann Gumpertz die deutsche Staatsangehörigkeit abzuerkennen, wie es nach einem Gesetz vom 14. Juli 1933 möglich war. Dann konnte man den inländischen Besitz konfiszieren. Den Zwangsversteigerungsvermerk des Gumpertzschen Anwesens in Rhaudermoor hatte man vorsorglich schon am 17. Dezember 1934 ins Grundbuch eintragen lassen und den Termin am 12. Februar 1935 im Auricher Amtsblatt veröffentlicht. In Aurich vermerkte ein Sachbearbeiter handschriftlich auf dem Antrag des Landrats Dr. Conring: „Ich bemerke, dass der Jude Gumpertz wie üblich als politischer Flüchtling auftritt, während er nachweislich ein ganz gemeiner Verbrecher ist. Sollte man solche Fälle nicht propagandistisch ausnutzen?"[54]

Die gesamte Familie Gumpertz wurde während des Krieges in Holland verhaftet und vom Lager Westerbork nach Auschwitz und Sobibor in dortige „Konzentrationslager" deportiert und kam dort um. Für den Vater Hermann Gumpertz gilt das nur indirekt.

Beinahe hätte Hermann Gumpertz es geschafft, dem Vernichtungslager im ostpolnischen Sobibor lebend zu entkommen. Als dort der einzig erfolgreiche Aufstand in einem der von den Nazis eingerichteten Lager stattfand, war der Mitbürger aus Rhaudermoor dabei.

Aus trügerischer Sicherheit ins Vernichtungslager

Nach der Eroberung der Niederland durch die Wehrmacht wurde Familie Gumpertz in das KZ Sobibor verschleppt und ermordet.

Die Sicherheit der Familie Gumpertz in den Niederlanden war trügerisch. Sie endete für die meisten Juden nach der Eroberung unseres Nachbarlandes durch die Truppen der Wehrmacht. Für Hermann Gumpertz endete die Deportation im Vernichtungslager Sobibor, damals im östlichen Polen gelegen, heute an der Grenze zur Ukraine und zu Weißrussland.

150.000 bis 250.000 Menschen wurden in diesem Lager durch Vergasen ermordet. Als stellvertretender Lagerleiter war für diese Verbrechen der aus Völlen in der heutigen Gemeinde Westoverledingen stammende gelernte Maler Johann Niemann mit verantwortlich.

Dass Hermann Gumpertz nicht unter den in Sobibor Ermordeten war, ist dem Umstand zu verdanken, dass unter den letzten etwa 600 verbliebenen Häftlingen die Nachricht durchgesickert war, dass das Lager geschlossen werden sollte. Da dies den sicheren Tod aller bedeutet hätte, fand sich eine Gruppe von Häftlingen zusammen, die einen Aufstand vorbereitete. Als es los ging, war Hermann Gumpertz dabei.

54 Heinze, Michael Till: a. a. O.

Die Anführer des Aufstandes hatten vorgesehen, am 13. August jenes Jahres 1943 loszuschlagen. Sie hatten herausbekommen, dass an diesem Tag vergleichsweise wenige SS-Schergen im Lager sein würden. Als der Morgen an jenem Sommertag noch jung war, kam, für die Aufständischen unerwartet, eine Gruppe von SS-Angehörigen zu einem Besuch in das Lager. Kurz entschlossen wurde der Aufstand um einen Tag verschoben.

Hermann Gumpertz war am Aufstand der Häftlinge im KZ Sobibor beteiligt und überlebte ihn für einige Wochen.

Im Vorfeld waren einige Waffen hergestellt worden, aber das würde nicht reichen, um eine nennenswerte Zahl SS-ler auszuschalten. So viele dieser Handlanger des Todes wie möglich sollten umgebracht werden, dann sollten die Häftlinge durch das Haupttor fliehen. Dies schien der einzig denkbare Fluchtweg zu sein, denn die Organisatoren des Aufstandes wussten, dass das Gelände um das Lager herum vermint war.

Um an die SS-Schergen herankommen zu können, musste man sie in eine Falle locken. Dazu machten sich die Aufständigen die Eitelkeit und die Habgier ihrer Bewacher zueigen. Anders als dem deutschen Volk von den Nazis eingetrichtert, waren die polnischen Juden keine Händler und „Geldsäcke", sondern sie waren Handwerker. Für die SS-Angehörigen in Polen hatte das den Vorteil, dass sie sich von der Unterwäsche bis zur Kopfbedeckung, von den Schuhen bis zum Pferdesattel alles nach Maß anfertigen lassen konnten, und davon machten sie regen Gebrauch, auch in Sobibor.

Durch monatelange Beobachtung kannten die Häftlinge die Gewohnheiten ihrer Bewacher. Von dem aus Völlen stammenden Untersturmführer und stellvertretenden Lagerleiter Johann Niemann wussten sie, dass er täglich zur selben Zeit mit seinem Schimmel ausritt. Kürzlich hatte er in der Schneiderei einen Ledermantel in Auftrag gegeben, der natürlich nach Maß gefertigt werden musste. Die Schneider waren fleißig, aber ohne Anprobe konnte der Mantel den Vorstellungen des Schlächters von Sobibor nicht gerecht werden. Also bestellten sie Niemann nach dem Ausritt zur Anprobe.

„Der jüdische Schneider machte letzte Markierungen auf dem Rücken des Deutschen. Ja, hier vielleicht noch ein paar kleine Änderungen, aber eigentlich passt der neue Ledermantel dem Herrn Untersturmführer schon ganz vorzüglich, oder? Stopp, ein paar kleine Kreidestriche noch, und jetzt bitte ganz stillhalten. Es waren Todesmarkierungen. Sekunden später spaltete ein Axthieb dem Deutschen, Johann Niemann, den Schädel; ein weiterer Mann hatte sich von hinten an ihn herangeschlichen. Es war der Rotarmist Arkadij Schubajew, der ihn mit zwei Axthieben tötete. Der SS-Untersturmführer war auf der Stelle tot. Seine Leiche wurde in der Schneiderei versteckt und das frische Blut mit alten Lumpen vom Boden gewischt.

14. Oktober 1943, 16 Uhr: Was nach einem hinterhältigen Mord klingt, war in Wahrheit eine Verzweiflungstat jüdischer Häftlinge im Vernichtungslager Sobibor. Mit dem Axthieb begann der größte Aufstand, der je in einem KZ

stattgefunden hat. Es sollte die einzige Erhebung dieses Ausmaßes bleiben, die selbst die Nazis in ihren Akten als ‚Aufstand' klassifizierten", heißt es bei Spiegel-online über das Buch „Sobibor- der vergessene Aufstand", das der ehemalige Häftling Thomas Blatt geschrieben hat. Der Axthieb war das Ende des Schlächters aus Völlen.

„Am 14. Oktober 1943 kam es in Sobibor zu einem Aufstand mit anschließender Massenflucht. Planung und Durchführung der Revolte gingen mehrheitlich zurück auf sowjetische Kriegsgefangene jüdischer Herkunft aus Weißrussland unter Führung des Rotarmisten Alexander Petscherski und des Zivilgefangenen Leon Feldhendler. Die Aufständischen töteten zwölf SS-Angehörige, darunter Josef Vallaster, und zwei Trawniki-Wachmänner. Viele Gefangene starben im Kugelhagel der Wachleute oder im Minenfeld außerhalb der Stacheldrahtumzäunung", ist bei Wikipedia zu lesen[55]. Einer der Trawnikis, der ukrainischen Wachmänner, die an der Jagd auf die geflohenen Häftlinge teilgenommen hatten, war der Jahrzehnte später in Deutschland vor Gericht gestellte John Demjanjuk.

Etwa 150 Häftlinge entkamen Minen und Kugelhagel und flüchteten in den nahe gelegenen Wald. Die Nazis organisierten eine großangelegte Verfolgung, in deren Verlauf viele Geflüchtete gestellt und auf der Stelle ermordet wurden. Dieses Schicksal traf auch Hermann Gumpertz. Er überlebte den Tag der Flucht um sechs Wochen. Am 30. November 1943 starb er in Dorohusk, vermutlich wurde er erschossen.

Johann Niemann aus Völlen war stellvertretender Lagerleiter im KZ Sobibor und wurde beim Aufstand als erster ermordet.

Der gelernte Maler Johann Niemann wurde am 4. August 1913 in Völlen geboren. Im Jahr 1931, Niemann war 18 Jahre alt, trat er in die NSDAP ein, sein Ausweis trug die Mitgliedsnummer 753.836. Im Jahr 1934 wurde er SS-Angehöriger, hier bekam er die Mitgliedsnummer 270.600. Bis dahin war er Mitglied der SA gewesen. Als Angehöriger der SS-Totenkopfverbände wurde er in der Bewachung des Konzentrationslagers Esterwegen eingesetzt. Gleichzeitig war er Angehöriger der „SS-Totenkopf-Standarte Ostfriesland".

Seit dem 1. Mai 1937 war er in der Kommandantur des Konzentrationslagers Sachsenhausen. Danach wurde er zeitweise zum „Führerhauptquartier" kommandiert. Zwischen November 1941 und August 1942 war er an der nach dem Krieg als „Aktion T 4" bezeichneten Ermordung geistig behinderter Menschen beteiligt. Seine Aufgabe war es, in der Tötungsanstalt Bernburg an der Saale ermordete Mitbürger zu verbrennen.

Im Jahr 1942 gehörte er zur Besatzung des Vernichtungslagers Belzec. Von dort wurde er zum Vernichtungslager Sobibor kommandiert. Am 12. Februar 1943 besuchte Heinrich Himmler, „Reichsführer SS", das KZ Sobibor. Wenig später wurde Johann Niemann, bis dahin „Oberscharführer" zum „SS-Untersturmführer" befördert.

55 http://de.wikipedia.org/wiki/Aufstand_von_Sobibor

Laut „Wikipedia“ war Niemann persönlich an der Ermordung der Juden im Rahmen der „Endlösung der Judenfrage“ beteiligt[56]. Nach einem früher im Lager stattgefundenen kleineren und gescheiterten Aufstand soll er persönlich die Ermordung von 72 jüdischen Häftlingen angeordnet haben.



Diese Aufnahme entstand vor dem „Deutschen Haus“ von Johann Plümer in der Rhauderwieke in Rhaudermoor. 2. von rechts neben dem Inhaber (weiße Jacke) ist Walter Cohen, Sohn des jüdischen Schlachters. 3. von rechts ist Mozes Cohen. Wenn die SA 1933 rief „Die Fahne hoch“, musste er auf den Tische steigen und den „deutschen Gruß“ sagen.



Kindergeburtstage im Hause Gumpertz waren bei Freundinnen und Freunden beliebt. Das Bild zeigt hinten von links Ohlrich Duprée, Johanne Buss, Beate und Helene Gumpertz, davor Erika Witzack und vorne links Frieda Freesemann, geborene Junker. Die drei anderen sind namentlich nicht genannt.
Fotos: Archiv Heinze

Nach dem Blick auf das Schicksal der jüdischgläubigen Familien Cohen und Gumpertz aus der Rhauderwieke in der damaligen Gemeinde Rhaudermoor, verfolgen wir den Lebens- und Leidensweg von Albrecht Weinberg weiter.

56 http://en.wikipedia.org/wiki/Johann_Niemann

Erzwungenes Leben in Leer

Das Gesetz zur „Rassentrennung an Schulen" zwang die Weinberg-Kinder auf die jüdische Schule in Leer.

Eine neue Hiobsbotschaft für die Familie Weinberg war die Verfügung über die Rassentrennung an den Schulen vom 10. September 1935. Diese Regelung wurde ab 1936 in den Städeten und Gemeinden umgesetzt. Dieter musste bald darauf die Mittelschule in Westrhauderfehn verlassen und seine Schullaufbahn aufgeben. *„Weinberg, pack deine Sachen und geh nach Hause! Du hast hier nichts mehr zu suchen"*, hieß es eines Tages aus dem Mund von Rektor Wilhelm Bütefisch, erinnert sich Johannes Lücht an eine Aussage seiner Nachbarin und Zeugin dieses Vorfalls, Ilse Kauffeld. *„Der Lehrer hat uns gesagt, ihr dürft nicht mehr zur Schule kommen, da war der Hass natürlich schon sehr groß. Als Jude hast du ja kein Recht für nichts mehr gehabt. Es war eine Selbstverständlichkeit, dass wir nicht mehr mit einem deutschen Mädchen oder Jungen auf der Schulbank sitzen durften."* Da Dieter seine achtjährige Schulpflicht erfüllt hatte, begann er eine kaufmännische Lehre in Emlichheim in der Grafschaft Bentheim.

Friedel und Albrecht mussten nun die jüdische Schule in Leer besuchen. Diese bis dahin einklassig geführte Einrichtung war auf den plötzlichen Schüleransturm aus allen Teilen des Landkreises nicht eingerichtet und bald überfüllt. Obwohl die israelitischen Lehrer Popper und später Spier und Hirschberg ihr Bestes versuchten, fehlte es an allen Ecken und Enden, denn die Stadt Leer, die für die sächlichen Kosten der Schule aufzukommen hatte, reduzierte ab 1936 die finanziellen Zuwendungen von 1.100 Reichsmark (RM) jährlich auf 400 RM. Das Lehrergehalt wurde vorerst weiter vom Staat bezahlt.

Nachdem die Weinberg-Kinder im Jahr 1936 von der Sundermann- beziehungsweise von der Mittelschule verwiesen worden waren und Friedel sowie Albrecht die jüdische Schule in Leer besuchen mussten, brauchten sie in der Kreisstadt eine Unterkunft, weil es unmöglich gewesen wäre, jeden Tag von Westrhauderfehn nach Leer zu kommen, da sie den Zug nicht mehr benutzen durften. Die Eltern hätten die Fahrten auch nicht bezahlen können. Albrecht war damals 11 Jahre jung, die erzwungene Trennung von seinen Eltern war schmerzlich. Vor Heimweh ging er einmal zu Fuß nach Westrhauderfehn zu seinen Eltern.

Deshalb war es gut, dass sie Verwandte und gute Bekannte in Leer hatten! Albrecht wohnte jetzt während der Woche bei Onkel Willy und Tante Maria Cohen, geborene Grünberg, in der Bremer Straße 70. Der am 20. August 1884 in Leer geborene Willy Cohen betrieb an seinem Wohnort seit dem 8. November 1912 einen Viehhandel. Er war holländischer Staatsbürger und seit 1912 mit Marie Grünberg verheiratet, Schwester von Flora Grünberg, Mutter von Friedel, Dieter und Albrecht Weinberg. Im Jahr 1938 flüchtete er mit seiner Familie nach Holland, wo er vermutlich nach der Eroberung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht verhaftet wurde. Er wurde zunächst ins Zuchthaus von

Celle und von dort nach Ausschwitz deportiert und nach dem Krieg mit Datum vom 23. Mai 1943 für tot erklärt.

Albrechts Vetter Dago und seine Kusinen Frieda und Resi waren zu der Zeit schon erwachsen. Friedel kam im Hause des Viehhändlers Albert Frank in der Bremer Straße 64 unter, in der Nachbarschaft zu ihrem Bruder Albrecht. Obwohl ihre Gastfamilien es nicht an Fürsorge fehlen ließen, hatten Albrecht und Friedel natürlich Heimweh.

Beim Vieh-, Fell- und Schrotthändler Alfred Weinberg in Westrhauderfehn liefen die Geschäfte schlecht. Es wurde kaum noch etwas verdient. Johann Korrelvink aus Rhaudermoor, der 1936 bei der Firma Wilhelm Olligs im Westrhauderfehner Untenende eine kaufmännische Lehre begann, erinnert sich, dass Dieter Weinberg dort damals ab und an nur noch 50 Pfund Kohlen für den häuslichen Bedarf einkaufte und sie mit dem Eimer zu seinen Eltern nach Hause trug. Am 20. Juli 1935 machte die OTZ in einer Anzeige die Leser noch einmal darauf aufmerksam, dass das Produkten- und Viehgeschäft von A. Weinberg in Westrhauderfehn ein jüdisches Geschäft sei. Im Januar 1936 sahen sich die Grünbergs und Weinbergs gezwungen, ihr Haus mit Grundstück in Westrhauderfehn an den Schiffsmakler und Werftbetreiber Harm Schaa von der „Witte Hüll" am Hauptfehnkanal unter Preis zu verkaufen. Ein Teil des Kaufpreises wurde als Hypothek eingetragen und sollte 1941 mit fünf Prozent Zinsen an die drei Schwager von Hermann Grünberg ausgezahlt werden. Aber dazu kam es nicht.

Nach dem erzwungenen Verkauf ihres Hauses im Untenende kamen die Weinberg-Eltern bei Verwandten in Leer unter.

Da Friedel und Albrecht in Leer die Schule besuchten, sahen sich deren Eltern Flora und Alfred Weinberg dort nach einer Wohnung um. Sie scheinen nicht auf Anhieb eine gefunden zu haben, denn nach dem Verkauf ihres Hauses haben sie für eine Übergangszeit entweder auf der „Witte Hüll" oder im Haus des Fellhändlers Gumpertz in der Rhauderwieke gewohnt. Bei ihrer Anmeldung in Leer am 22. August 1936 gaben sie als Herkunftsort Rhaudermoor an und nicht Westrhauderfehn. Die Familie war froh, dass sie eine kleine Hinterwohnung im Hause des Viehhändlers Polak in der Bremer Straße 62 beziehen konnte. Obwohl sie einen Teil ihrer Möbel im Kuhstall unterstellen mussten, während sie den größeren erst gar nicht hatten mitnehmen können, freuten sich alle, wieder beisammen zu sein. Am 23. Juni 1937 kam Dieter von Emlichheim „nach Hause".

Jetzt begann für die Weinbergs fast so etwas wie Familienleben, sehr bescheiden und nur für kurze Zeit. Es gab Grünkohl zu essen, wie in allen ostfriesischen Familien. Statt Pinkel, das aus Schweinefleisch hergestellt wird, wurde bei Weinbergs Rind- und Kalbsfleisch dazu gegessen. *„Grünkohl gab es bei uns auch noch, als wir in den USA wohnten. Dazu gab es polnisches Räucherfleisch",* erinnert sich Albrecht Weinberg. Einen eigenen Garten hatten die Weinbergs in der Stadt an der Leda, wenn auch nur einen kleinen. In Leer hat Albrecht Bohnen geschnippelt, die anschließend zur Gärung ins Fass gedrückt

wurden. Zum Schnippeln gab es eine kleine Maschine, durch die eine Bohne nach der anderen gedreht wurde.

Hunger hat er in Leer nicht gelitten, aber er weiß nicht, ob und wie schwer es für die Eltern war, immer genug Essen auf den Tisch zu bringen. In der Woche gab es kein besonderes Mittagessen. Fast täglich habe es eine Suppe gegeben, abends gab es vermutlich eine Stulle, sicher weiß er das nicht.

In Leer konnte er mit seinem gleichaltrigen Cousin Alfred und einem weiteren Vetter spielen. Die drei wohnten dicht beieinander, Arthur Grünberg im Haus Reimersstraße 6, dort, wo kurz vor der Deportation viele Juden aus Leer zusammengezogen wurden, August Grünberg in dem Haus gegenüber dem Steinmetz Nanninga in der Bremer Straße und Alfred Cohen auf derselben Straßenseite im zweitletzten Haus vor der Spier-Kreuzung. Dieses Haus wurde von Albrecht Weinbergs Tante Maria Cohen bewohnt. In dem Haus gab es eine Badewanne und einen Ofen, in dem das Badewasser erwärmt werden konnte. Es gab fließendes Wasser und eine Toilette mit Spülung, alles Errungenschaften, die den Kindern aus Westrhauderfehn bis dahin unbekannt waren.

Jüdisches Sportfest auf der Wiese der Familie Cohen. Sportplätze waren für Juden tabu.

Hinter diesem Haus gab es eine große Wiese, auf der die Kinder unbehelligt spielen konnten. Im Jahr 1936 wurde dort ein Sportfest für jüdische Kinder ausgetragen, das die jüdische Gemeinde organisierte hatte. Auf öffentlichen Sportplätzen war dies jüdischen Kindern zu dieser Zeit bereits unmöglich. Ein beliebter Spielplatz war der Heuboden dieses Hauses. Bei Lorenz Peiffer ist über das Sportfest zu lesen: *„Am 9. August 1936 veranstaltete der Jüdische Jugendbund Leer selbst ein große Sportfest. Die Sportgruppe hatte sich mittlerweile dem RjF (Reichsbund jüdischer Frontsoldaten) angeschlossen. Als Ansprechpartner wird Heinz Urbach . . . genannt. ‚An diesem großen Sportfest beteiligten sich RjF-Sportgruppen aus Aurich, Bremen und Emden sowie jüdische Sportvereine aus Esens und Oldenburg.' Am Vormittag wurde auf der Weide des Herrn W. Cohen ein Leichtathletik-Vierkampf (auch als Einzelkampf gewertet) für Damen, Herren und die männliche Jugend ausgetragen. Der Vierkampf bestand aus einem 60m-Lauf, Kugelstoßen, Hoch- und Weitsprung. Dominiert wurden die leichtathletischen Wettkämpfe von den auswärtigen Gästen. Lediglich in den Sprungwettbewerben konnten die Einheimischen erfolgreich sein, wo Alfred Außen 2. im Weit- und 3. im Hochsprung wurde, Louis Roseboom 2. im Weitsprung der Jugend. Besonders erwähnenswert ist der 2. Preis, den die 12jährige Frieda Weinberg-Leer im 60m-Lauf der Damen erringen konnte."*[57]

Exkurs: Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RjF):

„Obwohl von den ca. 85.000 jüdischen Frontkämpfern im Ersten Weltkrieg 12.000 den „Heldentod fürs Vaterland" starben, wurde seit Herbst 1918 von völkischen Gruppierungen behauptet, aufgrund von „Drückebergerei"

57 Peiffer, Lorenz, Juden im Sport während des Nationalsozialismus, Göttingen 2012

und innerer Zersetzung der Heimat trügen die Juden die Hauptschuld an der deutschen Niederlage. Der Hauptmann Leo Löwenstein (1879-1956) gründete im Februar 1919 den „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" (RjF), in dem das Wirken aller jüdischen Kriegsteilnehmer Anerkennung fand. Der Reichsbund, der Mitte der zwanziger Jahre 40.000 Mitglieder umfaßte, machte es sich zur Aufgabe, über den Einsatz von Juden im Krieg zu informieren. Mit der verbandseigenen Wochenzeitung „Der Schild" versuchte der RjF, dem in der Weimarer Republik herrschenden Antisemitismus entgegenzuwirken. In einigen Städten des Deutschen Reichs aktivierte der RjF Selbstschutzeinheiten, um die jüdische Bevölkerung vor antisemitischen Übergriffen schützen zu können. Vereinzelt kam es dabei zu Kooperationen mit dem ‚Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold'.

Der RjF betonte die Soldatenehre und vertrat ein ausgesprochen deutsch-nationales Judentum. Ideologisch stand er dem „Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" nahe, der den Zionismus ablehnte und sich zur deutschen Nation bekannte. Für den RjF war es daher zutiefst schockierend, als deutsche Juden unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 für wehrunwürdig erklärt wurde. Ab 1936 durfte sich der RjF auch politisch nicht mehr betätigen, sondern musste sich auf die Betreuung jüdischer Kriegsopfer beschränken. Als der RjF 1938 aufgelöst wurde, war bereits ein Großteil seiner Mitglieder aus Deutschland emigriert." [58]

„Der Familie Cohen gelang es, rechtzeitig nach Holland auszuwandern. Als das Nachbarland von der Wehrmacht überrannt worden war, wurde die Familie von einem niederländischen Bauern versteckt, so dass sie mit dessen Hilfe die Zeit des Nazi-Terrors überlebte. Diese Tante rettete die wenigen Fotos, die der Familie geblieben waren", erinnert sich der gebürtige Fehntjer Albrecht Weinberg.

Der Unterricht in der jüdischen Schule gefiel den Weinberg-Kindern nicht. Die Klassen waren überfüllt, und oft mussten Schüler der älteren Jahrgänge die jüngeren unterrichten. Eine Zeit lang war schon der morgendliche Weg zur Schule eine Qual. Weil das Gebäude der jüdischen Schule in der Nachbarschaft zum Gymnasium lag, wurden die jüdischen Kinder von Gymnasiasten auf dem Vorbeiweg gehänselt, verspottet und teils auch mit Steinen beworfen. Irgendwann hatten die Schulleitungen ein Einsehen. Sie verlegten den Schulbeginn für die jüdischen Kinder um eine halbe Stunde, so dass die Gymnasiasten bereits in ihren Klassen waren, wenn sich die jüdischen Kinder zu ihrer Schule begaben. Fast drei Jahre besuchte der Weinberg-Sohn diese Schule, aber schon recht bald habe es dort keinen regulären Unterricht mehr gegeben.

Jüdische Kinder auf dem Weg zur Schule von Gymnasiasten (heute UEG) drangsaliert. Unterrichtsbegin wurde verlegt.

An der jüdischen Schule wurden die Weinberg-Kinder unter anderem von dem Lehrer Hermann Spier unterrichtet. Spier hatte zwei Töchter, Henny und Bernie. Die beiden Mädchen kamen mit einem Kindertransport nach Großbritannien noch rechtzeitig aus Deutschland raus. Die Kinder seien auf der Insel nicht be-

58 http://www.dhm.de/lemo/html/weimar/antisemitismus/rjf/

sonders willkommen gewesen, weil sie als Deutsche angesehen wurden. Man habe sie nach Kriegsbeginn auf der Insel „Man" vom Rest der Bevölkerung getrennt. Aber immerhin haben sie so das Nazi-Regime überlebt. Laut Albrecht Schreiber weist auf der Insel ein großes Schild auf die damalige humanitäre Aktion der Briten und die Ankunft der jüdischen Kinder aus Deutschland hin. Henny Spier soll auf der Insel nach dem Krieg als Kindermädchen von Prinz Charles gearbeitet haben, dem späteren Ehemann von Lady Diana.

Gemeinsam mit einem anderen Schüler schwänzte Weinberg an den Viehmarkttagen gerne den Unterricht, um den Bauern dabei zu helfen, ihre Tiere zum Viehhof zu treiben. Dafür gab es ein kleines Entgelt.

Auswanderung war Familie Weinberg nicht möglich.

Mehrfach wurde Albrecht Weinberg seit seiner Rückkehr aus den USA gefragt, ob die Familie in den 1930er Jahren je daran gedacht habe auszuwandern. Aber die Weinbergs sahen damals keine Möglichkeit, mit ihren geringen Mitteln in einem fremden Land eine neue Existenz aufzubauen, und da sie keine Verwandten in Holland hatten, die sie hätten unterstützen können, blieben sie in Leer und hofften auf bessere Zeiten. In der Pogromnacht am 9. November 1938, der so genannten „Kristallnacht", wurde den jüdischen Mitbürgern klar, dass man auf eine Besserung der Verhältnisse in absehbarer Zeit nicht hoffen konnte. Ein anderes Mal antwortete er auf diese Frage sinngemäß, er könne sich heute nicht in die Gedanken seiner Eltern versetzen. Vermutlich hätten sie geglaubt, dass ihnen nichts passieren würde, weil sie doch deutsche Bürger waren. Sein Vater und seine Onkel waren für Deutschland auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs. Einige wurden sogar ausgezeichet. Ein Onkel sei für sein Vaterland gefallen, und er wurde unter einem christlichen Kreuz beerdigt. Dass es dann doch vor dem Gesetz so eng werden würde, damit hätten sie sicher nicht gerechnet. Wo hätten sie auch hinkommen können, ohne Geld, ohne Visum und ohne Schiffsfahrkarte? Sie hatten drei Kinder, wo hätten sie hin gehen sollen? Klar, von Weener aus hätten sie nur 15 Minuten benötigt, um zu Fuß über die Grenze in die Niederlande zu kommen. Aber dort gab es noch einen Schlagbaum, und für den Grenzübertritt gab es geltendes Recht, und für ihre Eltern war es selbstverständlich, die Gesetze zu beachten. Sicher waren sie davon überzeugt, dass man sich nicht bei Nacht und Nebel davon machen dürfe. Einige Verwandte und etliche andere deutsche Juden haben das damals anders gesehen, aber Weinberg erinnert im Gespräch daran, dass ihnen das nach der Eroberung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht nichts mehr genutzt hatte.

Friedel und Albrecht Weinberg wurden im Mai 1939 „verhaftet" und in das „Zentrale Arbeitslager" (ZAL) in Groß Breesen überstellt.

Durch die Unterstützung des Reichsbundes der Jüdischen Frontsoldaten, dem Alfred Weinberg als Weltkriegsteilnehmer angehörte, gelang es dessen Kindern Friedel und Albrecht, am 20. April 1939 im Jugendlager Groß Breesen bei Guben an der Oder aufgenommen zu werden, vermutet Albrecht Weinberg im Rückblick. Aber den Gestapo-Unterlagen zufolge, waren Bruder und Schwester im Mai 1939 „verhaftet" und in das ZAL Groß Breesen „eingeliefert" wor-

den.[59] Die Ausbildungsstätte war in einem ehemaligen Gutshof untergebracht. Vierzehn- bis achtzehnjährige Jugendliche wurden dort in der Landwirtschaft ausgebildet. Da Friedel und Albrecht hier unter lauter jüdischen jungen Leuten waren, fühlten sie sich nach langer Zeit wieder frei und unbeschwert. Einige Freundschaften, die sie damals dort geschlossen haben, bestehen heute noch. Im Februar 1940, als alle Juden Ostfriesland verlassen mussten, kam auch ihr Cousin August Grünberg aus der Bremer Straße 14a zu ihnen auf das Gut.

Als sich Friedel und Albrecht Weinberg auf den Weg nach Groß Breesen begaben, trugen sie zusätzlich zu ihren Vornamen, die ihnen ihre Eltern nach der Geburt gegeben hatten, die Namen „Sara" beziehungsweise „Israel". „Alle jüdischen Jungen bekamen den Beinamen ‚Israel', und alle Mädchen mussten sich ‚Sara' nennen", sagt Weinberg und ergänzt, *„dieser zusätzliche Vornamen wurde in die Ausweispapiere eingetragen, und wir mussten alle Formulare damit unterschreiben."* Die rechtliche Grundlage dafür hatten die Nazis im „Reichsgesetzblatt I 1938 Nr. 130" festgeschrieben, mit der die *„Änderung von Familiennamen und Vornamen durch Juden"* geregelt wurde. Danach galt, dass allen jüdischen Kindern, die ab dem 1. Januar 1939 geboren wurden, nur solche Vornamen gegeben werden durften, die von den braunen Herren in einer Namensliste aufgeführt waren. Unter der Überschrift „F*ür Juden jüdische Vornamen"*, war im Oktober 1938 im GA zu lesen: *„Wie die unten abgedruckte Zusammenstellung ergibt, sind darin nur solche Vornamen enthalten, die im deutschen Volk als typisch jüdisch angesehen werden. Juden, die eine fremde Staatsangehörigkeit besitzen, werden von der Vorschrift nicht betroffen."* Für Juden, die vor diesem Stichtag bereits lebten, wurde festgelegt: *„Soweit Juden zur Zeit Vornamen führen, die nicht in den Richtlinien verzeichnet sind, müssen sie vom 1. Januar 1939 ab zusätzlich einen weiteren Vornamen annehmen, und zwar männliche Personen den Vornamen Israel, weibliche den Vornamen Sara."* Durch dieselbe Verordnung wurde vorgegeben, dass Kindern „deutscher Staatsangehörigkeit" (diese Formulierung schloss jüdische Kinder aus, die qua Definitionem keine deutschen Staatsbürger waren, Red.) nur deutsche Vornamen gegeben werden durften. Die Vorschrift wäre ohne folgende abschließende Formulierung nicht deutschgründlich: *„Namen, ursprünglich ausländischer Herkunft, die seit Jahrhunderten in Deutschland als Vornamen verwendet werden und völlig eingedeutscht sind - wie Hans Joachim, Peter, Julius, Elisabeth, Maria, Sofie, Charlotte - gelten als deutsche Vornamen."*[60]

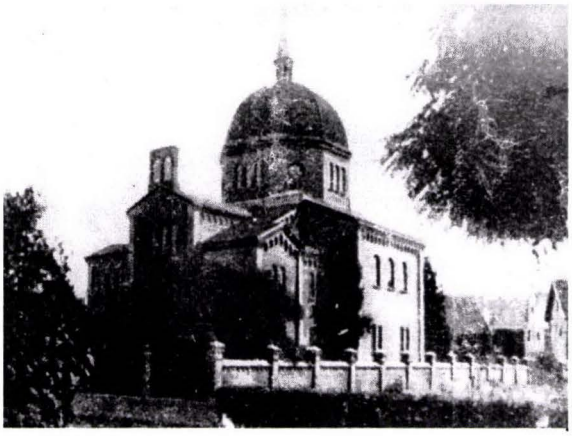
Ab 1938 mussten Friedel und Albrecht Weinberg, wie alle Juden, die Namen Sara beziehungsweise Israel als zusätzlichen Vornamen führen.

Der NS-Staat bestimmte, was deutsche Vornamen waren, Eltern durften ihren Neugeborenen nur solche Namen geben.

Alfred und Flora Weinberg mussten im Sommer 1939 die Wohnung in der Bremer Straße bei Polak aufgeben und wechselten am 6. Juli in die Reimersstraße 6 zu ihren Verwandten Philipp und Angelica Grünberg. Doch nach Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 gab es für die in Leer verbliebenen Juden bald eine neue Hiobsbotschaft: Im Januar 1940 beschloss die

59 Korrespondenzakte T/D - 331 484, ITS Archives, Bad Arolsen, 6.3.3.2 / 93788342

60 Reichsgesetzblatt I 1938 Nr. 130, das Gesetz trat am 1. Januar 1939 in Kraft.



Die Synagoge in Leer war ein prächtiges die Stadt Leer mitprägendes Bauwerk. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde sie niedergebrannt.

Gestapo-Leitstelle in Wilhelmshaven, die für das hiesige Gebiet zuständig war, Ostfriesland als „Grenzgebiet zum Feindesland" von potenziellen Spionen zu säubern. Da Juden als Feinde des deutschen Volkes galten, beauftragte man den Auricher Synagogenvorsteher Wolffs, beziehungsweise dessen Sohn, dafür Sorge zu tragen, dass sich alle Juden Ostfrieslands bis zum 1. April 1940 einen neuen Wohnsitz außerhalb Ostfrieslands suchten. Wer keine neue Bleibe fand, musste sich den organisierten Transporten nach Berlin anschließen.

Mit einem dieser Transporte verließen die Weinberg-Eltern die Reimersstraße in Leer am 16. Februar 1940 in Richtung Berlin. Sie durften nur wenig Gepäck mitnehmen und wurden in Alt Moabit in einem „Judenhaus" in der Kirchstraße 22 untergebracht. An der dortigen Putlitzbrücke ist eine Tafel zum Gedenken an die Deportationszüge angebracht.



Am Morgen nach dem nationalsozialistischen Terrorakt gegen die jüdische Bevölkerung von Leer schauten sich Bürger der Stadt an, was die braunen „Herrenmenschen" von dem jüdischen Gotteshaus übriggelassen hatten. Fotos: Stadtarchiv Leer

Diesen Maßnahmen war die Pogromnacht mit ihren Schrecken vorausgegangen.

Die Schrecken der Pogromnacht

Als Albrecht Weinberg im Jahr 2013 während eines Interviews in der Gedenkstätte Bergen- Belsen gefragt wurde[61], wie er die „Kristallnacht" in Leer erlebt habe, erinnerte er sich an die schlimmste Nacht seines Lebens. Zwar habe er später im Konzentrationslager (KZ) viel Schlimmes erlebt, aber was er in jener Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 durchleiden musste, sei eine Katastrophe für die junge Seele gewesen. Es war dunkel, und vermutlich hatte er bis dahin tief geschlafen, als es laut krachend an die Türe schlug, Glas splitterte und laute Schreie an sein Ohr drangen. Er wusste nicht, wie ihm geschah, als ihm irgend eine Männerstimme befahl aufzustehen und das Haus zu verlassen. Beschimpft habe man die ganze Familie. Drecksjuden seien sie, Diebe, Verbrecher und Drecksäcke hat man sie geheißen. *„Es wurde rumgehauen und rumgeschlagen"*, sagt der damals 13jährige Junge, manches ging zu Bruch, die Haustüre war eingeschlagen worden.

Irgendwie musste die Familie antreten, und bald nahm der jüdische Junge wahr, dass auch andere Familien aus dem Haus geholt worden waren. Unter

61 Gring, Diana: a. a. O.

Schreien und irgendwelchen Befehlen, formte sich irgendwie eine Marschkolonne, aus Greisen, Männern und Frauen, Müttern mit Kindern, mit Kleinkindern, die teils herzerreißend schrien. Keiner wusste, wie ihm geschah, der Sinn der Aktion erschloss sich niemandem in der Schlange. Angst ging um, und die Menschen fühlten sich hilflos. Dann seien sie durch die Innenstadt zum Viehhof getrieben worden. Viele Mütter zogen weinende Kinder hinter sich her, andere Kinder versuchten, sich an Mutters Rock festzukrallen. Vor dem Viehhof wurden die Familien getrennt. *„Keiner der anderen Bürger hat etwas gesagt"*, obwohl es den Anwohnern auffallen musste, dass Menschen unter lautem Geschrei von SA-Leuten durch die Straßen getrieben wurden. *„Sie haben hinter ihren Gardinen gestanden und uns beobachtet"*, sagt Albrecht Weinberg.

Noch wusste er nicht, was die Nacht Schreckliches für die jüdischen Mitbürger bringen würde. Man trieb die Menschen über die Rathausbrücke, und wenig später erreichten sie den Viehhof. Die Männer wurden von ihren Familien getrennt und in den Schweinestall befohlen, den sie in der Nacht ausmisten mussten. Ihre Sorge um sich selbst wird überlagert gewesen sein von der Sorge um die Angehörigen, von denen sie nicht wussten, was im Schlachthaus mit ihnen geschah. Es muss dort nach Blut, Angstschweiß und abgestandener Luft gerochen haben, die Hölle vor allem für die Kinder. „Man war wehr- und hilflos und man hatte Angst. Ob die Männer und Väter das Schreien, Wehklagen und Weinen hören konnten, welches das Schlachthaus nebenan erfüllte, ist nicht bekannt.

Jüdische Mitbürger wurden in der Pogromnacht in die Viehhalle von Leer und in das dortige Schlachthaus getrieben.

Wo Vieh gehandelt wird, wo es an- und abgeliefert wird, geht es nicht immer tiergerecht zur Sache. Das eine oder andere Tier verletzte sich auf dem Gelände so stark, dass es notgeschlachtet werden musste, um den wirtschaftlichen Schaden für den Eigentümer so gering wie möglich zu halten. Deshalb war im Viehhof ein Schlachthaus eingerichtet worden, in das man die Mütter mit ihren Kindern trieb. Dort standen sie zwischen Äxten, Sägen, Vorschlaghämmern, Messern und allerlei Schlachterwerkzeug. Es stank, es war feucht und kalt, und niemand wusste, wie lange sie diesen Vorhof zur Hölle ertragen mussten. Den Kindern war das nicht möglich. Ihre Schreie erfüllten den Raum und stürzten die Mütter in tiefe Trauer. Und ständig diese Angst, weil man der Willkür der Bewacher ausgeliefert war. Als sie irgendwann am nächsten Tag „nach Hause" gehen durften, war nichts mehr so, wie es vorher gewesen war. Es war eine Nacht, die er mit seiner Mutter im Schlachthaus durchlitt, eine Nacht wie eine Ewigkeit. Er hatte kein Gefühl für die Zeit und bis heute weiß er nicht sicher, ob er einen oder mehrere Tage dort verbringen musste. Und als er wieder daheim war, war er erleichtert? Er weiß es nicht. Er glaubt nicht, dass er damals irgend etwas gefühlt hat, zu tief saß der Schreck über das Unvorstellbare.

Vom Brand der Synagoge hat Weinberg in jener Nacht nichts mitbekommen. Später erfuhr er, dass man den Rabbi und seine Familie im Nachhemd durch die Straßen gejagt hatte. Nachdem das Gotteshaus zerstört war und der Schutt abgefahren wurde, seien die Juden gezwungen worden, die Kosten für dessen

Abfuhr zu zahlen, obwohl es den meisten von ihnen längst finanziell schlecht ging und viele verarmt waren.

Sechs Jahrzehnte nach dem Ereignis jener schrecklichen Nacht anlässlich eines Besuchs in Leer befragt, schmerzt ihn die Erinnerung an die Zerstörung der Synagoge immer noch. Das vollkommen zerstörte Gebäude habe er gesehen. Dann verbindet er die Erinnerung an die Vergangenheit mit seiner unerwarteten Erfahrung aus der Gegenwart. Zwar sei auf dem Grundstück des jüdischen Gotteshauses später eine Tankstelle gebaut worden, aber die Stadt Leer habe sich gegenüber ihren ehemaligen jüdischen Bürgern verbunden gezeigt. Man habe eine Gedenktafel angebracht und in der Nähe der ehemaligen Synagoge Stelen aufgestellt, auf denen die Namen der Opfer verzeichnet sind. Lange bevor er sich entschlossen habe, dauerhaft nach Leer zurückzukehren, seien seine Schwester und er zusammen mit anderen ehemaligen jüdischen Bürgern der Stadt beziehungsweise deren Nachkommen nach Leer eingeladen worden. Dann blickt er wieder zurück: *„Anders als in Weener wurde der jüdische Friedhof in Leer nicht zerstört, nicht geschändet, obwohl Bürgermeister Drescher ein Antisemit, ein Nazigenosse war, der Judenblut trinken konnte. In Weener dagegen, wo viele unserer Vorfahren bestattet worden waren, hat man 90 Prozent der Grabsteine rausgerissen, die Namen der Verstorbenen ausgeritzt und die Grabsteine auf christlichen Gräbern aufgestellt. Das Grabmal unserer Großeltern haben wir Kinder vor Jahren neu angelegt, und die Namen aller zehn Kindern in den Grabstein gravieren lassen. Das ist noch ein Grab von wenigen, die dort heute noch auf dem Friedhof zu sehen sind."*

Albrecht Weinberg sieht die Stelen in der Nähe des ehemaligen Synagogenplatzes als Zeichen des guten Willens und der Versöhnung der Stadt Leer mit ihren ehemaligen jüdischgläubigen Mitbürger.

Menna Hensmann hat in ihrer „Dokumentation, Leer 1933 - 1945" Zeitzeugenaussagen zur „Pogromnacht" festgehalten. Dr. Paul Sommer hat sie gefragt: *„Wenn sie jetzt sagen, niemand kann behaupten, ‚man habe nichts gewusst', was hat man denn konkret gesehen?"* Dr. Sommer: *„Man hat zumindest gesehen, dass . . . die Juden durch die Straßen getrieben wurden. Ich kann mich an den Tag noch ganz genau erinnern, und zwar aus folgendem Grund: in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnten mehrere Juden, unter anderem fast direkt neben uns, also in der Mühlenstraße 2. Neben dem Geschäft Julius Müller wohnte die jüdische Familie Pels. Herr Pels betrieb eine Schlachterei. Und schräg gegenüber, jetzt Buchhandlung Schuster, war das jüdische Uhrengeschäft Gans. Das waren alles normale Bürger. Die kannte man. Ich habe mit den Kindern von Schlachter Pels gespielt. Mit Astrid und Louis. Ich habe zwar nicht gesehen, dass sie weggetrieben wurden, das war ja nachts, aber am nächsten Morgen ging ich früh, noch vor Schulbeginn, in die katholische Michael-Kirche zur Messe. Und das war ganz merkwürdig, dass man überall über Glasscherben lief. Daher der widerliche Name ‚Kristallnacht'. Ein sehr verharmlosendes Wort. Ich wusste natürlich nicht, was passiert war. Nach der Kirche ging ich nach Hause und habe erzählt, dass die Scheiben eingeschlagen sind und alles mögliche kaputt heraushängt, teilweise auch auf den Straßen liegt. Und da bekam ich von meinen Eltern die kurze Auskunft, das hätte die SA gemacht. Was die SA war, wusste ich ja. Aber es wurde dann nicht weiter*

darüber gesprochen. Und das verstehe ich eigentlich nicht. Ich habe danach die Eltern Pels und auch die beiden Kinder nie wieder gesehen. Sie haben wohl auch nicht mehr in dem Haus gewohnt. Wo sie geblieben sind, wusste ich nicht. Wir haben später gehört, dass die Kinder nach London ausgewandert sind.

Später sah ich vom Schulplatz der Osterstegschule aus, dass es irgendwo brannte. Es war die riesige Synagoge, die auch nachmitttags noch qualmte. Ich fuhr mit dem Fahrrad hin und wollte sehen, was da los war und hatte ein ganz furchtbares Erlebnis, das ich mein Leben lang nicht vergessen habe. Da habe ich diese ‚Goldfasanen-Typen' (SA-Leute genannt ‚Goldfasanen' wegen der Uniformfarbe) gesehen. Einige SA-Leute hatten Zylinder auf und eine Art Stola umgehängt. Ein Uniformierter fiel mir ganz besonders auf, weil er schwer beladen mit Diebesgut aus dem zerstörten Gotteshaus kam. Und dieses Gesicht, das hasserfüllte Gesicht dieses Mannes, habe ich mein Leben lang nicht vergessen.

Zeitzeugen berichteten über ihre Erinnerungen an die Pogromnacht in Leer.

Ich mache jetzt einen kleinen Sprung: Als ich 1940 auf das Gymnasium kam (das hieß damals staatliche Oberschule für Jungen), sah ich den Mann wieder, als Lehrer. Als meine Mutter im Jahre 1940 zum ersten Mal den Elternsprechtag in der Oberschule besuchte, ging sie auch zu diesem Lehrer, und da hat dieser Lehrer zu meiner Mutter gesagt; ‚Frau Sommer, dass Ihr Sohn an dieser Schule kein Abitur macht, dafür werde ich sorgen!' Da war ich in der Sexta (heute 5. Klasse). Meine Mutter gab ihm zur Antwort. ‚Wenn sie das dann noch können.' Das hat er ihr nie vergessen. Damit hatte sie schon etwas Unglaubliches gesagt. Dieser Mann ist mir immer, während der ganzen Schulzeit bis 1945, sehr unheimlich gewesen. Er ist nach 1945 nicht wieder bei der Schule eingestellt worden. Ich hätte mich auch dagegen gewehrt. Der Mann ist schon lange tot . . ." [62]

Ein anderer für dieselbe Dokumentation befragter Zeitzeuge war Erich Wurps. Auf die Frage von Menna Hensmann nach seiner Erinnerung an die Pogromnacht antwortete er im Jahr 2001: *„An dem Tag, es muss schon in der Nacht vom Montag auf den Dienstag gewesen sein, dienstags hatten wir Berufsschule, musste ich um acht Uhr in Leer sein. In Oldersum hatten wir nichts mitbekommen. Aber die Juden, die hatten sie weggeholt. Das hörten wir morgens schon. Die Cohens waren alle fort. Ich war mit meinem Fahrrad von Oldersum nach Leer unterwegs, da konnte ich in Heisfelde schon sehen, dass die Synagoge brannte. Ich muss so ungefähr um zwanzig vor acht an der Synagoge vorbeigekommen sein. Da war schon alles zusammengefallen und es standen auch noch Leute drumherum. Und ein SA-Mann in Uniform war gerade damit beschäftigt, Stühle, die sie wohl vorher noch geborgen hatten, wieder ins Feuer zurückzuwerfen. Wie ich durch die Brunnen- und die Rathausstraße fuhr, sah ich, dass bei den jüdischen Geschäftshäusern die Fenster eingeschmissen worden waren, die Sachen auf der Straße lagen und alles kaputtgeschlagen war.*

62 Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001

Und dann kam ich an der Berufsschule an. Die war in der Königstraße 33. Das letzte Haus links vor dem Gallimarktplatz. Das war ein ziemlich großes Gebäude mit einem großen Platz dahinter, ein paar Etagen hoch, mit Maler-, Schlosser- und Tischlerwerkstatt. Dort saßen wir zusammen und diskutierten, als unser Lehrer Kock, er war Ingenieur, hereinkommt. Ein Könner in der Praxis und in der Theorie. Er besaß das Goldene Partei-Abzeichen. Das bekamen nur die Nazis, die schon lange in der Partei waren. Er kam ganz aufgeregt herein, eilte in sein Kabuff, dort hatte er seinen Kittel hängen, kam wieder zurück und sagte: ‚Jungs, was heute Nacht bei uns in Deutschland passiert ist, das kommt auf uns zurück!' Und ich dachte nur: ‚Oh Gott, halt' bloß Deine Schnauze, wenn das jemand hört, bist du weg!' Inzwischen hatten wir ja gehört, dass das überall so geschehen ist. Ausgerechnet unser Schulrektor Sanders war doch so ein Nazi und Judenhasser.

In der Mittagspause - wir hatten zwei Stunden Mittag - haben wir uns immer in der Molkerei, die war neben der Waage, Kakao geholt. Wir saßen dort bei der Waage auf einem Anleger, als wir plötzlich sahen, dass die Nazis die Juden über die Rathausbrücke trieben. Die kamen wohl vom Viehhof und bogen in die Rathausstraße ein. Einige von uns wollten aufstehen, aber ich sagte: ‚Geht dort nicht hinterher, lasst das!' Man wusste ja nie, wie man dran war. Diese Menschen sind dann ja wohl alle abtransportiert worden." [63] Nein, an jenem Tag noch nicht, möchte man antworten, zumindest nicht die Frauen und Kinder. Am Folgetag wurde allerdings Alfred Weinberg mit vielen anderen in das KZ Sachsenhausen verschleppt, vorübergehend zunächst.

In dem Zug der Juden, den Erich Wurps an jenem Tag gesehen hat, schlichen auch Flora Weinberg und ihr Sohn Albrecht mit. Die Tochter Friedel war noch in Emden und der Sohn Dieter in Emlichheim. Am nächsten Tag holte die Mutter ihre Tochter heim. Im Jahr 2000 hatte die Autorin der Dokumentation Gelegenheit, die beiden Geschwister nach deren Erinnerung an die Pogromnacht zu befragen. Sie antworteten damals sinngemäß: Friedel Weinberg, im Jahr 1938 14 Jahre jung, arbeitete damals als Dienstmädchen in einem jüdischen Geschäftshaushalt. Die Familie führte ein Geschäft für Herrenausstattung. Das Haus habe außerhalb der Stadt Emden gelegen. Sie habe gehört, wie es in der Nacht an der Türe mächtig Krach gegeben habe. Wenig später sei alles eingeschlagen gewesen. Am nächsten Tag habe ihre Mutter sie nach Hause geholt.

Ihr Bruder sagte in jenem Gespräch, dass die Familie in das Schlachthaus getrieben worden sei. Als man am nächsten Tag wieder rausgekommen und „nach Hause" gekommen war, sei nichts mehr gewesen wie zuvor. Ein eigenartiges Gefühl habe man gehabt. *„Vorher war da eine Familie gewesen, und jetzt kommt man nach Hause und es ist alles . . . wie eine Gruft, wie eine Totenstimmung war das zu der Zeit. Meine Mutter mit den drei Kindern und der Vater im Lager (Sachsenhausen, Red.)." Er könne sich kaum vorstellen, was die Mutter ausgestanden haben muss.*

63 Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001

Über den damaligen Bürgermeister Drescher weiß Weinberg eine Episode zu berichten, durch die der Judenhass seine Fratze zeigt: Als der jüdische Mitbürger Moritz Vorsänger (Vorzanger) 61jährig am 6. Dezember 1936 an einer Lungenentzündung gestorben war, verweigerte der Bürgermeister den Angehörigen das Pferd, das den Leichenwagen üblicherweise zog. Er bestand darauf, dass die Angehörigen den Wagen mit der Kraft ihrer eigenen Muskeln zogen. Zuvor hatten sich alle Krankenhäuser geweigert, den Erkrankten aufzunehmen. Schließlich wurde er in den Keller des Borromäus-Hospitals gebracht, wo er verstarb. Einen Sarg zu bekommen, hatte sich schwierig gestaltet, schließlich hatte man in Emden lediglich ein Unterteil bekommen, so dass der Verstorbene im offenen Sarg beerdigt werden musste. Albrecht Weinberg erinnert sich an den Fall des Jakob Pels, bei dessen Beerdigung der Leichenwagen ebenfalls von Hand gezogen werden musste.

Bürgermeister Drescher verweigerte Angehörigen das Kutschpferd für die Beerdigung. Jüdische Mitbürger mussten die Kutsche mit Muskelkraft zum Friedhof in der Groninger Straße ziehen.

Als weitere Zeugen haben der Leeraner Kaufmann Karl Polak und der Oldenburger Bürger Heinrich Hirschberg Menna Hensmann ihre Erinnerungen an die Pogromnacht sowie an die anschließende Lagerhaft im KZ Sachsenhausen wiedergeben. Was sie dort durchlitten, dürfte auch Alfred Weinberg mitgemacht haben müssen:

„Es war in der Nacht des 9. November 1938, zwischen drei und vier Uhr morgens. Die Fensterscheiben unseres Hauses in Leer, Bremer Straße, wurden mit Steinwürfen und Pistolenschüssen zertrümmert. Aus dem Schlaf gerissen, hörten meine Eltern und ich heftige Schläge an unserer Haustür. Weil wir nicht schnell genug öffneten, wurde sie von einigen Männern eingeschlagen. Sie riefen: ‚Ziehen sie sich schnell an, wir wollen sie verhaften!' Meine Mutter erlitt einen heftigen Nervenschock, von dem sie sich nie wieder erholt hat.

Jüdische Mitbürger schilderten ihre Erinnerungen an die Pogromnacht.

Mein Vater und ich mussten uns in aller Eile anziehen und diesen Menschen folgen, die in unser Haus eingebrochen waren. Sie drängten: ‚Schnell, schnell!' Mein Vater konnte wegen seiner Beinverletzung, die er sich bei Verdun geholt hatte, nicht so schnell laufen. Unterwegs wurden wir von Leuten, die aus ihren Häusern gekommen waren, mit Fußtritten traktiert, und wir mussten ihre Beschimpfungen und Beleidigungen über uns ergehen lassen. Wir wurden auf den Viehhof gebracht und dort im Schweinestall eingesperrt. Dort waren schon einige unserer Glaubensgenossen und ununterbrochen kamen weitere hinzu. Wir wussten nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Wir konnten unsere Bewacher nicht fragen, und wir wagten es auch nicht. Wir waren alle zutiefst verstört und niedergeschlagen.

Sie verhafteten gleicherweise junge Frauen, wie z. B. Frau Landsberg und ihre beiden Kinder von vierzehn und sechzehn Jahren. Sie fragte unseren Kerkermeister, was werden solle. Man antwortete ihr, es würde Stroh gebracht werden und dann sollten wir alle lebendig verbrannt werden. Die anwesenden Frauen gerieten in Panik. Frau Landsberg erlitt einen Herzanfall und wurde verrückt. Unsere Wächter lachten und spotteten über das Schauspiel. Bald wurden die

Frauen nach Hause geschickt. Die Männer, darunter ganz junge Burschen, mussten bis zum Nachmittag in dem Schweinestall verbleiben.

Bei uns war auch ein kleiner Junge von zehn Jahren. Als er gebracht wurde, war er in eine Decke eingehüllt, denn er war schwer krank. Er war der Sohn des Vorstehers unserer Gemeinde, Herrn Harry Knurr. Plötzlich sahen wir einen in Leer wohlbekannten und angesehenen Arzt kommen und mit den Wächtern verhandeln. Nach langem Palaver konnte er das Kind in seine Arme nehmen, und unter strengem Geleit durfte er diesen verfluchten Ort verlassen.

Am Nachmittag kamen Viehwaggons. Wir wurden wie Vieh mit Schlägen hineingetrieben, und dann setzte sich der Zug in Richtung Oldenburg . . . in Bewegung. Dort durchfuhren wir den Bahnhof und hielten irgendwo auf den Gleisen. Von ferne sahen wir ein großes Gebäude, das aussah, wie eine Schule oder eine Kaserne, und auf dem Hof davor sehr viele Menschen offenbar zusammengetrieben aus dem ganzen Bezirk. Ihr Anblick war jammervoll. Niemand von uns wusste den Grund für diese Massenverhaftungen, noch was man mit uns vorhatte. Wir waren in absoluter Unkenntnis und Hoffnungslosigkeit. Aber ich erblickte unter den vielen Gesichtern das meines Onkels Jakob aus Oldersum, er war ein Bruder meines Vaters."[64]

Am Tag nach der Pogromnacht wurden die jüdischen Männer aus dem Kreis Leer (und vermutlich viele weitere) vorübergehend in das KZ Sachsenhausen deportiert, nicht alle kehrten zurück.

Es scheint, dass die verhafteten Männer auf verschiedene Weise nach Oldenburg deportiert wurden. Laut Weinberg wurde sein Vater am 9. November von dem Fuhrunternehmer mit dessen Fahrzeug nach Oldenburg gebracht, der früher im Auftrag der Händler das Vieh geholt hatte. Man habe gewusst, dass der Vater in ein KZ gebracht worden war, „aber wir Kinder hatten keine Ahnung. Wir wussten, dass es in Esterwegen ein KZ gab, mehr nicht. Wir haben geknickert, wir haben gespielt, wir waren doch Kinder, aber unsere Eltern haben es bestimmt gewusst", sagt Weinberg.

In der Erinnerung von Karl Polak heißt es weiter: „Unablässig trafen neue Wachmannschaften ein, an den Zug wurden immer neue Waggons gekoppelt; zwischendurch erhielten wir etwas Komissbrot. Dann wieder brüllten unsere Wächter Befehle, so dass unsere Leute immer unruhiger wurden. Besonders die Älteren litten unter dieser Behandlung und fielen beinahe um. Einer von ihnen war mein Onkel Jakob, Schwerbeschädigter aus dem Ersten Weltkrieg. Er hatte noch Grantsplitter im Körper, die nicht hatten entfernt werden können, und die machten ihm immer noch Beschwerden.

In der folgenden Nacht setzte sich der endlose Zug in Bewegung, immer noch unter strenger Bewachung. Stundenlang rollten wir, nach unserer Meinung in östlicher Richtung, mit langen Aufenthalten auf Ausweichgleisen. Flucht war unmöglich; denn unsere Bewacher waren bewaffnet, außerdem hätten nur wenige von uns noch die Kraft gehabt. Endlich, nach vielen Aufenthalten und Rangierereien, hielt der Zug. Ich dachte, wir wären in der Umgebung von Ber-

64 Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001

lin, und das erwies sich dann auch als richtig. Die Türen der Waggons wurden brutal aufgerissen, und wir sahen eine große Anzahl von SS-Leuten auf uns zukommen; sie waren mit Reitpeitschen bewaffnet und hatten Hunde bei sich. Einige brüllten: ‚kommt raus, ihr dreckigen Judenschweine, los lauft!' Beeilung!' Wir glaubten, die Welt ginge unter. Die älteren von uns stolperten beim Sprung aus dem Waggon, und dann wurden sie heftig angeschnauzt. Die SS-Leute schlugen auf sie ein, hetzten ihre Hunde auf sie und ließen diese zubeißen. Ein alter Mann, Herr Sally Löwenstein, fiel tot um. Wir anderen liefen, immer von SS-Leuten getrieben, in ein Barackenlager, das von einem elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun umgeben war: es war das Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg. Über dem Eingang standen die Worte zu lesen: ‚Arbeit macht frei'.

Wir mussten auf einem großen Platz in Fünferreihen antreten, und dort haben wir 20 Stunden lang gestanden. Viele brachen zusammen und blieben leblos am Boden liegen. Während diese Zeit fragte die SS jeden nach seinem Beruf. Diejenigen, die einen freien Beruf angaben, der womöglich noch ein langes Studium erfordert, etwa Ingenieur oder Rechtsanwalt, erhielten einen besonderen Denkzettel in Form von Fußtritten und Faustschlägen. Einen von uns fragte ein SS-Mann: ‚Bist du Rabbiner?' ‚Nein, ich bin Lehrer.' ‚Ein stinkiger Jude bist du!' brüllte er zurück. Der Unglückliche musste unter den Schlägen des SS-Mannes mit lauter Stimme mehrmals wiederholen ‚Ich bin ein stinkiger Jude:' Ein alter Mann fiel ohnmächtig um. Ein SS-Mann trat herzu, versetzte ihm einige Stiefeltritte und sagte: ‚Steh' auf, du bist hier nicht im Sanatorium!' Aber der Mann blieb leblos, trotz der Tritte. Nach einer Stunde wurde er auf einer Bahre weggetragen; er war schon lange tot. - Ich berichte hier nur über Vorfälle, die ich selbst aus der Nähe beobachten konnte; aber man könnte ein ganzes Buch nur über unseren Empfang und unseren Aufenthalt in Sachsenhausen schreiben . . .

Nach ungefähr zwei Wochen wurden die ersten Gefangenen, die zusammen mit mir angekommen waren, entlassen. Bis Ende Dezember erhielten die Älteren, besonders die ehemaligen Weltkriegsteilnehmer, eine gewisse ‚Freiheit' zurück. Zu diesen gehörten auch mein Onkel und mein Vater; beide hatten sehr unter der Haft gelitten. Mein Vater hatte Erfrierungen an Händen und Füßen; auch mein Onkel war von den Misshandlungen gezeichnet. Für mich war es eine Erleichterung zu wissen, dass ich als einziger meiner Familie in diesem Lager blieb. Wer das Lager verließ, musste sich bei der ‚politischen Abteilung' durch Unterschrift verpflichten, nichts von dem zu enthüllen, was er gesehen, gehört oder erlitten hatte. Mir persönlich wurde bei der Entlassung bedeutet, dass ein Bruch dieses Verbotes eine mehrjährige Haftstrafe zur Folge haben würde. - Man kann sich vorstellen, mit welcher Vorsicht wir uns bewegen mussten, als wir wieder zu Hause waren.

Am 9. Februar 1939 wurde ich entlassen, nachdem sie mir noch einmal den Schädel kahlgeschoren hatten. Ich fuhr so schnell wie möglich nach Hause.

Meine Eltern empfingen mich mit großer Freude. Von den Juden, die vor drei Monaten in Leer verhaftet worden waren, war ich einer der letzten, die freigelassen wurden. Der Vorsteher der jüdischen Gemeinde besuchte uns und brachte mir gepökelte Rinderbrust; er wusste, dass das mein Leibgericht war. All dieses Unglück hatte ein außerordentliches Solidaritätsgefühl unter den Juden in Leer ausgelöst. Wir sprachen alle plattdeutsch wie unsere Mitbürger von den anderen Konfessionen, und es war tröstlich für mich, diese vertraute Umgangssprache wieder zu hören.

All diese Ereignisse hatten mich furchtbar mitgenommen. Während unser Haftzeit war unsere Mutter gezwungen worden, den Nazis alles noch vorhandene Geld und den Familienschmuck auszuhändigen. Außerdem waren unsere Kühe und mein Motorrad gestohlen worden. Meine Mutter hat sich nie von dem Nervenschock erholt, den sie in der Kristallnacht erlitten hatte; sie ist krank geblieben bis zu ihrem Tod in der Gaskammer von Birkenau. Ich muss auch daran erinnern, dass seit jenem gigantischen Pogrom jeder unserer Mitbürger wusste, dass wir ohne Verteidigung und ohne Zuflucht waren. Die große Mehrheit von ihnen dachte, was Hitler machte, sei richtig, und sie waren von Illusionen geblendet. Einige schämten sich der Situation, in die wir geraten waren; aber selbst die Wenigen, die uns früher noch gegrüßt hatten, wurden noch mehr unter Druck gesetzt und blieben nun stumm. Vielleicht fühlten manche in ihrem Herzen ein heimliches Mitleid, aber ich habe nichts davon gemerkt. Selbst ein Pastor, der in unserer Nähe wohnte, ließ sich nicht das Geringste merken. Er wusste doch, dass die Synagoge von den Nazis in Brand gesteckt worden war. Vor diesen Ereignissen hatte er manchmal junge Christen hergebracht, um dem Gottesdienst am Schabbath (Sabbat) und den Feiertagen beizuwohnen; denn er kannte die Inschrift, unter der sich die Gläubigen sammelten: ‚Dieses Haus ist ein Ort, an dem alle Völker freundlich empfangen werden.' - Ein paar Worte des Trostes und des Mitgefühls wären doch schon als eine Wohltat empfunden worden. Aber wir waren allein und verlassen." [65]

Alfred Weinberg kehrte mit den letzten Gefangenen im Februar 1939 aus dem KZ Sachsenhausen zurück. Über sein Leiden dort musste er schweigen, dazu hatte er sich schriftlich verpflichten müssen.

Auch Alfred Weinberg musste bis Februar 1939 im KZ Sachsenhausen ausharren. Nach seiner Rückkehr habe er schrecklich ausgesehen, erinnerte sich seine Tochter Friedel. Ihr Bruder Albrecht ergänzt, der Vater habe später nie über das Erlebte gesprochen, zumindest nicht im Beisein der Kinder. Zu schrecklich muss diese Zeit gewesen sein, und auch er hatte die Verschwiegenheitserklärung unterschreiben müssen. Was sich kaum verheimlichen ließ, abgemagert sei der Vater gewesen, bleich im Gesicht. Im Lager hatte sich einer seiner Fingernägel entzündet, den hatte man ihm, medizinisch unsachgermäß und unter Schmerzen, mit einer Kneifzange ausgezogen. Die Spätfolgen ließen sich vor den Kinderaugen nicht verbergen. Dasselbe galt für die Kleidung des Vaters, die völlig zerknittert war. Wie der Vater erklärte, war sie völlig unsachgemäß zur Entlausung in eine Trommel gesteckt worden. Dann scheint der Vater doch über die schlechte Unterbringung im KZ gesprochen zu haben, über die miserablen hygienischen Verhältnisse, über die Schikanen und über die Schläge,

65 Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001

alles nur andeutungsweise, denn selbst ohne den von den SS-Schergen verordneten „Maulklorb" hätten ihm die Worte gefehlt, die ausgestandenen Qualen zu beschreiben.

In ihrer Dokumentation ergänzt Menna Hensmann die Erinnerungen von Zeitzeugen durch die Schilderung der Ereignisse während der Programnacht in Leer. (4) Demnach erhielt die Gauleitung in jener Nacht kurz vor zwei Uhr „Aktionsbefehle". *„Neben Bürgermeister Drescher sind vor allem SA-Standartenführer Friedrich Meyer, Sturmbannführer Vollmer sowie Sturmführer Klinkenborg an der Organisation der Pogromnacht maßgeblich beteiligt.*

Drescher wird gegen zwei Uhr nachts von der Gauleitung angerufen. In diesem Gespräch wird Drescher über die geplanten Aktionen informiert. Drescher begibt sich in Begleitung seines Neffen, der gerade zu Besuch weilt und seinem Fahrer Frank zum Rathaus. Dort hat er eine Unterredung mit dem Standartenführer Friedrich Meyer, die der Abstimmung der Aufgabenbereiche dient. . . Mit Billigung Dreschers wird die Feuerwehr informiert, die sich allerdings passiv verhalten soll. Schließlich geht der Bürgermeister zum SA-Sammelplatz, dem Lyzeumhof, um sich in das Geschehen einzuschalten. Dort angekommen, weist er die SA-Männer an: ‚Wir wollen den Wolf in seiner Schlucht ausräuchern!' . . . Gemeint ist der Synagogendiener Wolff. Anschließend zieht Drescher mit dem Trupp SA-Männer zur Synagoge, Ecke Heisfelder-/Friesenstraße (Straße der SA), beteiligt sich zunächst am Verladen der Wolffschen Möbel und sorgt für Absperrungsmaßnahmen um den Synagogenbereich herum, womit er die Voraussetzungen für die Brandstiftung schafft. (Wer genau die Synagoge anzündet, lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren. Im Folgenden eine mögliche Variante lt. Zeugenaussage). Der Synagogendiener Wolff sieht, wie Drescher persönlich mit einer Fackel die Vorhänge vor den ‚Heiligen Tafeln' in Brand setzt, die sofort hell auflodern. Bei Ankunft der Feuerwehr ist die Synagoge hellerleuchtet, bald darauf schlagen die Flammen aus dem Dach. Bei der Synagoge steht ein Handwagen mit Benzinbehältern, die vom Gasmeister bewacht werden. Der Brandmeister will löschen, Drescher hält ihn jedoch davon ab: ‚Hier wird nicht gelöscht, das Ding muss weg!' Als das Feuer ausufert, beginnt die Feuerwehr dennoch mit Löscharbeiten. Zumindest die benachbarten Häuser werden geschützt. Zu diesem Zeitpunkt, es muss bereits kurz nach drei Uhr sein, geht Drescher zurück zum Lyzeum und gibt dort SA-Leuten (lt. Zeugenaussagen sind sie gegen drei Uhr geweckt und zum Lyzeum geschickt worden) Anweisung, die Juden aufzuholen. . . Ein Kraftfahrer vom Gaswerk wird losgeschickt, mit einem Lastwagen die Juden aus Loga, Warsingsfehn und Oldersum abzutransportieren. Sodann weckt Drescher den Verwalter des Viehhofs, Kreisamtsleiter Strankmeyer, und beauftragt ihn mit der Unterbringung der aufgeholten Juden im Viehhof. Zuerst werden die meist aus dem Schlaf gerissenen, zutiefst erschrockenen und irritierten Menschen im Schlachthaus untergebracht. Schließlich werden Frauen und Männer voneinander getrennt. Die Männer sperrte man daraufhin im Schweinestall ein."[66]

66 Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001

Während ein solches Pogrom in der Jetztzeit die Titelseiten aller Zeitungen füllen würde, war in der hiesigen OTZ nicht eine Zeile darüber zu lesen. Im GA hieß es lediglich: *„Demonstrationen gegen die Juden. Wie auch hier bekannt geworden ist, haben am gestrigen Donnerstag in allen ostfriesischen und oldenburgischen Orten, in denen Juden ansässig sind, Demonstrationen gegen die Juden stattgefunden als Antwort auf den Mord an dem deutschen Gesandtschaftsrat vom Rath in Paris. Zu ihrer Sicherheit wurden hier und da Juden in Schutzhaft genommen. Die Empörung der Bevölkerung gegen die Juden lässt sich angesichts dieses feigen Meuchelmordes durchaus verstehen. Nach dem in unserer heutigen Ausgabe veröffentlichten Aufruf des Reichsministers Dr. Goebbels an die Bevölkerung werde dem Judentum endgültig Antwort auf das jüdische Attentat in Paris auf dem Weg der Gesetzgebung bezw. der Verordnung erteilt werden."* [67] Über die Ereignisse selbst war kein Wort zu lesen, aber es wurden weitere Maßnahmen gegen die jüdischen Mitbürger angekündigt. Unter anderem wurde ihnen eine finanzielle „Sühneleistung" in Milliardenhöhe auferlegt. Was war in Paris geschehen?

Exkurs: Attentat von Paris als Vorwand für die Pogrome

„Judenanschlag in der Pariser Botschaft", war am 8. November 1938 auf der Titelseite der OTZ zu lesen. *„Deutscher Legationssekretär niedergeschossen."* Von einem „Revolverattentat" war in dem Artikel die Rede, das von dem Juden polnischer Staatsangehörigkeit Herschel Seibel Grynszpan begangen worden sei. Im Innenteil derselben OTZ-Ausgabe wurde die Berichterstattung unter der Überschrift „Verbrechen am Frieden Europas" fortgesetzt. Tags darauf folgte der nächste Bericht unter der Überschrift: „Diese Kugel galt dem deutschen Volk". Über die Motivation des Schützen war nichts zu lesen, so dass es den Lesern kaum möglich gewesen sein dürfte, sich ein eigenes Bild von der Angelegenheit zu machen. In einem weiteren am 9. November erschienenen Artikel wurde unter der Überschrift „Der Meuchlerkugel erlegen" über den Tod des Ernst vom Rath berichtet.

„Grynszpan will mit dieser Tat gegen die Zwangsdeportation seiner Eltern und weiterer 15.000 Juden aus Deutschland protestieren. Der Attentäter stellt sich den französischen Behörden und wird in das Jugendgefängnis Fresnes bei Paris überstellt. Der schwer verletzte Rath wird ins Spital gebracht. Adolf Hitler sendet seinen Leibarzt Karl Brandt (1904-1948) und den Medizinprofessor Georg Magnus (1883-1942) aus Münster zur medizinischen Versorgung Raths nach Paris. Jeglicher öffentlicher Kontakt zu Rath wird unterbunden", heißt es auf der „dhm"-Seite[68]. *„Rettung wäre möglich gewesen"*, war am 18. Oktober 2013 in der Zeitung *„Die Welt"* zu lesen. *„Aber Hitlers Leibarzt ließ ihn sterben. Nutzte man vom Raths Tod als Vorwand für das große Pogrom?"*[69] Die Zeitung stützte sich auf eine kurz zuvor erschienene Biografie des Attentäters.

64 General-Anzeiger, Rhauderfehn, Angabe des Erscheinungsdatums ist nicht möglich, da es keinen Zugang zum GA-Archiv gibt.

67 http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/RathErnst/

68 dito



Dieſe Kugel galt dem deutſchen Volk

Keine Beſſerung bei vom Rath

arbeiter empfinde, drängt es mich, Ihnen, als den Eltern des Verletzten, zu verſichern, daß ich von ganzem Herzen auf eine Beſſerung und baldige völlige Wiederherſtellung Ihres Sohnes hoffe.

Joachim von Ribbentrop,
Reichsminiſter des Auswärtigen."

Der Reichsminiſter des Auswärtigen, von Ribbentrop, hat an den Legationsſekretär vom Rath in Paris folgendes Telegramm geſandt:

„Mit Empörung habe ich gehört, daß Sie das Opfer eines unerhörten Anſchlages geworden ſind. Ich hoffe, daß Ihre Verwundung keine ernſteren Folgen haben wird und wünſche Ihnen eine baldige völlige Wiederherſtellung."

Legationsſekretär vom Rath.

Profeſſor Dr. Magnus und Dr. Brandt haben über das Befinden des Legationsſekretärs vom Rath folgenden Bericht ausgegeben: „Das Befinden von Legationsſekretär vom Rath hat ſich bis zum heutigen Abend nicht gebeſſert. Es beſtehen ernſte Beſorgniſſe. Die Temperatur iſt geblieben. Es finden ſich Anzeichen einer beginnenden Kreislaufſchwäche.

gez.: Dr. Magnus,
gez.: Dr. Brandt."

Der Reichsminiſter des Auswärtigen, von Ribbentrop, hat an die Eltern des Legationsſekretärs vom Rath folgendes Telegramm gerichtet:

„Mit tiefer Empörung habe ich die Meldung von dem feigen Ueberfall auf Ihren Sohn erhalten. Außer der Entrüſtung, die ich über den Angriff auf einen meiner Mit-

Der Jude Herſchel Seibel
Seine verbrecherische, pathologische
geradezu aus seinem

„Diese Kugel galt dem deutschen Volk" So machte die OTZ (und vermutlich auch alle anderen Zeitungen) am Tag nach dem Anschlag eines jüdischgläubigen Jugendlichen auf den deutschen Gesandtschaftsrat vom Rath in Paris auf. Der Anschlag war den Nazis willkommener Anlass, die Unterdrückung der jüdischen Bevölkerung zu intensivieren. In der Pogromnacht fand dies brutalen Ausdruck. Hitler hatte gleich zwei führende Ärzte nach Paris geschickt, um vom Rath behandeln zu lassen. Es heißt, der Mann hätte gerettet werden können, aber Hitler wollte ihn lieber tot sehen, um einen Anlass für den folgenden Terrorakt zu haben. Das Mitgefühl des „Führers" mit seinem homosexuell veranlagten Diplomaten hielt sich in Grenzen. Quelle: Ostfriesische Tageszeitung (OTZ 11. November 1938, Seite 1

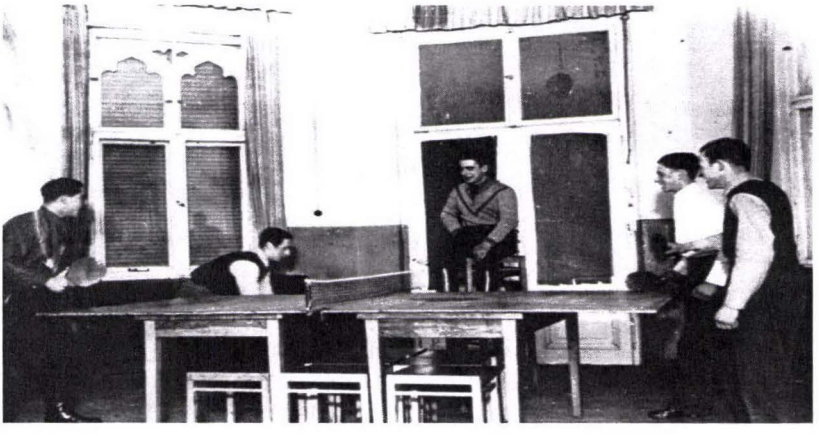
Zwar kann auch diese Arbeit das Geschehen nicht vollständig erhellen, aber es scheint festzustehen, dass der Tod des Ernst vom Rath von Hitler billigend in Kauf genommen wurde, weil ein toter Legationsrat den braunen Herren nützlich sein konnte. Als Homosexueller passte vom Rath ohnehin nicht in das Bild eines arischen Deutschen. In der im Internet veröffentlichten Version des „Welt"-Artikels heißt es weiter: *„Der Tod Ernst vom Raths bot den Anlass für den vermeintlich ‚spontanen' Ausbruch von ‚Volkszorn' gegen deutsche Juden, der in Wirklichkeit sorgfältig von NSDAP und SS organisiert wurde. Das November-Pogrom wurde zur Zäsur in der antisemitischen Politik des nationalsozialistischen Deutschlands. Fortan standen die Signale auf Massenmord."*[70]

Der „Ausbruch des Volkszorns" konnte nur gelingen, wenn die wahren Beweggründe vor der Bevölkerung verheimlicht wurden. Am Tag nach dem Pogrom war am 10. November 1938 in der OTZ, ähnlich wie im GA, zu lesen: *„Aufruf Dr. Goebbels an die Bevölkerung. Reichsminister Dr. Goebbels gibt bekannt: Die berechtigte und verständliche Empörung des deutschen Volkes über den feigen jüdischen Meuchelmord an einem deutschen Diplomaten in Paris hat sich in der vergangenen Nacht in umfangreichem Maße Luft verschafft. In zahlreichen Städten und Orten unseres Reiches wurden Vergeltungsaktionen gegen jüdische Gebäude und Geschäfte vorgenommen. Es ergeht nunmehr an die gesamte Bevölkerung die strenge Aufforderung, von allen weiteren Demonstrationen und Aktionen gegen das Judentum, gleichgültig welcher Art, sofort abzusehen. Die endgültige Antwort auf das jüdische Attentat in Paris wird auf dem Wege der Gesetzgebung bezw. der Verordnung dem Judentum erteilt werden."*

70 http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/RathErnst/



Erntezeit auf dem Gut Groß Breesen. Diese Aufnahme zeigt die Jugendlichen beim Dreschen des Getreides.



Auf dem Gut Groß Breesen verlebten die Weinberg-Geschwister für lange die schönste Zeit ihres Lebens. Dazu trugen auch die Freunde bei, die man hier gewann und auch die Freizeitaktivitäten.



Durch das Gut Groß Breesen führte eine Bahnlinie. Wenn die Jugendlichen die Züge sahen, schickten sie vielleicht ihre Sehnsucht nach Zuhause mit auf die Reise.



Drei Mädchen, die sich in Groß Breesen auf die Auswanderung vorbereiteten. Sie ahnten nicht, welches Schicksal ihnen bevorstand.

Fotos (4): Sammlung Weinberg



Freudige Stimmung vermittelt dieses Foto. Den Jungen scheint es gut zu gehen, die Kameradschaft stimmte. Zweiter von rechts ist Albrecht Weinberg.



„Schlafzimmer von „Albi", ist auf der Rückseite dieses Fotos zu lesen. „Albi", Albrecht Weinberg, ist rechs zu sehen.





Das Foto rechts zeigt Eva Landedcker, die als „Gruppenführerin" bezeichnet wird.

Die Aufnahme von dem aus Aurich stammenden Berni Wallheimer entstand etwa zehn Jahre nach seiner Befreiung aus dem KZ Auschwitz. Am Todesmarsch nach Gleiwitz nahm er wegen einer schweren Erkrankung nicht teil. Für Weinberg war klar, dass er erschossen werden würde, aber er überlebte, dank der „Roten Armee".





Auf dem Foto links sind Kurt Servus aus Krefeld und Dodo Cohen aus Aurich zu sehen. Die Heimatstadt von Servus wurde nach der Befreiung zum Ausgangspunkt für die Auswanderung in die USA.
Rechts ein namentlich nicht bekanntes Mädchen.



Das Gut Groß Breesen war ein von den Nazis geführtes „Zentrales Arbeitslager" (ZAL). Der 14jährige Albrecht Weinberg und seine ein Jahr ältere Schwester Friedel waren verhaftet und hierher gebracht worden. Da das „Lager" von Juden organisiert worden war, hatten die Fehntjer hier, trotz der Trennung von der Familie, eine schöne Zeit.



Die Aufnahme zeigt Friedel Weinberg beim Melken einer Ziege. Eines Tages hatte eines der Tiere eine von der Mutter geschriebene Karte „zum Fressen gern".



Die Jugendlichen wurden an alle in der Landwirtschaft anfallenden Arbeiten herangeführt. Ziel war es, ihnen berufliches Grundlagenwissen zu vemitteln, um sich im Ausland eine Existenz aufbauen zu können. 1939 war dies noch im Interesse der Nationalsozialisten, als Beitrag zur Lösung der „Judenfrage".

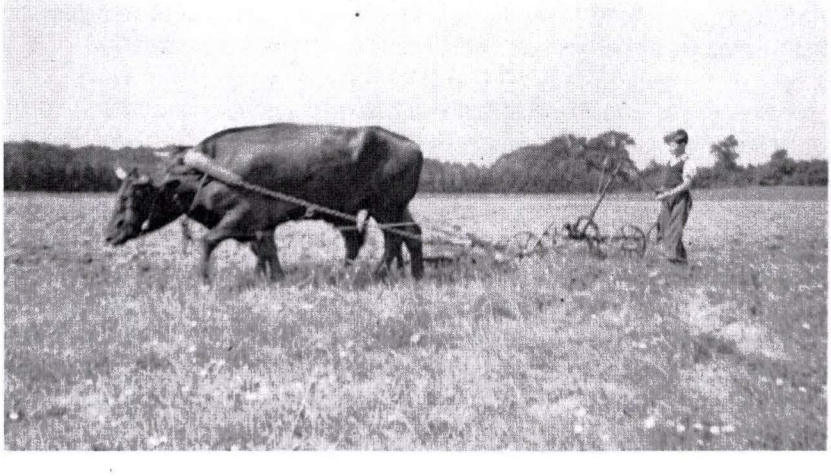


Die Arbeit war teils hart, aber das tat der Freude keinen Abbruch. Keiner der jungen Menschen ahnte, was auf sie zukommen würde.

Fotos (6): Sammlung Weinberg



Die „Spanndienste" leisteten Landwirte aus der Nachbarschaft oder Arbeiter. Auch sie profitierten von der Arbeit, die die jungen Juden unentgeltlich leisten mussten.



Der 14jährige Albrecht Weinberg hatte unter anderem mit einem Ochsengespann einen Acker zu pflügen. Die Feldarbeit war den Jungen vorbehalten, dafür mussten die Mädchen auch in Küche und Waschküche arbeiten.

Glücklich im „ZAL“ Groß Breesen
Idee: Vorbereitung auf Existenzgründung im Ausland

Die Weinberg-Geschwister erlebten auf dem Gut Groß Breesen trotz der Zwangstrennung von den Eltern eine schöne Zeit.

Nach Groß Breesen kamen Friedel und Albrecht Weinberg am 20. April 1939 (Abgemeldet wurden sie am 29. April). Albrecht Weinberg vermutet, dass er mit dem Zug dorthin gekommen ist, genau weiß er das nicht. *„Wir wurden in Breslau am Bahnhof abgeholt“,* sagt er. Wahrscheinlicher ist, dass seine Schwester und er erst einige Wochen später dort ankamen. Nachdem er im Jahr 1956 bei der Entschädigungsstelle der Regierungspräsidentin von Darmstadt einen Antrag auf Entschädigung gestellt und diese beim Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen (ITS) Auskunft beantragt hatte, bekamen sie von dort eine „Stichtagsbescheinigung“ mit Datum vom 1. Juni 1954 zugestellt. Daraus geht hervor, dass der damals 14jährige Albrecht und seine 15jährige Schwester Friedel im Mai 1939 „verhaftet“ und in das „ZAL“ Groß Breesen „eingeliefert“ wurden. „ZAL“ könnte für „Zentrales Arbeitslager“ stehen und „eingeliefert“ passt zu „verhaftet“. Für diese Auslegung der Abkürzung „ZAL“ spricht ein anderer Eintrag aus derselben Bescheinigung. Danach wurden Friedel und Albrecht Weinberg im Juni 1941 in das „ZAL“ Wulkow „überstellt“, und Wulkow war ein Arbeitslager. Ansonsten ist die „Stichtagsbescheinigung lücken- und dort fehlerhaft, wo steht, dass die Geschwister in Westrhauderfehn verhaftet worden seien.

Mit welchen Empfindungen er die Fahrt angetreten hat, weiß er nicht mehr. Vermutlich hat er außer dem Schmerz über die zwangsweise Trennung von den Eltern nichts empfunden. *„Es gab nichts Menschliches mehr. Wir waren so eingeschüchtert und haben bei jeder Kleinigkeit gezittert.“* Er erinnert sich an das „Schloss“, in dem die jungen Menschen untergebracht waren. *„Es gab dort sogar eine Brause.“* Man schlief in zweistöckigen Betten. Es gab neun Zimmer für Mädchen und Jungen. Tagsüber trug Weinberg Fußlappen in den Schuhen, Strümpfe besaß er nicht. Gegessen wurde in einem Speisesaal. Dazu wurde das Essen, das in der im Keller befindlichen Küche zubereitet worden war, von den Jugendlichen mit einem Aufzug hochgezogen. Das Essen war „gewöhnlich“. Eines Tages gab es Fallobst mit einer Maus als „Innenleben“.

„Albi“ war glücklich über Pimpfen-Stiefelchen, die ihm die Mutter besorgt hatte.

„Ich glaube, das ging über die Reichsvertretung der deutschen Juden in Berlin“, antwortet Weinberg auf die Frage, wie die Abfahrt zum Landgut Groß Breesen damals abgelaufen sei. *„Wir wurden einfach verpflichtet nach Groß Breesen. Wir haben gar keine Ahnung gehabt, was da ist.“* Auf dieser Reise ins Ungewisse trug er die kostbarsten Kleidungsstücke an den Füßen. Sehnlichst hatte sich der Junge gewünscht, auch solch schicke Stiefelchen zu tragen, die zur Uniform des „Deutschen Jungvolks“, der „Pimpfe“, gehörten. Wie hatte er seine Klassenkameraden und die anderen Jungen in seinem Alter um diese Schuhe beneidet, die für ihn unerreichbar erschienen. Kein Jude hatte die Chance, Uniformteile der „Pimpfe“, der „Jungmädel“, des „Bund Deutscher Mädel“ (BDM) oder der „Hitlerjugend“ zu bekommen. Aber Albrecht hatte Glück. Zur Notunter-

kunft von Familie Weinberg in Leer gehörte ein kleines Stück Garten, das an ein Nachbargrundstück grenzte, das hinter einer Hecke lag. Jenes Grundstück gehörte einer Familie Plöger, die der Familie Weinberg irgendwie wohl gesonnen war. *„Ich weiß nicht, wie die Mutter das geschafft hat, aber eines Tages kam sie mit einem Paar Pimpfen-Stiefel an, die Herr Plöger besorgt hatte."* Voller Stolz trug Albrecht Weinberg diese „Schätze" während der Zugfahrt nach Groß Breesen, obwohl ihm das eigentlich verboten war.

Die Gemeinschaft wurde auf dem Gut großgeschrieben. Wenn jemand von daheim ein Paket geschickt bekam, wurde alles untereinander aufgeteilt. Die Weinberg-Geschwister bekamen Post von der Mutter. Wie oft ihnen die Mutter geschrieben hat, weiß der Sohn nicht mehr. An die eine Postkarte der Mutter, die der Ziege zum Opfer fiel, erinnert er sich genau.

Die Gedanken an Groß Breesen führen ihn zu den Fotos, die er aus dieser Zeit besitzt. Wenig ist aus der Vergangenheit der Familie erhalten geblieben, das meiste ging mit den Familienangehörigen verloren. Um so wertvoller sind diese Aufnahmen für ihn, die einen Einblick in Leben und Arbeit auf dem bei Breslau befindlichen Landgut geben. Gerettet wurden die Bilder von einem damaligen Mit - „Lehrling", der die Kriegsjahre in Berlin verbracht und das Chaos überlebt hat. Zwar habe der, wie seine Geschwister, den Judenstern tragen müssen, aber er sei nicht deportiert worden, weil seine Mutter Christin war. Deshalb galt er in der Terminologie der Nazis als „Mischling ersten Grades". Dieser Junge namens Günter Richowski habe die Fotos an sich genommen und sie Albrecht Weinberg nach dem Krieg zurückgegeben.

Der „Mischling" Günter Richowski rettete Fotos über die braune Zeit.

„Groß Breesen war einfach wunderbar. Wir waren vollkommen von der deutschen Gemeinschaft getrennt. Wir gingen zur Arbeit, wir waren unter uns. Ab und zu kam mal einer von der Gestapo und der Oberinspektor, ein gewisser Dingeter." Dieser Mann scheint Verwalter des Gutes gewesen zu sein. Er wurde bald zum Kriegsdienst eingezogen und wurde durch einen jüdischen Verwalter namens Wolf abgelöst, der mit seiner Frau und seinem Sohn in das schöne kleine Häuschen einzog, das ‚Jägerhaus' genannt wurde." Er wisse nicht, ob dieser Mann Landwirtschaftsinspektor war, *„aber damals waren unnatürliche Zeiten. Man war verpflichtet, das zu tun, was einem befohlen wurde." Dingeter und Wolf hätten die Jugendlichen zur Arbeit eingeteilt. „Einer ging in den Kuhstall, der eine hat ein Pferdegespann gehabt, ich habe ein Team von Ochsen gehabt. Ich habe sogar ein Bild, wo ich als 14jähriger Junge mit zwei Ochsen auf dem Acker beim Pflügen bin. So ein Steppke, wie ich damals war."*

Ziel der Ausbildung sei es gewesen, den jungen Menschen Fertigkeiten beizubringen, mit denen sie später im Ausland eine Chance hatten, beziehungsweise gehabt hätten, beruflich Fuß zu fassen. Aber für seine Schwester und ihn sei diese Chance letztlich zu spät gekommen, weil die Gestapo das Ausbildungslager gegen Ende 1942 aufgelöst hat. Zur Ausbildung der jungen Leute gehörte auch die Einführung in das Tischlerhandwerk. Dazu war ein jüdischer Tischler-

meister angestellt, den die Mädchen und Jungen „Meister Kiwi" nannten. Die Mädchen haben auch in der Küche gearbeitet und die Wäsche gewaschen. Für die Weinberg-Kinder sei es nicht schwer gewesen, sich in die landwirtschaftliche Arbeit einzufinden, schließlich kamen sie vom Land und waren Arbeit in Haus, Stall, im Garten und auf dem Acker gewohnt. *„Aber die Kinder aus der Stadt hatten keine Ahnung. Vor dem Melken haben wir sie schon mal aufgezogen. Wenn man Milch von der Kuh bekommen wolle, müsse man zunächst mit dem Kuhschwanz kräftig pumpen, haben wir ihnen gesagt."*

Nein, auf dem Gut Groß Breesen habe die Religion keine Rolle gespielt. Es sei das einzige nicht zionistische Lager gewesen. Ihr Anleiter sei Curt Bondy gewesen, ein guter Pädagoge, der Wert auf theoretischen Unterricht gelegt habe. *„Ich glaube, Bondy hat es noch rechtzeitig nach England geschafft."* Nach dem Krieg habe er als Professor in Hamburg gearbeitet.

Exkurs: Landgut Groß Breesen

Bei „Wikipedia" ist über das Landgut Groß Breesen zu lesen: „Groß Breesen war der Name eines nicht-zionistischen Ausbildungsgutes für junge deutsche Juden und Jüdinnen im schlesischen Dorf Groß Breesen (heute: Brzezno Trebnitz) bei Trebnitz. Es wurde 1936 von der damaligen „Reichsvertretung der Deutschen Juden" in Reaktion auf die beginnende Judenverfolgung der Nationalsozialisten eingerichtet und bestand bis 1942. Als im nationalsozialistischen Deutschland Jugendlichen aus jüdischen Familien die berufliche Ausbildung und der Besuch weiterführender Schulen zunehmend erschwert wurde, gründeten jüdische Verbände, vor allem die „Reichsvertretung der Deutschen Juden" (RV), ab 1934/35 Ausbildungsstätten für junge Auswanderungswillige. Hier sollten junge Menschen darauf vorbereitet werden, sich eine Existenz außerhalb Deutschlands zu schaffen. Die meisten dieser Stätten folgten der zionistischen Idee einer Rückkehr aller Juden nach Palästina. . . Um auch Jugendlichen aus Familien, die der jüdischen Religion oder dem Zionismus fernstanden, die aber nicht weniger diskriminiert wurden, zu helfen, beschloss die RV, unterstützt von Leo Baeck und Martin Buber, nach heftigen internen Auseinandersetzungen die Gründung eines nicht-zionistischen Auswanderer-Lehrgutes. Etwa 30 km nördlich von Breslau wurde das Gut Groß Breesen von einer polnisch-jüdischen Familie gepachtet und 1936 mit der Auswahl und Ausbildung von etwa 120 Jungen und Mädchen begonnen. Insgesamt gab es dort drei je zweijährige Kurse für insgesamt etwa 370 Jugendliche, zu einem größeren Teil Jungen; die angestrebte Ausgewogenheit zwischen Jungen und Mädchen wurde nie erreicht. 1942 wurde die Ausbildungsstätte von der Gestapo geschlossen.

Groß Breesen vor der braunen Zeit von Juden als einziges nicht-zionistisches Ausbildungslager gegründet.

Pläne zu einer gemeinsamen Auswanderung aller Breesener nach Übersee scheiterten. Vom ersten Kurs fanden die meisten 1937/38 individuell einen Weg ins Ausland. Am 10. November 1938 wurde das Gut von SS-Männern überfallen. Die männlichen Mitglieder des zweiten Kurses, die Erzieher und fast

alle Werkmeister wurden in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt. Nach sechs Wochen wurde fast die gesamte Gruppe mit der Verpflichtung zur sofortigen Emigration aus dem KZ entlassen. Groß Breesen existierte aber als Lehrstätte weiter und nahm nun 114 Teilnehmer für einen dritten Kurs auf. Diejenen von ihnen, die 1942 noch in Groß Breesen lebten, wurden später in das KZ Auschwitz abtransportiert.

Die Arbeit auf dem Gut, vor allem die Tätigkeit der ‚Praktikanten' auf dem Feld, im Stall und Garten war schwer. Die meisten von ihnen waren Stadtkinder, sie sollten in zwei Jahren eine gründliche Ausbildung in landwirtschaftlicher Theorie und Praxis erhalten, und Groß Breesen war auf ihre Arbeitskraft angewiesen. Immerhin benötigte die Ausbildungsstätte schon nach einem Jahr keine weitere finanzielle Unterstützung durch die RV.

Über die Berufsausbildung hinaus gehörten die ‚bewusste Bejahung der jüdischen Tradition und das Bekenntnis zum deutschen Kulturerbe' zu den Groß-Breesener-Erziehungsprinzipien. Sie waren vom Leiter des Projektes, dem Sozialpädagogen Curt Bondy, konzipiert worden, dem besonders viel daran lag, den Jugendlichen gefestigte moralische und ethische Grundsätze, Verantwortungsbewußtsein und die Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion mit auf den Weg in ihr neues und riskantes Leben zu geben. Bondy verwirklichte deshalb mit Unterstützung der übrigen Mitarbeiter und unter aktiver Beteiligung der Jugendlichen selbst ein umfangreiches kulturelles, musisches und geistiges Bildungs- und Diskussionsprogramm.

Albrecht Weinberg in Groß Breesen von dem Sozialpädagogen curt Bondi unterrichtet.

Viele der damals von ihm Ausgebildeten berichteten später, dass die Zeit in Groß Breesen für ihre Entwicklung entscheidend gewesen sei. Dies führten sie vor allem auf den Einfluss von Curt Bondy zurück. Dieser habe mit strengen Anforderungen, mit Zuwendung zu jedem Einzelnen und in offenen Aussprachen über die bedrohliche Situation den von ihren Eltern getrennten jungen Menschen ein Gefühl von Geborgenheit und Gemeinschaft gegeben."[71]

Der spätere Chefredakteur der Zeitung „Die Welt", Ernst Cramer, war zusammen mit den Weinberg-Kindern in Groß Breesen.

Albrecht Weinberg wurde von Bondy ebenso unterrichtet, wie von dessen Assistenten Ernst Cramer, der nach dem Krieg Chefredakteur der Zeitung „Die Welt" war. *„Ernst Cramer hat die ehemaligen Groß Breesener später zu einem Besuch nach Israel eingeladen und die Flugkosten für uns übernommen."* Einer seiner ehemaligen Mit-Breesener war der spätere Showmaster Hans Rosenthal. Cramer kam 1945 als amerikanischer Soldat zurück nach Deutschland. Er starb 2010 im Alter von 97 Jahren.

Der Arbeitstag auf dem Gut begann morgens mit einem Appell. Alle vier Wochen wurden die Jugendlichen neu zur Arbeit eingeteilt. Weinbergs Aufgabe war es unter anderem, die Kühe im Stall zu versorgen. Das Melken gehörte ebenso dazu wie das Ausmisten des Stalls. Dazu wurde der Mist in eine Trage geschaufelt, die vorne und hinten mit je zwei Griffen wie bei einer Schubkarre

71 http://de.wikipedia.org/wiki/Groß_Breesen_(Lehrgut)_

(ähnlich einer Torfkreite) versehen war. Als Junge vom Lande, dessen Familie in Westrhauderfehn eine kleine Landwirtschaft betrieben hatte, fiel ihm die Arbeit im Gegensatz zu seinen Kameraden aus der Stadt leicht. Weil er der Kleinste war, wurde Weinberg von seinem Kameraden „Krümel" genannt.

„Und dort gab es noch einen Jungen namens Lothar Orbach, der muss auch wohl eine christliche Familie gehabt haben. Er kam nach Berlin, und er hat es geschafft, nicht ins KZ zu kommen und den Krieg zu überleben. Er wurde im Bordell in der Millaustraße von den Prostituierten geschützt. Wenn Razzien waren, haben sie ihn in mit einer der Damen in ein Zimmer gesperrt. Wenn die Nazi-Häscher kamen, hieß es, ‚wir sind beschäftigt'." Dann habe man die Dame in Ruhe gelassen, schließlich profitierten die braunen Herren beträchtlich von den Einnahmen des horizontalen Gewerbes.

„Wir waren in Groß Breesen ungefähr 20 Mädels und 50 Jungen. Wir wurden morgens zur Arbeit eingeteilt. Eine Schicht ging in den Kuhstall, eine ging in den Pferdestall, eine ging in den Schweinestall, eine ging auf den Acker, eine ging in den Hühnerstall und so weiter und so fort. Mittags kamen wir nicht immer nach Hause." Am Abend wurde im Anfang noch theoretischer Unterricht gegeben. Albrecht Weinberg erinnert sich auch an das Musikzimmer und an den Musikunterricht, der anfangs noch erteilt wurde. Einige Jungen besaßen ein Fahrrad, mit dem sie kurze Ausflüge machen konnten.

Zur Landwirtschaft des Gutes gehörten etwa 20 Milchkühe, die täglich gemolken werden mussten. Dies geschah jeweils morgens und abends in einem der damals üblichen Anbindeställe. Die Kühe wurden zu beiden Seiten des Stalls mit dem Kopf zur Wand angebunden. Zwischen den Körpern der Tiere blieb in der Mitte ein schmaler Gang, der dem „Kuh-Kommando" für alle Arbeiten im Stall ausreichen musste. Zum Melken banden sich die Auszubildenden einen einbeinigen Schemel um den Unterleib, den sie von Kuh zu Kuh tragen konnten, ohne ihn anzufassen. Weil die Tiere oft in ihrem eigenen Dreck lagen, waren die Euter nicht selten voller Kuhdreck. Mit dem Stroh, das im Stall als Einstreu genutzt wurde, bekam man das Euter vor dem Melken nur unzureichend sauber. *„Es kam vor, dass Kuhmist in die Milch fiel"*, sagt Weinberg, *„aber das machte nichts. Wenn wir die Milch später in die Milchkanne umfüllten, blieb der Dreck in dem Tuch hängen, das als Filter darüber lag.* Für einen Moment war das sogar angenehm, weil es warm war." Im Sommer wurden die Tiere nach dem Melken auf die Weide getrieben und abends wieder zurück. Weil der Gang zwischen den beiden Kuhreihen eng war, kam es vor, dass man beim Melken von hinten angepinkelt wurde. Der Leiter der Milchwirtschaft, der Schweizer, sei ein Sadist gewesen, der die jungen Menschen auch geschlagen habe.

Außer den Kühen gab es fünf bis sechs Pferdegespanne, Arbeitspferde, deren Aufgabe es war, verschiedene landwirtschaftliche Maschinen zu ziehen. Für diese Arbeit standen zudem drei bis vier Ochsengespanne bereit, und außerdem besaß das Landgut einen Trecker mit Eisenrädern. Viele Wartungs- und

Reparaturarbeiten konnten in der Schmiede durchgeführt werden, die genauso zum Gut gehörte wie die Tischlerei.

Alle vier Wochen wurden die jungen Menschen neu zur Arbeit eingeteilt, sodass irgendwann jeder Junge in jede dieser Abteilungen kam, während Mädchen nicht in den Werkstätten arbeiteten. Sie wurden stattdessen, außer zur Stallarbeit und zur Arbeit auf dem Acker für die Ausbildung in Küche, Wäscherei und Nähstube bestimmt.

Klar, dass es auf dem Gut auch Schweine, Ziegen und Hühner gab, so wie das bei einer kompletten Landwirtschaft üblich war. Wie die Kühe mussten auch die Ziegen täglich von Hand gemolken werden. Friedel Weinberg war für diese Arbeit an jenem Tag eingeteilt, als die Geschwister eine Postkarte von ihrer Mutter bekommen hatten. Vermutlich weil sie die Karte so schnell wie möglich lesen wollte, hatte sie die Post von der Mutter in der Hand, als sie sich auf den Melkschemel setzte, für die Ziege ein „gefundenes Fressen". Die Karte verschwand im Ziegenmagen.

Um das Vieh auch im Winter versorgen zu können, wurde in der warmen Jahreszeit Heu gemacht. Außerdem wurden Flachs, Brotgetreide, Senfsaat und Kartoffeln angepflanzt. Aus einem Teil der Knollen wurde Schnaps gebrannt. Die „Schlempe", die dabei übrig blieb, wurde an die Kühe verfüttert.

„Es gab bei uns auch einige ältere Mädchen und Jungen, die eine Ausbildung an einem Instrument genossen hatten. Aber wir vom Lande hatten davon nichts mitbekommen." Einer dieser musikalisch vorgebildeten Jungen war Walter Guttmann, der später mit anderen Groß Breesenern nach Auschwitz deportiert wurde. Er spielte Schifferklavier. Als das Lager Auschwitz Anfang 1945 geräumt wurde, weil die „Rote Armee" schnell vorrückte, haben einige Mithäftlinge den entkräfteten Walter Guttmann auf dem Todesmarsch nach Gleiwitz so lange mitgeschleppt, bis sie ihn nicht mehr halten konnten.

Für die musische Betätigung gab es auf dem Gut ein Musikzimmer. Einige der Jugendlichen übten dort sogar ein Theaterstück ein. Obwohl Groß Breesen kein zionistisch ausgerichtetes Lager war, waren gläubige Juden unter den Jugendlichen. Ihnen wurde die Möglichkeit eingeräumt, in diesem Musikzimmer Gottesdienst zu feiern.

In Groß Breesen war der fehntjer Junge mit den Brüdern Heiko und Alfred Cohen zusammen, die beiden stammten aus Berlin. Heiko ist später nach Australien ausgewandert. Auch August Grünberg, Cousin von Albrecht, kam später nach Groß Breesen. Von dort wurde er wieder heimgeschickt, weil er starkes Heimweh hatte. Das sei für ihn gleichbedeutend mit dem Transport ins KZ gewesen. Alfred Cohen lernte in Groß Breesen Marlo Levy kennen, die in der Nazi-Terminologie eine „Halbjüdin" war. Ihr Vater war Jude, die Mutter Christin. Die beiden heirateten, und die Ehefrau gebar in Groß Breesen einen Sohn, der

jüdisch erzogen werden sollte. Marlo hatte zwei Geschwister, die von Groß Breesen nach Königsberg kamen. Sie mussten zwar den Judenstern tragen, aber sie kamen später nicht ins KZ. Eine der beiden Schwestern musste für die „Organisation Todt" arbeiten.

Eine junge Frau heiratete in Groß Breesen und bekam ein Kind. Mit dem Kind auf dem Arm wurde die Mutter in Auschwitz sofort ins Gas geschickt.

Als sich die Situation für die Juden in Deutschland und damit auch in Groß Breesen zuspitzte, ahnte Marlos Mutter nichts Gutes für Tochter und Enkel. Sie fuhr nach Groß Breesen, um ihren Enkel mit zu sich nach Königsberg zu nehmen. Sie wurde daran aber von SS-Leuten gehindert und musste unverrichteter Dinge heimfahren. „Es war klar, dass die junge Mutter ihr Baby nicht im Stich lassen würde", sagt Weinberg und ergänzt: *„Mit einem Baby auf dem Arm in Auschwitz anzukommen, war das sichere Todesurteil."* Mutter und Baby seien sofort nach der Ankunft in Birkenau in die Gaskammer getrieben worden.

Exkurs: Organisation Todt:

Über die Organisation Todt ist auf der Internetseite des Deutschen Historischen Museums („dhm") zu lesen:

Die „Organisation Todt" (OT) entstand im Mai 1938, als Adolf Hitler den durch den Autobahnbau bewährten Fritz Todt mit den Arbeiten für den bis dahin von der Wehrmacht geleiteten Bau des Westwalls beauftragte. Dafür entwickelte Todt aus dem Zusammenwirken von Bauverwaltungen, privaten Firmen und bis Kriegsbeginn 1939 auch dem Reichsarbeitsdienst (RAD) eine effektive Institution. Sie war nicht das Ergebnis einer legislativen oder exekutiven Entscheidung, es gab weder einen Befehl noch ein Gesetz oder eine Verordnung über ihre Aufstellung. Den Namen „Organisation Todt" prägte Hitler auf dem Reichsparteitag 1938. Schnell entwickelte sie sich aus kleinsten Anfängen zur kriegswichtigsten Organisation außerhalb von Wehrmacht und Schutzstaffel (SS). Ihre Struktur änderte sich von Jahr zu Jahr, sie wurde den Erfordernissen der jeweiligen Aufträge angepasst.

Nach dem Bau des Westwalls bildete sich die OT mit Beginn des Zweiten Weltkriegs in eine militärisch gegliederte Bauorganisation um. Sie war Todt als Reichsminister für Bewaffnung und Munition direkt unterstellt. Die Bauformationen der Wehrmacht wurden in die OT eingegliedert. Die deutschen Arbeiter der OT trugen olivgrüne Uniformen und unterstanden einer quasi-militärischen Dienstpflicht. Sämtliche Baumaßnahmen der OT in den von Deutschland besetzten Gebieten sowie im Deutschen Reich stützten sich nach Kriegsbeginn vor allem auf angeworbene freiwillige Hilfskräfte aus den westeuropäischen Ländern. Ab 1943 mussten auch Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene unter schwersten Bedingungen auf den OT-Baustellen arbeiten. Gegen Ende 1944 verfügte die OT über rund 1.360.000 Arbeitskräfte, von denen nur etwa 60.000 Deutsche waren.

Im Herbst 1940 begannen Baumaßnahmen zum Ausbau der U-Bootstützpunkte an der französischen West- und Südküste sowie zur Errichtung von Großbunkern für U-Boote. Mit Befehl Hitlers vom Dezember 1941 begann der festungsartige Ausbau der europäischen Atlantikküste zum „Atlantikwall" durch die OT. Verbunkerte Artillerie- und Mannschaftsstellungen erforderten einen umfangreichen Personaleinsatz sowie riesige Materialmengen. Die wichtigsten Aufgaben der OT in den besetzten Gebieten waren neben der Errichtung von Verteidigungsanlagen der Bau von Verkehrswegen, Fernmeldenetzen, Fabriken, Rohstoffförderungsanlagen, Brücken und Baracken. Ihr oblagen aber auch für die deutsche Kriegswirtschaft wichtige Arbeiten wie die Sicherstellung, Reparatur und Wiederinbetriebnahme wirtschaftlicher Einrichtungen und die Nutzung von Ressourcen in den eroberten Gebieten.

Nach dem Tod von Todt im Februar 1942 erfolgte unter seinem Nachfolger Albert Speer eine Neuorganisation der OT. Leiter der OT-Zentrale war seit Anfang 1941 Xaver Dorsch (1899-1986). Ab Anfang 1943 baute die OT Abschußbasen für die in der Entwicklung befindlichen „Vergeltungswaffen", der Flugbombe V1, der Fernrakete V 2 und der Langrohrkanone V 3 in Nordfrankreich. Im Sommer 1943 begann der OT-Einsatz im deutschen Reichsgebiet zur Behebung von Luftangriffsschäden, zum Ausbau von Luftschutzanlagen für die Zivilbevölkerung, für Bauvorhaben der Industrie sowie zur Errichtung von unterirdischen Rüstungs- und Treibstoffwerken." [72] Soweit das „dhm".

Kein Kontakt zu den Eltern.

Weinberg-Eltern wurden nach Berlin zwangsumgesiedelt.

Während die Weinberg-Kinder in Groß Breesen waren, hatten sie keinen Kontakt zu ihren Eltern. Deshalb hatten sie nicht mitbekommen, dass die Eltern zwangsweise von Leer nach Berlin deportiert wurden. „Sie besaßen kein Papier und keinen Bleistift, womit sie uns hätten schreiben können." Später haben sie uns in einem Lager bei Berlin besucht. Dabei hatten sie sich der Gefahr ausgesetzt erwischt zu werden. Da sie Juden waren, durften sie sich in der Hauptstadt nicht frei bewegen. Deshalb haben sie den Judenstern von ihrer Kleidung entfernt, um ungestört zu ihren Kindern kommen zu können, aber die Angst reiste mit.

Man hatte die Eltern zwangsumgesiedelt, wie der Sohn später erfuhr, und dabei waren sie vergleichsweise gut davongekommen. Während sie fast zwei Jahre in Berlin leben und überleben konnten, erging es vielen Verwandten schlechter. *„Die anderen aus der Familie gingen ins Rheinland und nach Bielefeld. Und von dort gingen Transporte nach Riga oder nach Minsk, meistens direkt in die Massengräber. Meine Eltern hatten mehr oder weniger noch das Glück, in Berlin zwei Jahre zu arbeiten. Mein Vater hat in der Farbenfabrik geschuftet, und mein Bruder war auf dem Bau."*

Flora und Alfred Weinberg wurden in der Kirchstraße 22 im Stadtteil Alt-Moabit in der ehemaligen jüdischen Schule untergebracht, viele andere Paare und Familien ebenfalls. Jede Familie hatte nur ein Zimmer zur Verfügung. Manch-

72 /www.dhm.de/lemo/html/nazi/innenpolitik/todt/

Gärtner-Ehefrau Zimmermann aus Weener unterstützte Flora und Alfred Weinberg.

mal mussten sich sogar zwei Familien ein Zimmer teilen. Wenige Male haben es die Kinder geschafft, ihre Eltern dort zu besuchen. Deshalb weiß der Sohn, dass die Mutter von Berlin aus einige Male einen Brief an eine Frau Zimmermann geschrieben hat, eine Nachbarin der Familie ihrer Schwester Rahel in Weener, zu der sie ein gutes Verhältnis hatte. Die Mutter bat die Frau in dem Schreiben, ihr etwas Essbares oder Lebensmittelmarken zu schicken, um das karge Leben ein wenig erträglicher zu machen. Familie Zimmermann sei herzensgut gewesen, und sie habe die Bitte ihrer früherer Nachbarn erfüllt, obwohl das für sie nicht ungefährlich gewesen sein dürfte. Um die Frau vor Nachstellungen zu bewahren, wurde die Bitte verklausuliert ausgesprochen. Der Brief endete mit der Floskel: *„Grüß Stürwatt von mir."* „Stüren" ist der plattdeutsche Ausdruck für „schicken".

Nach den Anfeindungen in der fehntjer Heimat, dem erzwungenen Umzug der Weinberg-Kinder nach Leer, den traumatischen Erlebnissen unter anderem in der Pogromnacht, der Verhaftung und der damit verbundenen Zwangseinweisung in das vergleichsweise angenehme „Zentrale Arbeitslagerwangsarbeitslager" (ZAL) in Groß Breesen ging es jetzt in das ZAL Wulkow, den Vorhof zur Hölle.



Dieser „Stolperstein" erinnert vor dem Haus Kirchstraße 22 in Berlin Alt-Moabit daran, dass Betty Brasch von hier aus nach Theresienstadt deportiert wurde. Knapp ein Jahr später wurden Flora und Alfred Weinberg von hier aus auf dieselbe Fahrt in die Hölle geschickt.
Quelle: Wikipedia

Zwangsarbeit im „ZAL“ Wulkow

Vorhof zur Hölle in idyllischer Naherholungslandschaft

Der kleine Ort Hangelsberg, idyllisch an der Spree und am Rand eines großen Waldgebietes gelegen, präsentiert sich heute als attraktiver Naherholungsort. Im Jahr 2003 wurde der in der Nähe von Fürstenwalde gelegene damals 1.300 Einwohner zählende Ort zusammen mit vier weiteren zur Gemeinde Grünheide zusammengefasst. Informiert man sich auf der Internetseite der Gemeinde über touristische Angebote, erfährt man einiges über die vielen Rundwanderwege oder Radstrecken, die durch das ausladende Waldgebiet in der Nähe der deutschen Hauptstadt führen.

Direkt vor den Toren Berlins in einem von Seen und Flüssen durchzogenen Waldgebiet liegt die Gemeinde Grünheide (Mark) mit ihren sechs Ortsteilen Grünheide (Mark), Hangelsberg, Kagel, Kienbaum, Mönchwinkel und Spreeau als traditionelles Naherholungsgebiet. *„Die Region Grünheide (Mark) bietet sich durch die Nähe zu Berlin als Ausflugsregion für Städter besonders an und verspricht fast alles für entspannende Tage umgeben von Natur. Ideal lässt sich hier auch ein Erholungsurlaub in vielfältiger Landschaft mit einer Städtereise in die Hauptstadt Berlin verbinden. Wer schon vor Ort ist – einfach in Berlin in den Regionalexpress RE 1 einsteigen und eine halbe Stunde später in Grünheide (Mark) am Bahnhof Fangschleuse oder Hangelsberg ankommen“*, ist auf der Internetseite zu lesen[73]. Informationen über die braune Vergangenheit sucht man vergeblich.

„Oh ja“, sagt der in Westrhauderfehn zur Welt gekommene ehemalige jüdische Mitbürger Albrecht Weinberg. Er erinnert sich, dass im Herbst Berliner Bürger in den Wäldern Pilze sammelten. Die jugendlichen Zwangsarbeiter und Hauptstädter kamen einander auf Sichtweite nah, Kontakt gab es nicht.

Für Albrecht Weinberg markiert der Name „Hangelsberg“ den Beginn eines unfassbaren Leidensweges. Wo sich heute Erholungsuchende vergnügen, haben er und viele andere Jugendliche jüdischen Glaubens, geschuftet, gefroren, gehungert, gestöhnt und geweint. Sie haben gelitten, 24 Stunden am Tag, ohne Hoffnung, ohne zu wissen warum, und ohne zu wissen, ob das Leiden eines Tages zu Ende sein würde.

Im Arbeitslager Wulkow wurden die jungen Juden ausgebeutet und entrechtet.

Es war im Februar des Jahres 1941, als die „Geheime Staatspolizei“ (Gestapo) das Landgut in Groß Breesen zunächst teilweise und ein Jahr später endgültig auflöste und die Jugendlichen zu verschiedenen Einsatzplätzen im Raum Fürstenwalde bei Berlin transportierte. Ein eigens dafür eingerichtetes Lager gab es nicht. Die ehemaligen Groß Breesener wurden an unterschiedlichen Stellen auf Bauernhöfen oder anderweitig untergebracht. Sie trugen ihre Zivilkleidung.

---

73 http://www.tourismus-gruenheide.de/

Bewacht wurden sie eher indirekt. *„Es stand niemand mir vorgehaltener Waffe neben uns."*

Weinberg wurde mit 15 bis 20 anderen Jungen und fünf Mädchen auf einem Landgut bei Fürstenwalde untergebracht. Die Jungen kamen im Keller des Gutes unter, die Mädchen mussten mit primitiven Hütten vorlieb nehmen. Die Unterbringung sei insgesamt katastrophal gewesen. Ob es der Keller eines Bauernhauses oder vielleicht einer Scheune war, weiß Weinberg nicht mehr. Jedenfalls habe er in den Räumen darüber nie einen Menschen gesehen.

Seine Schwester Friedel sei mit drei weiteren Mädchen in eine enge vielleicht vier Quadratmeter kleine Hütte abgeschoben worden, *„in der man nicht einmal ein Schaf oder einen Ziegenbock eingesperrt hätte." „Ich glaube, das war eine umgebaute Gartenlaube."* Für ihre Notdurft hatten die Mädchen in der Nacht nur einen Eimer zur Verfügung, draußen gab es eine überdachte Kiste als Toilette. Wenn die Kiste voll war, wurde eine Art Schublade nach vorne gezogen, um den Inhalt im Garten entleeren zu können. Eine Dusche gab es nicht.

Ein wenig besser ging es den Jungen, wenn ihnen befohlen worden war, im privaten Garten des Försters oder für einen Kohlenhändler zu arbeiten. *„Dann gab es mittags einen Teller Suppe"*, sagt er und erinnert sich daran, dass es im Dorf einen Bäcker gab, der ihnen schon mal ein Brot zuschob. Jetzt ging es nicht mehr darum ausgebildet zu werden, sondern die Arbeitskraft für die Auftragnehmer möglichst effektiv einzusetzen. Ein Mitspracherecht hatten die jungen Menschen nicht, sie mussten jede ihnen zugewiesene Arbeit ausführen. Ihr Vorgesetzter war Förster Braun, den Weinberg als umgänglichen Menschen bezeichnet, mit dem die Jungen und Mädchen kaum Probleme hatten.

Meist arbeiteten die Jungen im Wald, wo sie auf Anweisung des Försters Braun Bäume fällten. Wenn es ihm beliebte, setzte er die jungen Leute auch privat bei sich ein. *„Wir haben in seinem Garten Raupen von den Pflanzen gesammelt oder Kirschen geerntet."* Nein, beschimpft habe man sie dort nicht, auch irgendwelche Übergriffe habe es nicht gegeben. Das sei auch kaum möglich gewesen, weil sie von der dortigen Bevölkerung getrennt gewesen seien. Man habe keinen Kontakt gehabt, obwohl man nicht in einem eingezäunten Lager untergebracht war.

Mehrfach haben sie für einen Kohlenhändler Kohlen umgeladen. Der Händler habe gleich um die Ecke ihrer Kellerwohnung gewohnt. *„Ein Kohlen- oder Brikettlager habe ich dort nie gesehen. Ich glaube, er hat beides immer sofort an die Kunden ausgeliefert."* Sowie die Bahn den Waggon mit den für ihn bestimmten Briketts auf einem Nebengleis abgestellt hatte, fuhr der Händler mit dem Pferdefuhrwerk vor. Zuvor muss er sich von der Gestapo oder der SS die jugendlichen Billigarbeiter besorgt haben, die für ihre Arbeit keinen Lohn gesehen haben. *„Ich denke, wir haben die Briketts aus dem Waggon auf den Pferdeanhänger geladen. Der Kohlenhändler besaß hölzerne Kisten, in die*

sich genau 100 Briketts stapeln ließen. Das waren 100 Pfund." Diese Last trugen die Jungen den Kunden des Händlers in den Keller. *„Manchmal sahen wir das Eingeweckte, dass die Hausfrauen sorgfältig in die Regale sortiert hatten."* Für die hungrigen Mägen der Jungen muss das durch das Glas nach einem Festmahl gerochen haben, aber die Vorräte waren für sie nah und unerreichbar zugleich.

Treiber für die Nazigrößen in den Wäldern nahe Berlin.

Manchmal wurden die Jugendlichen bei Treibjagden als Treiber eingesetzt, wenn die „hohen Herren", Nazi-Größen aus Berlin und ihre Gäste, mal wieder etwas vor die Flinte bekommen wollten. Ganz ungefährlich sei das nicht gewesen, zumal die Jugendlichen keine erfahrenen Treiber waren. Es kam vor, dass das Wild in die falsche Richtung lief, auf die Treiber zu. Dann hieß es, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, denn die Geweihe der Hirsche konnten eine gefährliche Waffe sein.

Er rauchte eine lange Pfeife und teilte die jungen Leute morgens zur Arbeit ein. Bäume, die zu fällen und so in Längen gesägt werden mussten, dass sie im Bergbau als Grubenholz verwendet werden konnten, hatte er mit der Axt „gekennzeichnet", indem der ein Stück aus der Rinde geschlagen hatte. In der Nähe der zu fällenden Bäume hatten die beiden nicht jüdischen Vorarbeiter vier Pfahlhölzer so in den Boden gerammt, dass die gesägten Stammteile genau hinein passten. So konnte leicht ermittelt werden, ob die jüdischen „Holzfäller" ihr Tagessoll erfüllt hatten.

Gearbeitet wurde in einer Schonung, die gezielt bewirtschaftet wurde. Das zwischen den vielen Fichten auch Kiefern standen, erwies sich insbesondere an kalten Wintertagen als vorteilhaft. Um sich ein wenig wärmen zu können, zündeten die Jugendlichen ein Feuer an. Da rund herum alles nass war, erwies sich das als schwierig. *„Das Harz der Kiefern brannte gut"*, so Weinberg, damit habe man auch nasses Holz zum Brennen bringen können.

Auf dem Waggon las Weinberg: „Wir fahren nach Polen, den Juden den Arsch zu versohlen."

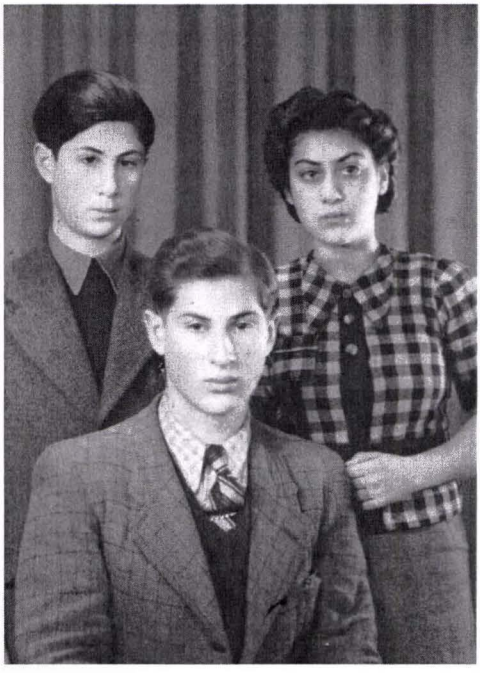
Weil der Arbeitsplatz in der Nähe einer Bahnlinie lag, hörten die Jugendlichen die Züge vorbeifahren. Manchmal sahen sie auch Lokomotive und Waggons, so wie an jenem Tag, als ein Güterzug Soldaten und Ausrüstung transportierte. Teils waren die Türen geöffnet, und für einen Augenblick konnte Weinberg junge lachende Soldaten sehen von denen einige ihre Füße aus dem Waggon baumeln ließen. Er sah auf und nahm die Aufschrift an den Waggons wahr. *„Wir fahren nach Polen, den Juden den Arsch zu versohlen"*, stand dort in weißer Farbe geschrieben. *„Wir hatten keine Ahnung, was das bedeutete."* Wie schon in Groß Breesen wurden sie auch im Raum Fürstenwalde von jeder Information ferngehalten.

In den Arbeitspausen aßen die Vorarbeiter von ihren mitgebrachten Broten und andere Speisen, während die Jugendlichen Zwangsarbeiter nichts zu essen bekamen. Zwar war vorgesehen, dass sie von ihren Vorgesetzten verköstigt werden sollten, aber für Weinberg und seine Leidensgefährten hatte es den

Anschein, dass sie das eine oder andere von der eh schon kargen Ration, die den jungen Menschen zugestanden worden war, für sich abzweigten.

Während Friedel und Albrecht im Wald oder in Haushalten Sklavenarbeit verrichten mussten, hatte es ihren Bruder Dieter nach Berlin verschlagen, nachdem auch dessen Arbeit in der Gartenbauschule Ahlem zwangsweise beendet worden war. Er war einem Bauunternehmer zugeteilt worden, auf dessen Baustellen er unentgeltlich zu arbeiten hatte. Immerhin hatte er das Glück, in der Hauptstadt mit seinen Eltern in deren Zimmer wohnen zu können. Die Lebensbedingungen waren zwar bescheiden, aber sie waren zusammen. Irgendwie muss Dieter in Erfahrung gebracht haben, wo seine Geschwister abgeblieben waren. Wie er Kontakt mit ihnen aufnahm, ist nicht bekannt. Aber sie konnten verabreden, dass Friedel und Albrecht sich in die Bimmelbahn und dann in die S-Bahn begeben sollten, um nach Berlin zu fahren. Dies war ein gefährliches Unterfangen, weil sie nicht erwischt werden durften. Ihre Jacken drehten sie so, dass der Judenstern nicht zu sehen war. Sie müssen „Blut und Wasser" geschwitzt haben, angesichts der Gefahr, in die sie sich nur dadurch begaben, dass sie mit dem Zug fuhren. Aber die Aussicht, die Eltern zu treffen, und sei es auch für einen kurzen Augenblick, ließ sie diese Angst ertragen. Am S-Bahnhof „Bellevue" nahm sie ihr Bruder in Empfang, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg in die Kirchstraße 22 in Berlin Alt-Moabit. Bevor sie sich mit den Eltern umarmen konnten, mussten sie noch eine kritische Situation überstehen. „Friedel musste dringend pinkeln, aber wo?" Sie konnten nicht einfach irgendwo klingeln. Sie entdeckten einen Hauseingang, der Friedel zumindest von drei Seiten den Blicken Dritter entzog. Sie erleichterte sich, und ein kleines Rinnsal floß die Schräge hinunter, über den Bürgersteig und in den Rinnstein. „Hatte das jemand gesehen, waren sie entdeckt worden? Der Schreck saß ihnen in den Gliedern. Aber es ging gut. Es war Sonntag, und es war erst acht Uhr morgens, deshalb waren nur wenige Menschen unterwegs.

Dieses Foto entstand unter Lebensgefahr. Friedel und Albrecht Weinberg (hinten) hatten sich unerlaubt aus ihrem Lager bei Wulkow entfernt, um ihre Eltern und ihren Bruder Dieter (vorne) besuchen zu können. Dieter, der bei den Eltern wohnte, hatte seine Geschwister am Bahnhof abgeholt. Gut gekleidet, drehten sie ihre Jacken um, damit der Judenstern nicht zu sehen war. So betraten sie das Geschäft des Fotografen, bei dem „Juden keinen Zutritt" hatten. Foto: Sammlung Weinberg



Ob es während dieses Besuches bei den Eltern war oder an einem anderen Tag, weiß Weinberg nicht mehr. Sein Bruder scheint geahnt zu haben, dass die drei Geschwister einander bald nicht mehr haben würden. Deshalb war für ihn klar, dass sie sich zu Dritt ablichten lassen mussten, ein Erinnerungsfoto musste her. Wieder waren sie „getarnt" in Berlin unterwegs. Den Judenstern versteckt und jederzeit auf der Hut waren sie in der Stadt unterwegs, die für seine jüngeren Geschwister trotz der beschämenden Umstände ein Erlebnis war. *„Wir waren Landeier und hatten noch nie eine Stadt gesehen."* Dennoch, als Dieter das Geschäft des Fotografen sah, in dessen Fenster das obligatorische Schild mit dem Schrift-

zug *„Juden keinen Zutritt"* gut sichtbar platziert war, hatte es den Anschein, dass sie das Schicksal allzu sehr herausforderten. Aber die Gewissheit ihres „großen" Bruders fegte die Angst der anderen zumindest für solange weg, wie es nötig war, um das Foto machen zu lassen. Der Fotograf erledigte seinen Job, die drei verließen das Fotostudio unerkannt, und Tage später legte Dieter denselben Weg noch einmal zurück, um die Fotos zu holen. Auch jetzt wurde er nicht als Jude erkannt.

Irgendwann im März oder Anfang April 1943 war diese Arbeitsphase für die Jugendlichen beendet. Sie wurden aus den verschiedenen Lagern und Unterkünften in Neuendorf zusammengezogen. Dort wurden die „Mischlinge", Jugendliche mit mindestens einem nichtjüdischen Elternteil, aussortiert. Sie konnten bleiben, vorläufig. Es habe damals geheißen, alles werde aufgelöst. *„Man hat uns in eine Bimmelbahn geschoben, die uns zunächst bis Erkner brachte. Dort mussten wir schnell aussteigen und unter den Schreien der Bewacher auf einem anderen Bahnsteig in einen Zug steigen."* Der ehemalige Bürger von Westrhauderfehn erinnert sich, dass er in der Eile seinen Rucksack in der Bahn vergessen hatte. Als er zurücklief, um ihn zu holen, wurde er angeschrieen und von der Waggontüre weggezogen. *„Ich habe es gerade noch geschafft, einen Arm durch einen der steifen Träger des Rucksacks zu stecken, so dass ich ihn mitnehmen konnte."* Als er später zum Transport nach Auschwitz fuhr, ließ er das Gepäckstück in Berlin zurück.

Aus dem Lager nach Berlin getrieben. Dass dies der Vorbereitung ihres Transports zur „Endlösung" war, wussten die Weinberg-Kinder nicht.

Er hatte keine Ahnung, was auf ihn zukommen würde, als er in Erkner in den Zug stieg. Sicher war nur, dass es schlimm werden würde, daran hatten die Schreie, die Schläge und die Tritte der Bewacher keinen Zweifel gelassen. Erst nach Krieg und Befreiung sollte er erfahren, dass er an jenem Tag auf dem Weg zum Vorhof der Hölle war, dem die Nazis schon vor der „Wannseekonferenz" den Namen *„Endlösung der Judenfrage"* gegeben hatten.

Exkurs: Endlösung der Judenfrage

Die Entscheidung der Nationalsozialisten, die „Endlösung der Judenfrage" umzusetzen, ist nicht eindeutig auf einen Termin festzulegen. Es scheint, dass es eine Reihe von Teilentscheidungen gab, die letztlich zum systematischen Massenmord mit dem Ziel der Auslöschung der „jüdischen Rasse" führte. Nicht alle Unterlagen sind erhalten. Bei „Wikipedia" wird ein Schreiben von Reichsmarschall Hermann Göring an SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich erwähnt, in dem er ihn auffordert, *„den begonnenen Holocaust an den Juden im Detail zu organisieren und die Zusammenarbeit der beteiligten Instanzen zu koordinieren."*[74] Dieses Schreiben ist auf den 31. Juli 1941 datiert. Heydrich sollte demnach die „Endlösung der Judenfrage" organisieren.

In dem Schreiben Görings heißt es: *„In Ergänzung der Ihnen bereits mit Erlaß vom 24.1.39 übertragenen Aufgabe, die Judenfrage in Form der Auswande-*

74 http://de.wikipedia.org/wiki/Endlösung_der_Judenfrage

rung oder Evakuierung einer den Zeitverhältnissen entsprechend möglichst günstigsten Lösung zuzuführen, beauftrage ich Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa. Sofern hierbei die Zuständigkeit anderer Zentralinstanzen berührt werden, sind diese zu beteiligen. Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmaßnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen; Unterschrift: Göring.[75]

Das Haus der „Wannseekonferenz", auf der die braunen Verbrecher am 20. Januar 1942 die Organisation der „Endlösung der Judenfrage" beschlossen. Rechts unten ist der Tagungsraum, in dem SS Obergruppenführer Reinhard Heydrich seine Pläne für die Organisation des bereits begonnenen Holocaust vorstellte und die Zusammenarbeit der 15 beteiligten Instanzen koordinierte.

Quelle: Wikipedia

Als zentrale Entscheidung für die Durchführung des Holocaust gilt die nach dem Zweiten Weltkrieg als „Wannseekonferenz" bezeichnete Zusammenkunft von 15 hochrangigen NS-Funktionären in einem schlossartigen Gebäude „Am Großen Wannsee" in Berlin. Entgegen verbreiteter Auffassung wurde dort am 20. Januar 1942 nicht die „Endlösung" besprochen, *„sondern in den Grundzügen die Deportation der gesamten jüdischen Bevölkerung Europas zur Vernichtung in den Osten zu organisieren und die erforderliche Koordination sicherzustellen. Die Teilnehmer legten den zeitlichen Ablauf für die weiteren Massentötungen fest, grenzten die dafür vorgesehenen Opfergruppen genauer ein und einigten sich auf eine Zusammenarbeit unter der Leitung des Reichssicherheitshauptamts (RSHA), das Heydrich führte."*[76] Auf der Seite des „htm" heißt es zur Wannseekonferenz: *„Ein vorrangiges Ziel der Zusammenkunft war die Einbindung der vertretenen Institutionen in die Planung und technisch-organisatorische Umsetzung des Völkermords. Dieser war zum Zeitpunkt der Konferenz bereits in vollem Gang. Einsatzgruppen hatten bis Januar 1942 in Polen und in der Sowjetunion schon über 500.000 Juden erschossen oder in Gaswagen qualvoll vergast. Nun aber setzte der NS-Staat alle Mittel ein, um den Völkermord europaweit zu koordinieren und systematisch durchzuführen."*[77]



75 http://de.wikipedia.org/wiki/Endlösung_der_Judenfrage
75 dito
77 http://www.dhm.de/lemo/html/wk2/holocaust/wannsee/

Berlin als Vorhof der Hölle durchlitten

Familie Weinberg vom „Judenhaus" der Nazis ins KZ

„Alfred und Flora Weinberg mussten Im Sommer 1939 die Wohnung in der Bremer Straße 62 bei Polaks aufgeben und wechselten am 6. Juli in die Reimersstraße 6 zu ihren Verwandten Philipp und Angelica Grünberg", heißt es auf der Internetseite von Michael Till Heinze[78]. Hier wurden vor der „Säuberung Ostfrieslands von Juden" nach und nach viele Leeraner Juden zusammengezogen. Im Volksmund wurde das Gebäude bald „Judenhaus" genannt. *„Doch nach Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 gab es für die noch in Leer verbliebenen Juden bald eine neue Hiobsbotschaft: Im Januar 1940 beschloss die Gestapo-Leitstelle in Wilhelmshaven, die für das hiesige Gebiet zuständig war, Ostfriesland als ‚Grenzgebiet zum Feindesland' von potenziellen Spionen zu säubern. Da Juden per se als Feinde des deutschen Volkes galten, beauftragte man den Auricher Synagogenvorsteher Wollfs, bzw. dessen Sohn, dafür Sorge zu tragen, dass alle Juden Ostfrieslands sich bis zum 1. April einen neuen Wohnsitz außerhalb Ostfrieslands suchten. Wer keine neue Bleibe fand, musste sich den organisierten Transporten nach Berlin anschließen.*

Flora und Alfred Weinberg wurden am 16. Februar 1940 nach Berlin deportiert.

Mit einem dieser Transporte verließen auch Alfred und Flora Weinberg die Reimersstraße in Leer am 16. Februar 1940 in Richtung Berlin. Sie durften nur wenig Gepäck mitnehmen und wurden in Alt Moabit in einem so genannten ‚Judenhaus' in der Kirchstraße 22 untergebracht. . . Hatten die Weinbergs in Leer oder Weener während der mageren letzten Jahre immer noch ein paar nichtjüdische Bekannte gehabt, von denen sie ein wenig Unterstützung erhoffen konnten, so war ihnen hier in Berlin alles fremd. Da die Versorgung mit Lebensmitteln erbärmlich war, freute sich Flora Weinberg, dass ihre ehemalige Nachbarin Ruth Zimmermann aus Weener sie nicht vergessen hatte und ab und zu ein Päckchen mit Nahrungsmitteln schickte oder auch ein paar Abschnitte einer Lebensmittelkarte." Diese Marken musste Frau Zimmermann von ihrem eigenen Kontingent abzweigen. *„Auf ihrer Karte vom Februar 1943 bedankte sich Flora für die ‚Bildchen', die sie von Ruth bekommen hatte, ‚sie waren sehr angebracht'."*[79]

Gärtnerin aus Weener half Familie Weinberg unter Gefahr

Floras Sohn Albrecht erinnert sich, dass die Mutter mehrfach an Frau Zimmermann geschrieben hat, weil die Not der Familie groß war. Einer dieser Briefe, mit Grüßen an „Stürwatt" ist erhalten geblieben: *„Meine liebe Familie Zimmermann. Freudestrahlend erhalte soeben Ihren Brief u. danke recht herzl. dafür. Der Mensch denkt u. Gott lenkt. Sie können es sich gar nicht vorstellen, wie man sich danach sehnt, weil es bei uns sehr angebracht ist, weil bedürftig. Sind alle sehr mager geworden. Der Herr wird sie dafür lohnen, wir sind doch*

78 Heinze, Michael Till: a. a. O,
79 dito

alle nur sterbliche Menschen. Lb. Frau Zimmer, Kea geb. Dreesmann, Weenermoor. Ich kenne Ihr gütiges Herz ganz genau. Mündlich könnte Ihnen viel erzählen. Hoffe, dass es auch Ihren lb. Kindern nach Wunsch geht. Sie, lb. Reni (oder Sini) sind wohl bei Mutter zu Hause. Ich denke über alles oft nach. Es war doch schön in der Heimat. Sollte das Paket p. Post kommen, genügt die Adr. (esse) sonst Bahnhof Friedrichstraße, Friedrichstraße.

Briefe von Flora Weinberg bezeugen, dass Familie Weinberg in Berlin Hilfe vom Gärtner-Ehepaar Zimmermann aus Weener bekam.

In einem zweiten Brief heißt es: *„Meine lb. (Liebe) Gute. In Beantwortung der letzten Zeilen geht es uns gut. Wir schicken uns, müssen aushelfen, unsern Gl.(auben), können es doch nicht, es hat keiner mehr wie der andere.* (Zur Erläuterung: im jüdischen Glauben ist es ein wichtiges Gebot, dem bedürftigen Nächsten etwas abzugeben. Deshalb muss es für die strenggläubige Flora Weinberg besonders schwer gewesen sein, weder anderen jüdischen Leidensgefährten etwas abgeben noch etwas von ihnen bekommen zu können.) *Aber da sind auch solche da wie Sie Gute es sind, u. an andere denken. Aushalten möchten schon, dass mit unseren Kindern zusammen bleiben, es kann doch auch noch ein Wunder geschehen.*

Es wäre doch zu schrecklich, wenn wir auseinander gerissen würden, das hielt ich nicht aus. Sonntag waren wir alle 5 zusammen. Dass ist ja aber das Schlimmste, keiner kann und darf schreiben. Fr. B. u. . . sind mit Schwester . . . mit einem Transport nach Theresienstadt gekommen, da kommen alle Alte hin. Und Familie B. W. (gemeint ist vermutlich Bernhard Weinberg) *sind mit S. d. J.* (gemeint ist wahrscheinlich Simon de Jonge) *mit einem Transport verreist.* (Die Familien von Bernahrd Weinberg und Simon de Jonge wurden im Oktober 1941 in das Ghetto Minsk deportiert.) *Die kleine Rosel wird wohl von ihrer Mutter getrennt worden sein, so wird es gemacht. Aber die Stunde ist noch nicht da, die Zeit der Erlösung kommt, nur wer es übersteht. Alfr(ed) de Vries sind auch schon lange fort. Der schöne Haushalt ist ganz auseinander gerissen, ein Jammer. Ihre trostreichen Worte taten mir gut, u. danke hertzl. dafür. Sollten noch mal ein paar Bildchen da sein? Innige Grüße.*

Obwohl die Übersetzung des Briefes von Flora Weinberg nicht lückenlos gelungen ist, werden Trauer und die Sorge deutlich, die die Schreiberin geplagt haben. Es war gefährlich zu schreiben, und Ruth Zimmermann muss viel Mut aufgebracht haben, als sie der Schwester ihrer früheren Nachbarin schrieb; sie setzte sich damit der Gefahr aus, als „Judengenossin" oder „Judenknecht" verunglimpft zu werden. Immerhin konnte sie Flora Weinberg darüber informieren, wie der Stand der Dinge in der Heimat war, und die Weinbergs wussten in Berlin, dass es Transporte nach Theresienstadt in das dortige Lager gab, das als „Vorzugs-KZ" galt. Ihre größte Sorge galt ihrer Familie, die sie gerne zusammengehalten hätte, aber diese Hoffnung wurde gut zwei Monate später enttäuscht.

In einem anderen Brief schreibt die Mutter, dass ihr Sohn von der Baustelle weg verhaftet und deportiert worden war. Er habe seine verschlissene Arbeits-

kleidung getragen, und er konnte sich nicht verabschieden. Sein Bruder vermutet, dass Dieter Gelegenheit hatte, ein paar Notizen auf eine Karte zu schreiben und die Karte entweder einem Bekannten geben konnte oder dass er sie aus dem Zug geworfen hat, so dass sie die Mutter eher zufällig erreichte.

In diesem Brief bedankt sich Flora Weinberg bei Frau Zimmermann zunächst für die „Bildchen" womit die Lebensmittelmarken gemeint sind, die sie aus Weener erhalten hatte: *„Meine liebe Ruth. Die Bildchen waren sehr angebracht. Leider wird es wohl vorerst das letzte Mal sein, wie mein Herz klopft und mein Mann und ich zu Mute sind. können Sie sich nicht vorstellen. Eines guten Tages wird wohl auch unsere Stunde schlagen, bei uns im Hause ist alles kaputt, die Fensterrahmen hängen heraus, uns gegenüber viele Tote, man macht schon was durch. Und dazu unser Schicksal. Unser Dieter ging am Sonnabend früh zur Arbeit, er kam nicht wieder zurück, so von der Arbeit abgeholt worden, und schon mit einem Transport fort, ohne Abschied, ohne Zeug, nur das Schlechteste, was er zur Arbeit trägt, es ist nicht mehr auszuhalten, und wissen nicht wohin und ob wir uns wiedersehen. Mein Mann und ich sind hier bei den Kindern, haben ein paar unerlaubte schöne Stunden gehabt. Kommen wir nach Hause, vielleicht werden wir schon in Empfang genommen und mit. Sollte uns das Schicksal treffen, dann schreiben wir Ihnen, wenn wir können, auch haben dieses mit unseren Kindern verabredet, damit wir wissen, wie wir uns mal treffen können. Leben sie wohl, Ihre N. N."*

„Alfred Weinberg wurde bald zur Arbeit in einer Fabrik eingeteilt", heißt es bei Heinze weiter (im Kontext der „Fabrik-Aktion" der Nazis), *„Zum Glück gab es dort auch ein paar nette Kollegen, die Rücksicht auf ihn nahmen, denn die ungewohnte Arbeit ging ihm in seinem Alter nicht mehr leicht von der Hand."*[80] Es war nicht nur das Alter, das ihm zu schaffen machte. Die jahrelange Diskriminierung, der Verlust der wirtschaftlichen Basis, die Haft im KZ Sachsenhausen und der permanente Hunger hatten ihn, und nicht nur ihn, ausgezehrt. Wie schlimm es um ihn und die Familie stand, veranschaulicht Albrecht Weinberg an einem Beispiel: Der Vater habe in der Farbenfabrik „Warnecke & Böhm" gearbeitet. Wenn Ölfarben angesetzt wurden, mussten sie umgerührt werden, um die gewünschte Emulsion zu erhalten. Stand sie eine Weile in einem offenen Behälter, setzte sich oben Öl ab. Davon schöpfte Alfred Weinberg einen Teil ab und schaffte das Öl irgendwie, und mit Sicherheit unter Gefahr, nach Hause. Dieses Öl wurde mangels Alternative zum Braten genutzt. Klar, gesund war das nicht, und alles schmeckte nach Öl und Farbe, aber in der Not . . . Nicht weniger gewöhnungsbedürftig war der „Genuss" des Blumenkohls, den Dieter eines Tages auf einem Rieselfeld erbeutet hatte, von einem Feld, auf dem Fäkalien verrieselt wurde. Aber irgendwie musste man etwas „organisieren", wollte man überleben.

Öl aus der Farbenherstellung als Ersatz für Bratenfett.

Als Dieter erfuhr, dass ein Bekannter irgendwo in Erkner in einem Keller ein Schwein „schwarz" schlachten wollte, war er dabei. Er half so gut er konnte

80 Heinze, Michael Till: a. a. O.

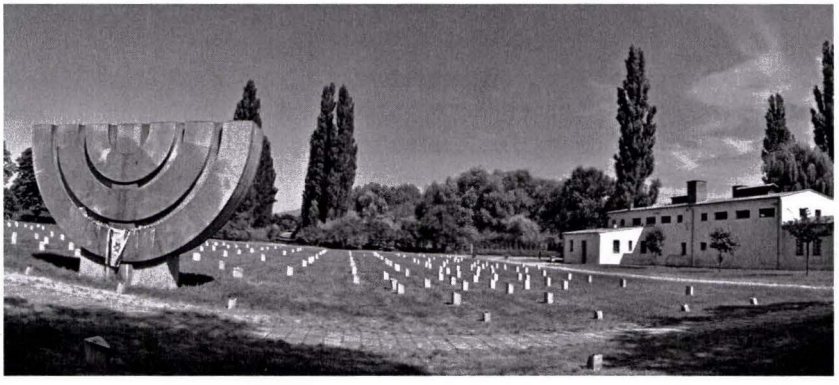
und bekam dafür ein Stück Fleisch ab. Wären sie erwischt worden, hätten sie, weil sie Juden waren, mit der Todesstrafe rechnen müssen. Diese Gefahr bestand für den Weinberg-Sohn auch noch, als er sich mit dem Stück Fleisch im Rucksack auf den „Heimweg" nach Berlin machte. Aber er schaffte es. Weil es Winter war, konnte die Mutter es zum Kühlen auf die Fensterbank legen. Irgendwann briet sie es, aber als gläubige Jüdin lehnte sie es ab, von dem Fleisch zu essen. Ihr Mann und ihr Sohn Dieter hatten diese Bedenken nicht.

Als die Weinberg-Geschwister Friedel und Albrecht in den Möbelwagen getrieben wurden, hatten sie ebenfalls keine Gelegenheit, sich von den Eltern zu verabschieden, die waren bereits zwei Monate zuvor mit Ziel Theresienstadt deportiert worden. Flora und Alfred Weinberg wurden am 17. März 1943 nach Theresienstadt deportiert.[81] In der für diesen Transport zusammengestellten Liste wurde Alfred Weinberg mit der Nummer 1103 und seine Ehefrau mit der Nummer 1104 geführt. Am 1. Oktober 1944 transportierte man beide in das Vernichtungslager Auschwitz. Während er in der Liste dieses Transportes mit der Nummer 679 geführt wurde, hatte man an sie an Stelle 1.350 gelistet.[82]



Im Februar 1943 wurden Flora und Alfred Weinberg von Berlin aus in das angebliche „Vorzugs-KZ" deportiert. Später brachte man sie von dort nach Ausschwitz, wo sie ermordet wurden.

Quelle: Wikipedia, Guido Radig



Diese Aufnahme zeigt den Gedenkplatz auf dem ehemaligen KZ-Gelände in Theresienstadt mit dem Krematorium rechts im Bild.

Quelle: Wikipedia, Guido Radig

81 Korrespondenzakte T/D - 380 162,ITS Archives, Bad Arolsen, 6.3.3.2 / 98766935
82 Auszug aus den Transportlisten des Ghettos Theresienstadt ,ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.42.1 / 4959053

Auf dem Weg zur Hölle Auschwitz

Eines Tages wurde den jugendlichen jüdischen Zwangsarbeitern befohlen, ihr Lager im Keller in Hangelsberg zu räumen. Es wurde alles aufgelöst, für die Jugendlichen war die Zeit im Wald zu Ende. Als ihnen gesagt wurde, sie müssten sich nach Neuendorf zum Bahnhof der Bimmelbahn begeben, hatten sie geglaubt, anderswo zu einem Arbeitseinsatz gebracht zu werden. Von Neuendorf fuhren sie mit der S-Bahn bis Erkner und dann weiter nach Berlin hinein, bis zum Bahnhof „Große Hamburger Straße". Von dort ging es zu Fuß zu einer ehemaligen jüdischen Schule, die von den Nazis zum Überganslager für die Deportation nach Auschwitz umfunktioniert worden war.

Exkurs: Jüdische Schule an der „Große Hamburger Straße"

Bei „Wikipedia ist über diese Schule zu lesen: „Die Jüdische Oberschule (umgangssprachlich auch als JOS bezeichnet), *vormals Knabenschule der jüdischen Gemeinde, später Mittelschule der Jüdischen Gemeinde, ist heute eine staatlich anerkannte Privatschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Als konfessionsgebundene Schule nimmt sie sowohl jüdische als auch nichtjüdische Schüler auf. Das Schulgebäude befindet sich in der Großen Hamburger Straße in Berlin-Mitte. . . Im 18. Jahrhundert wurden die Kinder der Jüdischen Gemeinde notdürftig im Schreiben sowie in der Talmud- und Bibellehre unterrichtet. Moses Mendelssohn wollte aber, dass auch arme Kinder Unterricht erhielten und ihnen neben Bibel und Talmud auch Deutsch, Mathematik, Französisch, Biologie und Physik gelehrt werden konnte. Mendelssohn und seine Freunde beschlossen eine Schule zu gründen. . . 1860 wurde über den Bau in der Großen Hamburger Straße 27 entschieden. Durch einen Ministerialerlass wurde der Bau bewilligt. Nur mit zusätzlichen Geldmitteln konnte es sich die Jüdische Gemeinde 1861 leisten, mit dem Bau zu beginnen. 1862 wurde das neue Gebäude der Knabenschule der Jüdischen Gemeinde fertiggestellt und am 14. Juni 1863 bezogen. 1906 erfolgte der Umzug in einen Neubau. 1923 wurde sie eine öffentliche Mittelschule mit 9 Klassen. Nach dem Zusammenschluss 1931 mit einer Mädchen-Mittelschule umfasste sie fast 500 Schüler, 1934 dann über 1000 Schüler. Langjähriger Direktor (1911–1931) war Joseph Gutmann (1865–1941), ihm folgte (1931–1938) Heinemann Stern (1878–1957) und zuletzt Georg Feige (1877–1944), der im KZ Theresienstadt ums Leben kam.*

Jüdische Schule ab April 1942 als Sammellager vor der Deportation zur Vernichtung in Auschwitz genutzt.

1942 teilte das Reichssicherheitshauptamt mit, dass das Gebäude bis zum 15. April zu räumen sei, da das Schulgebäude fortan, von 1942 bis 1945, als Deportationslager für Berliner Juden genutzt werde."[83] Dies war eine Konsequenz aus der „Wannseekonferenz". Friedel und Albrecht Weinberg gehörten zu den ersten „Bewohnern" dieses „Lagers".

83 http://de.wikipedia.org/wiki/Große_Hamburger_Straße

Wie lange sie in dem Schulgebäude ausharren mussten, daran hat er keine Erinnerung. Aber er weiß noch, dass vielen anderen und ihm eines Tages befohlen wurde. Die Gräber auf dem neben der Schule befindlichen Friedhof auszuheben. *„Ich selbst musste helfen, die Gebeine von Moses Mendelssohn auszugraben."*

Über diesen Friedhof ist auf der Internetseite der „Jüdischen Gemeinde zu Berlin" (nicht ganz richtig, siehe oben) zu lesen: *„1860 wurde über den Bau in der Großen Hamburger Straße 27 entschieden. Durch einen Ministerialerlass wurde der Bau bewilligt. Nur mit zusätzlichen Geldmitteln konnte es sich die Jüdische Gemeinde 1861 leisten, mit dem Bau zu beginnen. 1862 wurde das neue Gebäude der Knabenschule der Jüdischen Gemeinde fertiggestellt und am 14. Juni 1863 bezogen. 1906 erfolgte der Umzug in einen Neubau. 1923 wurde sie eine öffentliche Mittelschule mit 9 Klassen. Nach dem Zusammenschluss 1931 mit einer Mädchen-Mittelschule umfasste sie fast 500 Schüler, 1934 dann über 1000 Schüler. Langjähriger Direktor (1911–1931) war Joseph Gutmann (1865–1941), ihm folgte (1931–1938) Heinemann Stern (1878–1957) und zuletzt Georg Feige (1877–1944), der im KZ Theresienstadt ums Leben kam.*

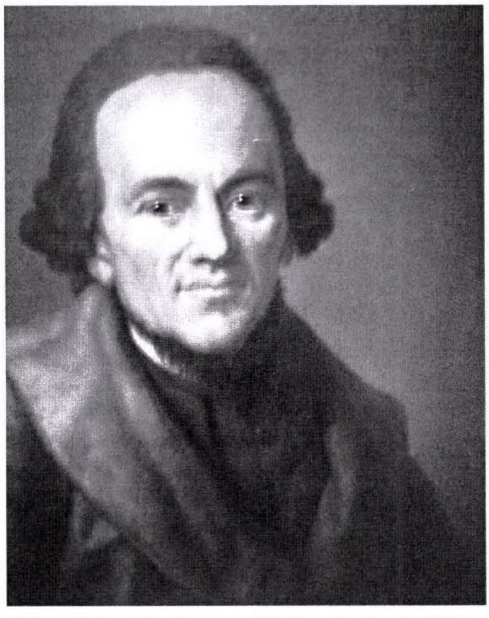
Jüdischer Friedhof auf Befehl des „Reichssicherheitshauptamtes" geschändet.

1942 teilte das Reichssicherheitshauptamt mit, dass das Gebäude bis zum 15. April zu räumen sei, da das Schulgebäude fortan, von 1942 bis 1945, als Deportationslager für Berliner Juden genutzt werde. Zur Erinnerung an die tragischen Geschehnisse blieben ein symbolisches Grabmal für Moses Mendelssohn und ein Sarkophag aus zerstörten Grabsteinen. Vermutlich 3000 Kriegopfer – davon sind etwa 2000 namentlich bekannt – ruhen nun neben geschätzten 3000 hier bestatteten jüdischen Verstorbenen. . . Am 11. März 1942 ließ das Reichssicherheitshauptamt die Schule räumen, am 30. Juni desselben Jahres wurde sie endgültig geschlossen und gemeinsam mit dem benachbarten Altersheim von der Gestapo als Sammellager für die zur Deportation bestimmten Berliner Juden zweckentfremdet. Von hier aus wurden mehr als 55 000 Juden in die Vernichtungslager des Ostens deportiert. . . Für diejenigen, die den Holocaust in Berlin überlebten, war die Große Hamburger Straße bis zur Wiedereröffnung der erwähnten jüdischen Schule im Jahre 1993 einzig Synonym für den Abtransport in den Tod. Das Gebäude des einstigen Altersheims wurde 1945 in den letzten Kriegstagen zerstört. Eine Gedenktafel erinnert an das Unfassbare."[84]

Über Moses Mendelssohn, der von 1729 bis 1786 lebte, ist bei „Wikipedia" zu lesen: Er „war ein auch bei Nicht-Juden anerkannter Philosoph. Einerseits konnte er *durch seine Verteidigung der Dresdner Juden 1777 ihre Vertreibung mit verhindern. Andererseits hat er sich vor allem mit seiner deutschen Bibelübersetzung (in hebräischen Buchstaben) und der Aufsicht über den Biur (eine grammatikalische Bibelerklärung) bleibende Verdienste um die Hebung des Wissensstandes des bisher nur talmudisch gebildeten Judentums erwor-*

84 http://www.jg-berlin.org/judentum/friedhoefe/grosse-hamburger-strasse.html

ben und sowohl der deutschen als auch der hebräischen Sprache nachhaltige Impulse verliehen. Mendelssohn diente Lessing als Vorbild für die Hauptfigur seines Versdramas Nathan der Weise."[85]



Moses Mendelssohn war Philosoph der Aufklärung und Begründer der „Haskala", von Berlin ausgehende Aufklärung zwischen 1770 und 1780. Er war auf dem jüdischen Friedhof . . .



. . . an der Große Hamburger Straße bestattet. Heute erinnert daran nur noch ein Gedenkstein. Albrecht Weinberg musste das Grab auf Befehl der Gestapo mit anderen jungen Juden ausheben.
Foto links: Wikipedia, rechts: Manfred Brückels



Längst findet in der jüdischen Oberschule an der Große Hamburger Straße wieder Unterricht statt. Im April 1943 wurden Friedel und Albrecht Weinberg hier zwangsweise untergebracht und von hier aus am 19. April jenes Jahres in das KZ Auschwitz „evakuiert".
Foto: Beek100

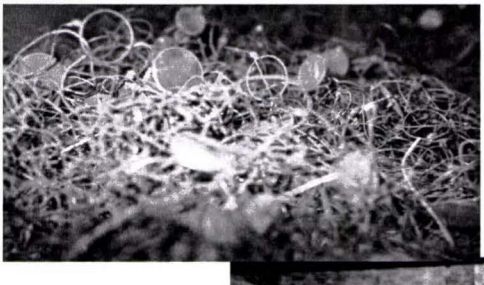
85 http://de.wikipedia.org/wiki/Moses_Mendelssohn

Dies war der erste Anblick des KZ Auschwitz, den die Häftlinge zu sehen bekamen,ohne zu wissen, was auf sie zukommen würde.



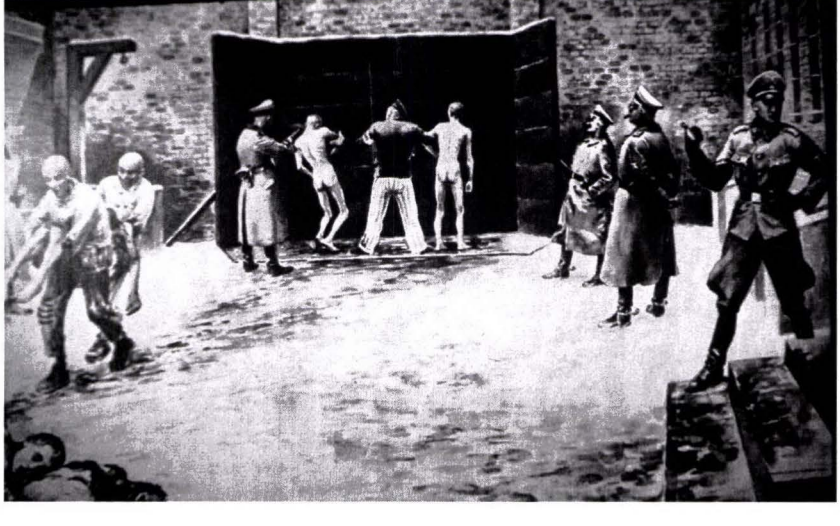


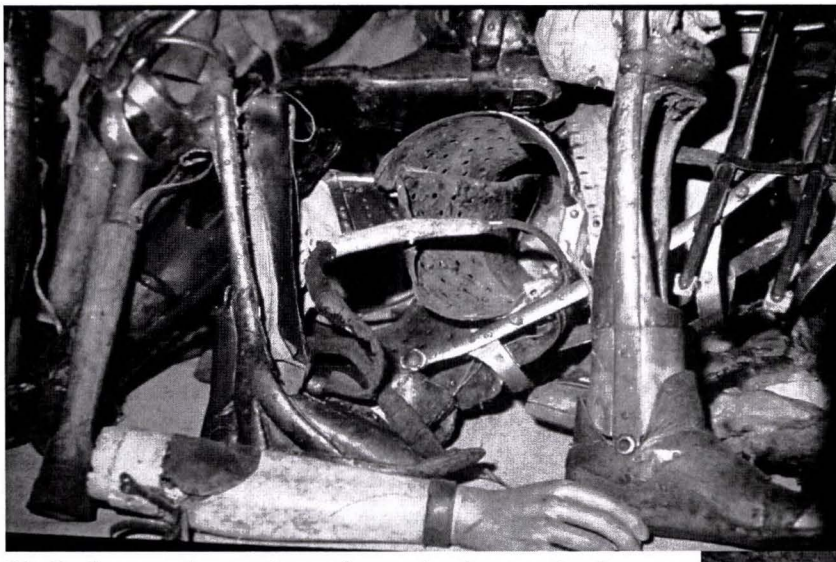




Diese acht Fotos wurden 1983 von Johann Janssen, Rhauderfehn, anlässlich einer Studienfahrt aufgenommen, die er für die Volkshochschule des Landkreises Leer organisiert hatte. In Weinbergs Seele und die der anderen ehemaligen Häftlinge sind die Motive eingebrannt. Teils haben sie die hinter den Bildern stehenden Qualen selbst durchlitten, teils haben sie bei den Ehemaligen-Treffen in New York wieder und wieder darüber sprechen hören. So sehr es schmerzte: reden und zuhören halfen zu verstehen und zu verarbeiten, vergessen konnten sie das Grauen nie. Im Lager Auschwitz III, Monowitz, wo Albrecht Weinberg eingekerkert war, starben die Menschen durch Arbeit, Hunger, Krankheit und durch die Willkür der Wärter. Wenn „Selektionen" anstanden wussten sie, dass „Nachschub" für die Gaskammer in Auschwitz II aussortiert wurde. Erschießungen (Zeichnung unten) waren an der Tagesordnung.

Ein doppelter elektrisch geladener Stacheldrahtzaun verhinderte die Flucht. (oben) Berge von Schuhen und Brillen deuten in der heutigen Gedekstätte Auschwitz an, dass dort viele Menschen ihr Leben lassen mussten. jedes Paar Schuhe und je eine Brille steht für einen Menschen





Als Albrecht Weinberg in den Güterwaggon getrieben wurde, dachte er zunächst, es ginge in ein anderes Arbeitslager. Zweifel kamen ihm beim Anblick von Einarmigen oder Menschen mit Holzbeinen, von denen nur die Prothesen blieben.

Die Prothesen erinnern daran, dass unter den von den braunen Herrenmenschen Ermordeten auch Weltkriegsveteranen waren, die ihr Leben für Kaiser, Volk und Vaterland auf dem Schlachtfeld eingesetzt hatten und als Krüppel heimgekehrt waren. Soweit es sich um Juden gehandelt hatte, waren sie von den Nationalsozialisten als Drückeberger verhöhnt worden. Das Motto, das die Teilnehmer der VHS-Studienfahrt vor mehr als 30 Jahren veranlasste, auf dem Gelände des ehemaligen KZ Auschwitz zu Spaten und Schaufel zu greifen, gilt heute wie damals und wie alle Zeit: Über die Verbrechen der braunen Herren und all jener, die irgendwie mitgemacht oder das Grauen geduldet haben, darf niemals „Gras wachsen". Auschwitz war die Hölle. Dass es zu den dort erlittenen Qualen noch eine Steigerung geben würde, war für Albrecht Weinberg, nicht vorstellbar, aber auf dem Todemarsch nach Gleiwitz, dem Schuften an der „Wunderwaffe" und dem Todestransport nach Begen-Belsen musste er erleben, dass es immer schlimmer wurde.



Schlafnischen im Stammlager Auschwitz I. Vier bis sechs Menschen mussten sich einen dieser Schlafplätze teilen.



Anlässlich einer Studienfahrt der Volkshochschule, legten die Teilnehmer 1983 hand an, damit kein Gras über die Geschichte wachsen möge.

Transport in die Hölle
Leiden und sterben im Viehwaggon

Die Lebensbedingungen in der Schule waren schlecht. Die Räume waren voll, man schlief auf dem Boden, zu Essen gab es nichts. Dennoch hatte er gedacht, er würde von hier aus mit seinen bisherigen Leidensgefährten in ein anderes Arbeitslager transportiert werden. Als am nächsten Tag ein Möbelwagen vorfuhr, und ihnen befohlen wurde einzusteigen, mögen ihm schon deshalb Zweifel gekommen sein, weil auch alte Menschen und Mütter mit Kleinkindern in den Wagen stiegen. Aber keiner wusste, was los war. Als sie in Auschwitz ankamen, schrieb man den 20. April des Jahres 1943, *„der Geburtstag des Führers"*, erinnert Weinberg süffisant. Abgefahren waren sie am 19. April, und zwar mit dem 37. „Osttransport".[86]



So nahm auch Albrecht Weinberg das KZ Auschwitz wahr, als der „37. Osttransport" sein Ziel erreicht hatte. Dass es sich um ein Konzentraionslager handelte, wusste er nicht. Wegen des Gerennes und des Geschreis wähnte er sich in einer Irrenanstalt.

Quelle: Wikipedia, Bundesarchiv, Stanislaw Mucha.

Klar, dass auch für diesen Transport eine „Liste" zusammengestellt wurde. Darin sind Albrecht „Israel" Weinberg mit der Nummer 622 und seine Schwester Friedel „Sara" Weinberg mit der Nummer 623 notiert. In einem der beiden Begleitschreiben der „Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Berlin" an den Oberfinanzpräsidenten von Berlin mit Datum vom 29. April 1943 heißt es: „In der Anlage übersende ich die Vermögensverzeichnisse mit Einziehungsverfügungen fü diejenigen Juden, die von der Staatspolizeistelle Frankfurt/Oder evakuiert worden sind. Die genannten Juden sind hier mit dem 37. Transport abgeschoben worden." Bereits am 21.April 1943 hatte die Gestapo dem Oberfinanzpräsidenten geschrieben. „In der Anlage übersende ich eine Transportliste über diejenigen Juden, deren Vermögen im Rahmen der Abschiebung durch Einziehung dem Reiche angefallen ist. Das Vermögen ist nicht verfallen, sondern durch Einziehung auf das Deutsche Reich übergegangen. Es handelt sich um den 37. Osttransport."

Schon die Fahrt im Möbelwagen muss schlimm gewesen sein: rundum geschlossen, kein Fenster, keine frische Luft, dunkel, und dann diese drangvolle Enge. Wie lange würde man so fahren müssen? Minuten? Stunden? Niemand kannte das Ziel und den Zweck der Fahrt. Weil sie nichts sahen und sich deshalb nicht auf die Kurven einstellen konnten, schaukelten sie mal in die eine und mal in die andere Richtung. Umfallen konnten sie nicht, dafür waren zu viele Menschen in den Wagen eingepfercht worden. Die Luft wurde immer dünner, Angst füllte den Raum aus. Diese Bedingungen verhießen nichts Gutes.

Als der Möbelwagen am Güterbahnhof Grunewald ankam, wuchs die Skepsis weiter. Wenn er bis dahin in den Zug, in die S-Bahn oder in die Kleinbahn gestiegen war, saß oder stand er in Personenwagen. Jetzt sollte er in einen

86 Auszug aus den Transportlisten der Geheimen Staatspolizei Berlin, ITS Archives, Bad Arolsen, 1.2.1.1 / 11193910

Güterwagen einsteigen. Den alten Menschen, Müttern mit Kindern und den Gehbehinderten mussten andere in den Waggon helfen, alleine hätten sie das nicht geschafft, dafür war der Höhenunterschied zwischen Bahnsteig und Ladefläche des Waggons zu groß. Eine Einsteigehilfe gab es nicht. *„Dieser Bahnhof war aus der Sicht der Täter besonders geeignet für die Deportation der Berliner Juden. Zum einen lag er nicht im Innenstadtbereich, die Deportationen fanden demnach nicht vor einer breiten Öffentlichkeit statt. Zum anderen war er als Güterbahnhof mit guten Verkehrsanbindungen ausgestattet, so dass von hier aus die Deportationen problemlos und schnell abgewickelt werden konnten. Die Juden wie auch die deutsche Öffentlichkeit ließ man vor allem in der Anfangszeit in dem Glauben, dass die Juden nur in den Osten ‚umgesiedelt' würden."* [87]

Beim Einsteigen las Albrecht Weinberg die Zahl 76 auf dem Waggon, mit weißer Kreide geschrieben. 76 Menschen wurden in den Waggon gesperrt, die Kleinkinder auf den Armen ihrer Mütter vermutlich nicht mitgezählt. Ein Blick nach hinten zeigte ihm, dass sich hinten auf dem Wagen ein Bremserhäuschen befand, darin saßen Soldaten oder SS-Wachen mit schussbereiten Karabinern. Das ungute Gefühl, das in ihm aufstieg, verstärkte sich.

Drangvolle Enge, ohne Essen und Trinken

Wieder herrschte drangvolle Enge, immer noch wusste niemand, wohin die Reise gehen würde, und niemand wusste, wie lange man es in dem Waggon würde aushalten müssen. An beiden Seiten waren etwa in Augenhöhe kleine rechteckige Öffnungen, durch die ein wenig Licht in den Waggon fiel. Vermutlich wurde normalerweise Vieh in dem Wagen transportiert, und die Tiere brauchten frische Luft. Jetzt waren diese „Sehschlitze" mit Stacheldraht versperrt. Wer günstig stand, konnte nach draußen sehen und bekam ein wenig frische Luft ab. Schon für den Nebenmann/-frau konnte dieselbe Luft gefährlich sein, weil er oder sie permanent Zugluft abbekam, ohne sich davor schützen zu können.

Zwei Tage mit 76 Menschen in einem Viehwaggon eingesperrt, ohne Verpflegung auf dem Weg in den Tod.

Zu essen oder zu trinken hatten sie nichts bekommen, daran sollte sich während der gesamten Fahrt nichts ändern. Für die Notdurft gab es einen Eimer im Waggon, einen Eimer für 76 Menschen. Der musste schnell voll sein, und dann? . . . Der Eimer stand irgendwo im Raum, wer ihn erreichen wollte, musste sich durch die Menge drängen. In jeder Kurve, die der Zug nahm, wogten nicht nur die Menschen hin und her, sondern auch der Inhalt des Eimers . . .

Zu allem Elend bekam man bei den Kurvenfahrten mal einen Stoß in die Seite, einen Tritt auf den Fuß oder einen Schlag gegen den Kopf. Allmählich gewöhnten sich die Augen an das diffuse Licht oder an die Dunkelheit, der gebürtige Fehntjer nahm den einen oder anderen Mit-„Reisenden" war. Da war die Mutter mit dem Kind, die greise Frau, der Weltkriegsveteran mit dem Holzbein, einem anderen fehlte ein Arm. Nein, das konnte kein Transport in ein Arbeitslager

87 http://www.dhm.de/ausstellungen/holocaust/univeranstaltung/pg/orte/grunewald.htm

sein. Aber was war es dann? Niemand wusste eine Antwort auf die Frage, die jeder nur sich selbst stellte. Der Zug fuhr und fuhr, manchmal blieb er stehen, auf einem Nebengleis, wie Weinberg später erfuhr, um einen militärischen Transport passieren zu lassen.

Die Luft wurde immer schlechter. Das bisschen Frischluft, das durch die kleinen Fenster strömte, kam gegen das Gemisch aus verbrauchter Luft, Schweiß, Angstschweiß und dem Gestank von Urin und Kot nicht an. Abhilfe war nicht in Sicht, was den einen oder anderen bereits apathisch werden ließ. Das Elend war im Waggon zu greifen, zu riechen und auch zu hören. Irgendwo im Viehwagen weinte ein Kind, die Mutter versuchte, es zu trösten. Wirklich helfen konnte sie nicht und bald wurde aus dem Weinen ein hilfloses entkräftetes Wimmern. Wo anders stöhnte jemand oder rief nach Wasser, wieder ein anderer schien ein Gebet zu murmeln. Irgendwie sehnten alle das Ende der Fahrt herbei, obwohl sie gleichzeitig Angst davor hatten. Nein, am Ziel konnte sie alle nichts Gutes erwarten, dafür fühlten sie sich während der Fahrt zu schlecht behandelt. Aber konnte es wirklich viel Schlechteres geben, als das, was sie seit Stunden und Tagen im Zug durchmachten?

Als der Zug wieder einmal hielt, vernahm der junge jüdische Mitbürger, dem die Nazis wie allen Juden die deutsche Staatsangehörigkeit genommen hatten, draußen nicht Stille oder die übliche Geräuschkulisse von Bahnhöfen. Er vernahm Gerenne, Schreie und Kommandos im Befehlston. „Wir sind am Ziel", schoss es ihm durch den Kopf, und was ihm jetzt unmittelbar bevorstand, überstieg sein Vorstellungsvermögen. Auf einer Seite wurde die Türe des Waggons aufgerissen, und eine Stimme befahl auszusteigen. Die armen Gestalten in den Waggons wurden schreiend aufgefordert, die Waggons so schnell wie möglich zu verlassen. Angst machte sich unter ihnen breit. *„Raus, bloß schnell raus"*, mögen sie gedacht haben, *„wer weiß, was sonst passiert."*

Aus der Enge des Waggons zur „Selektion" auf der Rampe und von dort mehrheitlich in den Tod. Albrecht und Friedel Weinberg wurden für arbeitstauglich befunden.

Wer nicht jung und körperlich einigermaßen fit war, hatte schon beim Aussteigen Probleme. Niemand war da, der geholfen hätte. Vor lauter Angst dachte jeder zuerst an sich. Wenn die Alten und Versehrten nicht schnell aus dem Waggon heraus kamen, fielen sie mehr als dass sie ausgestiegen wären. Sie stürzten vielleicht auch deshalb, weil irgendwer von hinten schob, weil es ihm oder ihr nicht schnell genug ging, schließlich konnte es kaum gut sein, wenn man den Waggon als Letzter verlassen musste.

Wenn jemand fiel, zog man sich schon mal eine Prellung oder eine offene Wunde zu, brach sich Arm oder Bein und verlor das Bewusstsein. Wer nicht schnell genug auf die Beine kam, konnte sicher sein, dass irgendwann der nächste auf in fallen würde. *„Ich bin über diese Menschen gestiegen"*, sagt Weinberg, was bedeutet haben dürfte, dass er auf die Liegenden gesprungen ist, um schnell zur „Selektion" zu kommen, deren Bedeutung er nicht kannte. Denkbar, dass der eine oder andere auf diese Weise tot getrampelt wurde, er hatte Tote so liegen sehen. Wer liegen blieb, sei es tot oder verletzt, wurde später auf einen

Wagen geworfen und abtransportiert, die einen „ins Gas", die anderen direkt zum Krematorium. Das erfuhr Albrecht Weinberg aber erst später. Während er berichtet, kommt ihm das Elend von damals wieder ins Bewusstsein. *„Die Menschen haben in unserem Waggon teilweise aufeinander gelegen, als die Türe geöffnet wurde. Viele konnten nicht mehr stehen nach zwei Tagen Bahnfahrt, ohne Wasser, ohne Essen, ohne Toilette. Da lagen die Toten, und die alten Leute und die Babies. Wie soll man das jemandem erklären",* fragt der inzwischen wieder deutsche Staatsbürger zum wiederholten Mal. Nein, das könne niemand wirklich verstehen.

Wer heil aus dem Waggon heraus kam, wurde von den gestreiften Vorzugshäftlingen und von SS-Leuten angeschrieen und aufgefordert, in Reihen anzutreten. *„Als wir ankamen, dachte ich, ich sei in einer Irrenanstalt. Ich hatte noch nie solche Gestalten in solch verlumpten gestreiften Arbeitsanzügen, einer runden Kappe auf dem Kopf und einem Brett in der Hand gesehen."* Sie schrien *‚raus ihr Schweine'*, obwohl sie in Wirklichkeit nicht besser dran waren als wir. Sie gehörten zu einem ‚Sonderkommando', und sie befahlen uns, alles auf dem Bahnsteig stehen und liegen zu lassen, das würde uns später nachgebracht werden. Die SS-Leute hatten Karabiner in der Hand und auch sie schrien, dass sich die Ankömmlinge in Fünferreihen aufstellen sollten. Sie führten Hunde an der Leine und der Mann, der später als Dr. Mengele bekannt wurde, machte nur Handbewegungen nach links oder nach rechts. *„Dass die Menschen in der einen viel längeren Reihe gleich in die Gaskammer geschickt wurden, dass wusste zu dem Zeitpunkt niemand. Von Gaskammern hatten wir noch nie etwas gehört."*

Der eine oder andere bekam einen Tritt ab oder einen Hieb mit dem Gewehrkolben. *„Dann wurden wir aussortiert wie Schlachtvieh."* Senkte der Arzt Dr. Mengele seinen Daumen in die eine Richtung, dann hielt er den verängstigten Menschen für arbeitsfähig, hielt er ihn in die andere Richtung, bedeutete dies das Todesurteil. Die Mutter mit dem Kleinkind wurde vergast, die alte Dame, der Mann mit dem Holzbein, der Einarmige . . .insgesamt waren es mehr als 700 Menschen aus dem Transport, die der Arzt mit dem Daumen zum Tod verurteilte. *„Aus unserem Transport wurden nur 254 eher junge und noch halbwegs kräftige Häftlinge für arbeitsfähig befunden und nicht gleich ins Gas geschickt."*

Albrecht Weinberg wurde mit dem Lkw ins Lager Monowitz „Auschwitz III" transportiert.

Bei der Ankunft mussten die Häftlinge alle Wertsachen in eine Kiste werfen, auch wenn ihnen kaum noch etwas von Wert geblieben war. Manchmal versuchten sie, etwas davon für sich zu retten, indem sie es in ihre Kleidung einnähten, in den Mund oder in den After steckten. Sie wurden alle gefilzt, und wenn sie erwischt wurden, war ihnen Strafe sicher. Ab und zu gelang es einem aber doch, etwas reinzuschmuggeln, das sie später vielleicht gegen ein Stück Brot oder gegen einen Teller Suppe tauschen konnten. Der fehntjer Junge wurde zusammen mit anderen auf einen Lastkraftwagen geladen und einige Kilometer in ein anderes Lager gefahren, das ihm später als Auschwitz III, Monowitz, bekannt wurde. *„Ich werde nie vergessen, wie wir auf dem Anhänger*

hin- und hergeworfen wurden. Als wir dort ankamen, gab es nur Lehmböden, und alles war nass." Im Lager mussten sie ihre Kleidung ablegen, wurden von oben bis unten kahl geschoren überall rasiert, *„oben,unten und hinter den Ohren",* was sie zunächst noch amüsant fanden. Wahrscheinlich haben sie in jenem Moment zum letzten Mal gelacht, für lange Zeit oder für immer.

Irgendwer tätowierte ihnen einer Nummer in den linken Arm. Der Tätowierer schien es gut mit ihm zu meinen, und Weinberg verwischte die ersten beiden Ziffern der Nummer. Als ein SS-Mann dies bemerkte, wurden die Ziffern nachtätowiert, und er bekam 25 Schläge auf den Hintern. Das sei sehr schmerzhaft gewesen.

Von Kopf bis Fuß geschoren, mit schutziger Häftlingskleidung ausgestattet und tätowiert, waren sie nur noch Nummern.

Von jetzt an waren sie nur noch Nummern, ihr Name spielte keine Rolle und interessierte niemanden. Dann gab man ihnen verschmutze und teils verlauste dünne Drillichwäsche, die vermutlich eines der armen Geschöpfe vor ihnen getragen hatte, das durch Arbeit, Krankheit oder durch das Gas ermordet worden war. Die „Neuen" wurden jetzt in den angeblichen „Schonungsblock" in „Quarantäne" befohlen. Der Raum sei verlaust und verwanzt gewesen, ein Zustand, den sie damals noch als schrecklich empfanden. Und dann diese schrecklichen Klamotten. *„Wir mussten mit drei und vier Leuten auf einer Pritsche liegen."* Später wurde die Unterbringung zwar nicht besser, aber die Häftlinge waren abgestumpft und nahmen sie nicht mehr als schlimm wahr. Rückblickend vermutet der Holocaust-Überlebende, dass die Kleidung der Neuankömmlinge gereinigt und sortiert und dann „ins Reich" geschickt und dem Winterhilfswerk (WHW) zur Verfügung gestellt wurde, sicher erst nachdem sich die Lagerleitung, die SS und die Wachmannschaften bedient hatten.

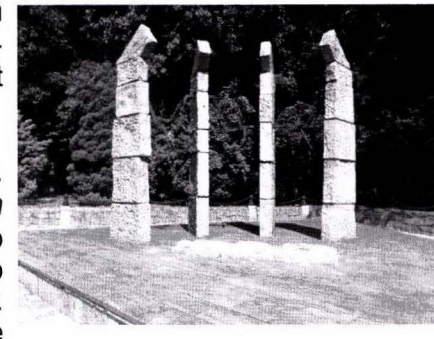
Von seiner Schwester Friedel erfuhr Weinberg nach dem Krieg, dass sie das relative Glück hatte, gleich an der Rampe einem Sonderkommando zugeteilt zu werden, das die Aufgabe hatte, im Stabsgebäude beim Hauptlager zusammen mit anderen Frauen die Versorgung der SS-Mannschaften sicherzustellen. Sie wuschen und reparierten deren Kleidung, sorgten für deren Ernährung und sie erledigten die Verwaltungsroutinen für die Lager. Weil sie die Häftlingskarteien verwaltete und weil sie die Nummern ihrer Brüder kannte, wusste sie, dass beide noch am Leben waren. Wo sie waren, wie es ihnen ging und ob die Brüder einander gefunden hatten, wo sie doch im selben Lager waren, wusste sie nicht. Mit ihr waren einige weitere Frauen aus dem Transport dem „Kommando Stabsgebäude" zugeteilt worden, darunter Jutta Pels, die Friedel aus Groß Breesen kannte. Wer dieses relative Glück hatte, besaß die vergleichsweise besten Überlebenschancen. Diese jungen Frauen konnten sich waschen, ihnen war ein Minimum an Hygiene möglich, sie hatten zu essen, und sie arbeiteten im Trockenen.

Friedels Brüder hatten dagegen keine Ahnung, wohin sie ihre Schwester gebracht hatten. Albrecht wusste immerhin, dass sie nicht in die längere Reihe geschickt worden war.

Auschwitz III, Monowitz: Leiden für den Profit

Zwei Drittel der Ankömmlinge wurden sofort „vergast"

Alle Neuankömmlinge wurden in Monowitz in das „Kommando 3" gesteckt, das Kabelkommando. Das war das härteste Kommando, und man versuchte, ihm auszuweichen, indem man zu einem anderen Kommando kam. Die Neuen hatten aber noch keine Ahnung, was auf sie zukommen würde. Deshalb blieb ihnen zunächst nur dieses Kommando. *„Sie wussten noch nicht, wie es im Lager läuft"*, sagt Albrecht Weinberg.



Dieses Denkmal erinnert an die Opfer der Zwangsarbeit im Konzentrationslager Auschwitz III, Monowitz. Neben vielen anderen waren hier auch Dieter und Albrecht Weinberg eingesperrt und mussten für das Werk Buna der IG Farben schuften. Quelle: Wikipedia, BrThomas

Weinberg war mehrere Wochen in diesem Kommando. *„Nach dem morgendlichen Appell war immer ein Rennen und Schieben."* Jeder habe versucht, in sein Kommando vom Vortag zu kommen. Wenn der Vorarbeiter oder Kapo seine Sollzahl beisammen hatte, nahm er keinen mehr. Dann blieb meist nur die „Kabelkolonne", zumindest viele Monate lang.

Manchmal gab es dort ein kleines Stück Brot. Das wurde mit irgendeinem Schneidewerkzeug, sei es ein Dosendeckel oder eine Scherbe, in gleich große Stücke geteilt, damit jeder in der Gruppe etwas abbekam. *„Jeder Krümel war wichtig. Man hat genau darauf geachtet, dass alle Stücke von der einen einzigen Scheibe gleich groß waren."*

Manchmal mussten die Häftlinge dieses Kommandos auch Zement und Eisen für die Baumaßnahmen vom Waggon entladen. *„Wenn es kalt war, froren die Hände an dem Eisen fest."* Wurde Zement in Säcken geliefert, versuchte man schon einmal, irgendwo in der Mitte der Lieferung einen Sack aufzureißen, damit man den inneren Papiersack überstreifen konnte. *„Papier wärmt"*, erläutert der gebürtige Fehntjer. Natürlich musste man fix die Häftlingskleidung drüberziehen. Wenn man erwischt wurde, sei es noch beim Entladen oder wenn man am Lagereingang gefilzt wurde, drohte eine harte Strafe: 25 Schläge auf dem Bock. *„Davon konnte man sich kaum je erholen."*

Marschierte oder besser schleppte sich das Kommando nach der Arbeit in das Lager, mussten die Häftlinge am Lagertor singen. Wer über Tag gestorben war, dessen Leichnam hatten die anderen ins Lager zu schleppen, beim Zählappell musste das Kommando vollzählig sein. Die Wachen am Lagereingang hat er nicht differenziert wahrgenommen. Große Unterschiede habe es nicht zwischen ihnen gegeben. Auf dem Weg von der Arbeit ins Lager beschäftigte ihn eher die Frage, was an diesem Abend wohl auf sie warten würde. *„Alleine bis sich die 6.000 bis 8.000 Häftlinge auf dem Appellplatz aufgestellt und ausgerichtet hatten, verging viel Zeit. Dann wurde gezählt, und wenn sich der Bewacher verzählte, meist absichtlich, begann er von vorne, und wir mussten weiter*

stehen bleiben." Bei jedem Wetter, ungeschützt. Stand dann noch eine Bestrafung an, mussten die Häftlinge noch länger draußen stehen. Dabei brach der eine oder andere vor Entkräftung zusammen. *„Hochheben konnten wir sie nicht, dafür waren wir zu schwach."* Es schien selbstverständlich zu sein, dass die am Boden Liegenden von den Wachen angeschrien und misshandelt wurden. Wahrgenommen haben dies die Nebenstehenden schon, aber mitfühlen konnten sie kaum, dazu war jeder zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Und es schien den Häftlingen klar zu sein, dass die NS-Schergen genau das wollten, den langsamen grausamen Tod der „Untermenschen". *„Die brauchten Nachschub für das Krematorium."* Seit der „Blitzkrieg" sich in einen „Blitz-Rückzug" verwandelt hatte und deshalb immer weniger Juden aus den besetzten Gebieten „ins Gas" geschickt werden konnten, war die Situation für die in den Lagern lebenden Juden noch gefährlicher geworden.

Willkür der Wachen potenzierte das Leiden

Auf dem Weg zum Lager wussten die Häftlinge nie, was sie erwartete. Hatten sie die Wache passiert, mussten sie zunächst auf dem Appellplatz antreten. Gleich ob es regnete oder schneite, sie hatten auszuharren, bis der Befehl zum Abtreten kam. Wenn mal wieder ein Mitgefangener für irgendetwas bestraft wurde, hatten sie stillzustehen und die entwürdigende Misshandlung mit anzusehen. Anschließend mussten sie an dem armen Geschöpf vorbeigehen. Jeden Abend konnten neue unangenehme Maßnahmen auf die müden, abgearbeiteten, körperlich und seelisch kranken Gestalten warten, die sich selbst lange nicht mehr als Menschen wahrnahmen. Es war weder überraschend noch irgendwie bewegend, denn dazu hätten sie noch etwas empfinden können müssen, aber dafür waren sie viel zu kaputt.

Obwohl man durch und durch nass war, wenn man beim Appell strammstehen musste, war der Mund oft trocken, weil man zu wenig zu trinken bekam. Da half der Kieselstein, den sein Bruder und er quasi als Dauerlutscher im Mund trugen. Der konnte zwar Wasser nicht ersetzen, aber er hielt die Feuchtigkeit im Mund.

Nach den harten Arbeitstagen brach mancher Häftling beim Abendappell zusammen.

Als es mal wieder so weit war, die Häftlinge sich nach einem harten Arbeitstag in Reih und Glied aufstellen mussten und das Warten nie zu enden schien, wurde es still um jeden einzelnen. Der eine oder andere brach entkräftet zusammen, nicht jeder von ihnen stand wieder auf. Dann mussten sie mit ansehen, wie drei der ihren gehängt wurden, und die anderen empfanden nichts, keine Wut, keine Trauer, kein Mitgefühl. Irgendwie dachte jeder daran, möglichst bald in seine Baracke wegtreten und die elende Suppe in sich hineinschlucken zu können, die wenigstes eine Illusion von Nahrung versprach.

Nicht selten begann die Schikane bereits an der Wache. Je nach Lust und Laune, eine Begründung benötigten die Wachen nicht, wurden die Häftlinge gefilzt oder einfach nur gezählt, Dabei hatten sie „ausgerichtet" zu stehen. Wenn sich der SS-Scherge „verzählte", begann auch er von vorne, manchmal mehrmals.

Was Albrecht Weinberg an jenem Abend mitansehen musste, hat einer seiner damaligen Mitgefangenen später aus seinem Gedächtnis aufgeschrieben.

Exkurs: Gehängt in Monowitz[88]

Wenn Albrecht Weinberg von seinem Martyrium erzählt, das er im KZ „Auschwitz III", dem Werk „Buna" der IG Farben in Monowitz, erlebt hat, erinnert er sich an jenen Tag, an dem drei Mithäftlinge am Eingangstor gehängt wurden. Im Regen hatten mit ihm mehrere Tausend Mitgefangene das böse Schauspiel mit ansehen müssen. Empathie zu empfinden, war Weinberg nicht möglich. *„Wir waren wie Tiere"*, sagt er ein ums andere Mal. Während die drei Mitgefangenen getötet wurden, konnte er nur daran denken, dass die grausige Tat bald erledigt sein möge, damit er seinen Teller Wassersuppe bekommen konnte. Mit ihm hatte damals der in Leipzig geborene Henry Sprung im Regen gestanden, der sein Erleben dieser grausigen Mordtat später für die Nachwelt aufgeschrieben hat:

„Rechts ran!' brüllte die Stimme des Vorarbeiters. Die ausgemergelten Gestalten drücken sich an den Straßenrand. ‚Gleichschritt halten; Vordermann; Seitenrichtung', brüllt die Stimme. Das Summen eines Motors kommt näher. ‚Mützen ab;' 80 Hände reißen den gestreiften Lumpen vom Kopf. ‚Melde Herrn Hauptsturmführer: Arbeitskommando 108 mit 80 Häftlingen." Der schwere graue Wagen rollt vorbei. Der fette Mensch in den Polstern wendet nicht das Gesicht. Von seiner Tellermütze grinste höhnisch der Totenkopf. Die Lippen des Menschen sind verkniffen, ein hässlicher Zug liegt um seinen breiten Mund. Man schreibt den Oktober des Jahres 1944, und der Fette denkt daran, dass die Russen nun schon an der Weichsel stehen. Und aus dem Lager wollten schon wieder drei flitzen, denkt er. Verdammte Schweinebande, verfluchte, denkt er.

Die Ausgemergelten sehen nur Bruchteile von Sekunden die vier Sterne am Jackenspiegel, dann von hinten das rote Genick über den engen Kragen quellend. Sie fühlen mit zwei Fingern nach der Grube unter ihrem Hinterkopf, wo sie früher einen Nacken hatten. Hauptsturmführer Schwartz murmeln sie zwischen den Zähnen, und Fäuste ballen sich hinter dem Rücken. Wann – wann kommst du an die Reihe?

‚Mützen – auf!' brüllte er wieder. ‚Links – links – links, zwei drei vier; Vordermann!' Der Trott geht weiter. Vorn an der Chaussee kommt das Lager in Sicht, ein grauer Polyp, mit zwei grell leuchtenden Augen, den Scheinwerfern an den Wachttürmen, hingehockt in die graue Öde der polnischen Landschaft. Hoffnungsloser denn je ist der Anblick an diesem halbdunklen, kalten Oktoberabend, in dem feinen, unaufhörlichen, durchdringenden Regen: dieser riesige, drohende Käfig mit der doppelten Mauer von Starkstrom geladenem Stachel-

88 Ausführliche Informationen über das KZ Buna/Monowitz gibt es auf der Seite des „Wollheim Memorial: http://www.wollheim-memorial.de/de/kz_bunamonowitz_2

draht. Grau ist alles, was das Auge erblickt. Grau wie die Uniformen der SS, grau wie unsere Gesichter und Herzen, wie unser ganzes elendes, tierisches, aussichtslose Dasein.

Da wir am Tor anlangen, bin ich nass bis auf die Knochen. Der verdammte Zementsack, den ich verbotenerweise unter der dünnen Drillichjacke trage (Risiko: 25 Stockhiebe wegen Sabotage der Kriegswirtschaft), hat dem polnischen Landregen nicht standgehalten. ‚Arbeitskommando 108 mit 80 Häftlingen ins Lager zurück', brüllt die Stimme am Blockführerhaus. Und ich habe nur noch einen Wunsch: rein in die Baracke, den halben Liter Abwaschwasser geschluckt und dann schlafen – schlafen und vergessen. Der Schlaf ist das schönste im elenden Leben des Häftlings. Er macht den Hunger vergessen und das Elend, die Angst vor morgen und den immer gegenwärtigen Tod.

Aber was ist das zum Teufel? Die Kommandos vor uns marschieren geradeaus weiter, auf den Appellplatz zu, statt in Baracken wegzutreten. Was ist da wieder los? Haben die Herren keine volle Belegschaft in den Gaskammern? Kleine Selektion, Herr Hauptsturmführer, was? Schon lange nicht mehr mit dem Daumen nach unten gezeigt? Eine Hand greift jäh nach dem Herzen. Ist man heute selber dran?

Auf dem weiten Rund des Platzes stehen schon an die 40 Blocks in Reih und Glied. Und da – nein, keine Selektion, ein anderer Grund liegt zu diesem Appell vor. Drei Galgen stehen neben dem Pult des Rapportführers, roh zurechtgezimmert und schwarz gestrichen wie Särge. Dies nun ist ein Anblick, der einen alten KZ-Insassen verhältnismäßig kalt lässt, denn an Galgen sind wir gewöhnt. Nicht wegen eines Verbrechens, nein – wenn man sich dabei erwischen lässt, dafür wird nämlich gehängt im Konzentrationslager. Wir haben da unsere eigene Moral. Du darfst alles was verboten ist: Brot stehlen, Decken verschieben, Schuhe klauen, Margarine gegen Tabak handeln – nur lasse Dich nicht dabei erwischen. Sieg Heil – es lebe die Moral des neuen Europa; ‚Mützen ab, Vordermann, Seitenrichtung'.

Es ist nun völlig dunkel geworden. Bot das Stacheldrahtlager vorhin einen trostlosen Anblick, so verkörpern jetzt die drei Galgen da vorn von Scheinwerfern angestrahlt, den äußersten Ausdruck menschlichen Elends. Die Zehntausend, Sklaven, blockweise angetreten und vor den Galgen ausgerichtet, bewegen sich rhythmisch hin und her mit der ewigen Bewegung des Häftlings, der seine nassen Knochen zu erwärmen versucht, von einem Fuß auf den anderen tretend, und die klammen Finger auf dem Rücken krampfhaft reibend.

Da ertönt zackiger Gleichschritt von vorn: Die SS rückt an. Sie schwärmen feldmarschmäßig aus, Maschinenpistolen schussbereit in den Händen, und besetzten die ganze Front zwischen uns und rund um die Galgen. Ein etwas ungewohnter Anblick, stelle ich fest. Haben sie Angst vor einem Aufstand seitens unserer wohlgenährten, ausgeruhten und kampferprobten Massen?

Plötzlich fällt Schweigen über die murmelnden, sich wie im Gebet bewegenden Zehntausend. Schwartz kommt . . . _Mützen - ab', schreit es. Der Regen tropft auf unsere kahlen Schädel. Schwartz steht vor den Galgen, begutachtet sie mit der Miene des alten Kenners. Jetzt geht der Lagerälteste, ein grün markierter Berufsverbrecher, vollgefressen und in eleganten Stiefeln, mit zwei Posten zum Bunker. Nun werden sie geholt, denkt jeder der Zehntausend. Noch ahnt keiner, wer und warum.

Da sie zurückkommen mit den drei Opfern, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, da ich die bleichen Gesichter im Lichte erkennen kann, stockt mir der Herzschlag. Also doch, denke ich, wie gelähmt, immer wieder. Aber das können sie doch nicht tun . . . Drei aus unserem alten Sachsenhausener Kreis hatten ihre Flucht aus dem Lager vorbereitet. Einer von ihnen, befreundet mit dem Vorarbeiter des Krankenhauses, einem polnischen Arzt, hatte sich diesem anvertraut. Der verriet den Plan der SS, um seine eigene Position zu festigen. Eines Abends holten sie die drei in den Bunker. Flucht geplant, hatten wir damals gedacht, was werden sie dafür kriegen, höchstens 25 Hiebe. Wer hätte etwas von Erhängen geahnt . . . ?

Hauptscharführer Wieczorks Jargon weckt mich aus dem sinnlosen Grübeln. Er scheint eine weiße Rolle zu verlesen. Ich blicke auf. Meine drei Kameraden stehen vor den Galgen, gefesselt, die Köpfe erhoben. Nathan scheint zuerst dranzukommen, ihn haben sie schon auf die Kiste gestellt, die Schlinge um den Hals gelegt. In diesen wenigen Sekunden, da ich auf die drei blassen Gesichter starre, gespenstisch unter dem Scheinwerferlicht, laufen gemeinsame Erlebnisse wie ein Film vor meinen Augen ab: . . . der Abend, da sie als Zugänge in unsere Baracke gebracht wurden, damals 1939 in Sachsenhausen. Der erste ‚Sport' mit Oberscharführer Schubert auf dem Appellplatz (3 Tote, 4 Schwerverletzte), nächtliche politische Diskussionen auf unseren Strohlagern im dritten Stock des Schlafsaal-Käfigs. Wie wir ‚organisierte' Suppe stets miteinander zu teilen pflegten. Der Ausbruchversuch in der Nacht vor unserem Transport nach Auschwitz . . . – Und nun stehen sie dort vor dem Galgen, Kameraden. Warum sagtest Du es dem Polen, Nathan? Warum, sage ich, Nathan, Nathan, warum, warum? Aber keiner antwortet. Und nun kommt, wie durch einen Nebel, Wieczoreks heisere Stimme: ‚Im Namen des deutschen Volkes: Der Reichsführer SS befiehlt, Die Schutzhäftlinge 68423, 69886 und 70235 werden wegen Vorbereitung zur Flucht aus dem Konzentrationslager Auschwitz zum Tode durch den Strang verurteilt. Sie wurden überführt, die Flucht geplant und sich Mittel verschafft zu haben, Widerstand mit Gewalt zu brechen. Der Befehl des Reichsführers SS wird hiermit vollstreckt."

Sekunden erstarrter, eisiger Stille folgen. Zehntausend, Gequälte, Gejagte halten den Atem an. Da zerreißt dort vom Galgen eine klare Stimme das Schweigen: ‚Kopf – hoch – Kameraden. Wir sind die Letzten - . . .' Durch die Zehntausend geht Bewegung. Die Posten stehen wie versteinert, die Blockführer scheinen vom Blitz getroffen. Da fasst sich Schwartz als erster. ‚Halt`s Maul. Du

Drecksau', kreischt er wie von Sinnen. Sein feistes Gesicht scheint zu platzen. Und nun eine Bewegung zum Henker: ‚Los!' Die Kiste wird unter Nathans Füßen weggerissen. Plötzlich hängt der Körper im Leeren. Die Schlinge zieht sich zu. Der Körper tanzt an dem Holzgerüst wie eine Puppe. Der Kopf liegt hinten im Nacken. An Nathans Füßen zieht der Henker wie ein Irrer, um den Tod zu beschleunigen, aber vergeblich. Gott, Gott, denke ich, wie lange lässt du dein Geschöpf dort kämpfen mit dem Tode. Die Zehntausend bewegen sich unruhig. Auch die SS fühlt sich nicht wohl heute. Der letzte Schrei des Opfers liegt noch in ihren Ohren. Schwartz befiehlt mit nervöser Hand den nächsten Mord. Sie legen Janek die Schlinge um. Schwartz nickt, der Körper fällt vornüber, die Glieder strecken sich, zappeln – da sehe ich mit Grauen, dass Nathan sich noch immer bewegt. Schwartz drängt. Los, los, der nächste.

Es ist Leo, der jüngste der drei, und einer der besten, die wir hatten. Er steigt auf die Kiste, der Henker tritt dicht an ihn heran: Da bricht es aus ihm heraus, er bellt über den weiten Platz, fährt in unsere Herzen: ‚Es . . . lebe . . . – die Freiheit!' Hauptsturmführer Schwartz, das feiste Säuferantlitz ungewohnt bleich, hat den Schauplatz des Mordes verlassen. Rapportführer Stolten, unbewegt wie immer, beaufsichtigt die vorgeschriebene Parade jedes Blocks an den Galgen vorbei, an den drei Gestalten die immer noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Als ich sie passiere, werfe ich einen letzten Blick des Abschieds auf sie. Meine Kehle ist wie zugeschnürt, ich fühle mich elend, mutlos und machtlos wie nie. Als ich in die Baracke komme, drängt sich alles um den Suppenkessel. Der Blockälteste, als bewährter Zuchthäusler auf diesen verantwortungsvollen Posten gestellt, lässt die eiserne Kelle mit sichtbarer Routine auf die bloßen Köpfe sausen. ‚Eine Reihe, ihr Drecksäcke!', brüllt er. Übelkeit erfasst mich. Ich schleppe mich hinten in den Gang, zu meinem ‚Bett', werfe mich auf das harte Stroh und schlage die Zähne ohnmächtig in die Lumpen, die früher eine Decke waren. Mein Kopf dröhnt, und die Augen brennen in ihren Höhlen. Aber keine Träne fließt."

Diesen Text hat die Lehrerin Claudia Lax für A. Weinberg abgeschrieben. Er ist in eine Facharbeit eingegangen, die am TGG geschrieben wurde. Diese Arbeit ist im TGG archiviert. Der Schriftsteller und Autor dieses Beitrages, Henry Sprung, arbeitete unter anderem für die „Kopenhagener Deutsche Nachrichten" und für die ZOA-Zeitung".

Sie waren „weniger als Tiere", zu Mitgefühl unfähig

Endlich war es vorbei! Ab in die Baracke und für die Suppe angestellt! Ein Genuss war die Suppe nicht. Dies nicht nur deshalb, weil sie oft genug nur das von oben abgeschöpfte Wasser bekamen. Die Suppe wurde im Übrigen getrunken, Löffel waren Luxus. Sie habe gestunken, sagt der Auschwitz-Überlebende, als ob man Abfall verkocht habe. Er habe den Eindruck gehabt, dass man ihnen oft verdorbene Ware zugemutet habe. In den Erbsen, die zumindest manchmal in seiner Wassersuppe schwammen, machte er Löcher aus, ein Zeichen dafür, dass sie wurmstichig waren. Während er sich damals darüber geärgert haben

dürfte, sagt er im Rückblick mit einem Lächeln im Gesicht, *„aber das war wenigstens ein bisschen Eiweiß."*

Suppe war nicht gleich Suppe. In der Baracke war der „Blockälteste" der unumschränkte Herrscher, der es verstand, um kleiner Vorteile willen eine Schar von Helfern um sich zu scharen, die ihm auf vielfältige Weise zu Diensten waren. Meist waren es zu Zuchthausstrafen verurteilte Gesetzesbrecher, denen die SS-Schergen diese Posten übergaben, dann konnten sie sicher sein, dass sie die „Belegschaft" des Blocks unter ihrer Knute halten würden. Sie mochten zwar Gewalttaten begangen haben, aber sie waren Deutsche, sie waren „Arier", und deshalb waren sie den Juden in den Augen der Nazis überlegen.

Der Blockälteste war für die Häftlinge unnahbar. *„Er war ein Gott. Die Häftlinge mussten alles für ihn machen."* Er konnte jeden Häftling nach Belieben ärgern, ihm Erschwernisse aufbürden, aber auch das Gegenteil. Mit wem er gut konnte, dem ließ er kleine Vorteile zukommen, und wenn es nur feste Bestandteile in der „Bunasuppe" waren. Er hatte ständig einige Häftlinge um sich, die ihn versorgten. *„Er war immer wie aus dem Ei gepellt. Die einen pflegten seine Kleidung, andere seine Schuhe, wieder andere putzten seine Stube."* Wenn er wollte, schob er schon mal einen Häftling vor dem Appell oder vor einer Selektion in seine Stube, so dass er in Sicherheit war oder sich einen Tag ausruhen konnte. *„Man musste ein Schwein sein, um Blockältester werden zu können."* Weinberg hatte mit dem Blockältesten nur bei der Essensausgabe zu tun.

Der „Blockälteste konnte Häftlinge nach Belieben schikanieren oder protegieren.

Abends waren sie Herr über den Suppentopf. Sie bestimmten, wer Suppe mit „Feststoff" bekam, und wer sich mit lauwarmem Wasser begnügen musste. Reine Willkür. Manch einer bekam von ihm am Suppentopf einen Schlag mit der Kelle auf den Kopf. *„Es musste nur jemand irgendwo in der Schlange gestolpert oder gestoßen worden sein, dann fielen alle anderen wie Dominosteine nach vorne, und der erste in der Reihe fiel auf den Topf zu."* Dann war ihm ein Schlag mit der Kelle sicher.

Wenn sich die Häftlinge nach dem Essen zur Ruhe begaben, sahen sie wohl die Gesichter der nächstliegenden Mitgefangenen, gesprochen hat man selten miteinander. Jeder war mit sich selbst beschäftigt, oft sprachen die Mithäftlinge eine andere Sprache und im Übrigen arbeiteten sie meist in anderen Kommandos. Weinberg erinnert sich an Häftlinge aus den Niederlanden, die starke Raucher waren und im Lager das wenige Brot, dass sie ab und zu zur Verfügung hatten, gegen Zigaretten tauschten.

Jeder Häftling war mit sich beschäftigt, Solidarität gab es nicht.

Sonntags war arbeitsfrei, meistens. Aber da die Häftlinge auch an diesem Wochentag ihre Baracke morgens verlassen mussten, standen sie vor der Aufgabe, den Tag irgendwie schadlos zu überstehen. Wenn es regnete, und insbesondere in der kalten Jahreszeit, war dies eine große Herausforderung. Wenn das Wetter allzu übel war, versuchten einige Häftlinge, zumindest für eine kurze Zeit Unterschlupf im Toilettentrakt zu finden, um sich vielleicht durch

die drangvolle Enge gegenseitig ein wenig wärmen zu können, vor allem aber, um für eine kurze Weile im Trockenen zu sein. Wurde das von den Wachen bemerkt, gab es Probleme. *„Sie riefen: ‚ihr Drecksschweine, raus!'"*, erinnert sich Weinberg. Der eine oder andere stolperte bei der Türe, weil sich alle gleichzeitig dorthin drängten. *„Es wurde auch schon mal jemand totgetreten."* Sie drängten sich, weil sie wussten, dass sie eine harte Strafe erwartete. *„Dann hieß es schon mal ‚Antreten zum Sport'."*

„Sport" als entwürdigende Schikane.

Auch den Fehntjer jüdischen Glaubens hat es erwischt. Während sich andere Häftlinge im Kreis aufstellten, musste er sein dünnes Häftlingshemd ausziehen und dann so wieder hineinschlüpfen, dass nur die Arme in den Ärmeln seines gestreiften Drillichhemdes steckten. Der Rücken war nackt. Dann musste er die Arme so vorstrecken, dass das Hemd vor seinem Körper eine Mulde bildete, so dass das Hemd als „Korb" dienen konnte. Auf Befehl hatte er im Kreis zu laufen, im Dauerlauf, innen an den Häftlingen vorbei, die inzwischen mit Schaufeln ausgestattet waren. Damit schaufelten sie auf Befehl Sand in das Hemd Weinbergs, den dieser bis zum nächsten Häftling, und zum übernächsten und so weiter befördern musste. Jeder Häftling, den er passierte, lud ihm weiteren Sand auf, solange, bis die Wache befahl, den Sand an einer vorgeschriebenen Stelle abzuladen. Dann hatte er die nächste Runde anzutreten, die übernächste . . und viele weitere. Diese „Sport"-Einheit konnte eine halbe Stunde dauern und auch schon einmal eine ganze, ganz so, wie es dem „Arier" gefiel. *„Und der sorgte dafür, dass die Mitgefangenen den Sand auch schon mal so warfen, dass ich ihn ins Gesicht bekam. Klar, dass ein Teil des Sandes zwischen Hemd und Körper nach unten rutschte. Es gab Schläge, wenn man nicht schnell genug lief."*

Glück im Elend: die Brüder fanden sich im Lager

Seinen Bruder Dieter hatte Albrecht Weinberg eines Tages zufällig bei einem Appell gesehen, bis zu diesem Tag hatte er nicht gewusst, wo er abgeblieben war. Die beiden schafften es, in dieselbe Baracke zu kommen, so dass der große Bruder den kleinen so gut es ging schützen konnte. *„Ich glaube nicht, dass ich das Lager ohne meinen Bruder überstanden hätte."*

Dieter hat es im Lager immer wieder verstanden, sich kleine Vorteile zu verschaffen. Es war ihm beispielsweise gelungen, in das Kommando 24 zu kommen. Dies waren 24 Häftlinge, die in einem Neubau arbeiteten. Das Gebäude hatte zwar Tür- und Fensteröffnungen, aber es waren weder Fenster noch Türen eingebaut. Dennoch war dies ein privilegierter Arbeitsplatz, weil man wenigstens von oben trocken war. Als Albrecht eines morgens nach dem Appell zufällig vor seinem Bruder stand, erreichte Dieter, dass Albrecht in dieses Kommando aufgenommen wurde.

Es waren handwerkliche Arbeiten gefragt, für die Werkzeug benötigt wurde. Das wurde von russischen Frauen ausgegeben, die im selben Gebäude hinter einem Zaun saßen. Wenn man ein Werkzeug beschädigte, konnte dies Strafen

nach sich ziehen. Deshalb tat man gut daran, sich mit den Frauen gut zu stellen, dann bekam man schon mal problemlos Ersatz.

Im Block verschaffte Dieter sich manchmal dadurch einen kleinen Vorteil, vielleicht in Gestalt eines Tellers Suppe mit „Festem", indem er mehrere Strohsäcke, auf denen die Häftlinge schliefen, aufschüttelte und „ordentlich" ausrichtete, *„denn der Blockälteste und die SS-Leute legten Wert auf Ordnung."* Diese Arbeit war unangenehm, weil das Stroh voller Läuse, Wanzen und anderen Kleintieren war. Viele der Säcke stanken zudem nach Urin und Kot.

Dieter meldete sich auch als Kesselträger. Diese Häftlinge schleppten zu mehreren den Kessel mit der Suppe von der Küche zu ihrer Baracke. Weil der volle Kessel recht schwer war, konnten ihn nur die kräftigsten tragen. In der Baracke angekommen, wurde die Suppe vom Blockältesten ausgeteilt. War der Kessel leer, trug ihn das Kesselkommando zur Küche zurück. Dabei hatten sie Gelegenheit, Rand und Boden des Kessels mit den Fingern auszustreifen und dabei vielleicht das eine oder andere Fettauge, einen Hauch von Kartoffel, die Faser eines Gemüseblatts oder irgendeinen anderen Rest des undefinierbaren Inhalts der Suppe zu erwischen. Darauf hatten es die Kesselträger abgesehen, deshalb meldeten sie sich für die vergleichsweise schwere Arbeit.

Ob als „Kesselträger" oder als Öfchenbauer: Dieter Weinberg verstand es, sich im Lager kleine Vorteile zu verschaffen, von denen auch sein Bruder profitierte.

Um 5.00 Uhr früh war Wecken, jeden Morgen. Und jeden Morgen wurden sie angetrieben, sich zu beeilen. Im Laufschritt ging es aus dem Block raus, die Häftlinge, die in der Nacht gestorben waren, wurden mitgeschleppt. Vor der Baracke wurde „Kaffee" ausgeschenkt, der eher reines Wasser als Kaffee war. Trotzdem war man froh, überhaupt etwas in den Magen zu bekommen, auch wenn man dabei Wind und Wetter ausgesetzt war. Regnete es zu stark, versuchten einige, sich ins Scheißhaus gegenüber der Baracke ins Trockene zu retten. Den Gestank nahmen sie nicht wahr, wenn sie dort dicht an dicht gedrängt standen, in der Hoffnung, dass der Regen bald nachlassen möge. Dabei waren sie immer der Gefahr ausgesetzt, von den Wachen entdeckt und rausgescheucht zu werden. Wenn die Wachen zu brüllen und zu schlagen begannen, zwängten sich die Häftlinge durch die schmale Türe ins Freie. Unterdessen wurden die Häftlinge von den Kapos, den Wachen und von den SS-Schergen pausenlos beschimpft.

Menschenverachtende Arbeitskommandos

Wenn morgens das Leichenkommando die Zäune entlang stapfte, um die Unglücklichen einzusammeln, die ihrem elenden Dasein durch den Stromtod ein Ende gesetzt hatten, und sie auf ihren Karren zu laden, bekam Weinberg das mit, teilnahmslos, wirklich wahrgenommen hat er es kaum, der Wasserkaffee war wichtiger, wenn überhaupt etwas wichtig war.

Das „Leichenkommado" sammelte morgens die Häftlinge ein, die sich in der Nacht in den elektrischen Zaun geworfen hatten.

Wer am nächsten Morgen noch lebte, versuchte nach dem Appell so schnell wie möglich zu „seinem" Kommando zu kommen, bei dem er glaubte vergleichsweise gut wegzukommen. Es gab angenehmere, schlimme, gnadenlose und

„todsichere" Kommandos, menschenverachtend waren sie alle. Das „todsichere" Kommando, bei dem kein Häftling länger als einige Wochen überlebte, war das „Kommando 3", das Kabelkommando. Wer dort am Aufbau des Buna-Werkes schuftete, musste zunächst bei Wind und Wetter Gräben ausheben, in denen armdicke bleischwere Kabel von mannshohen Rollen abgewickelt und verlegt wurden, alles von Hand, mit schwindender Muskelkraft und zum Wohle der „Buna-Werke". Ob diese Arbeit irgendwann abgeschlossen war, so dass sich nachfolgende Häftlinge dabei nicht mehr totarbeiten mussten, entzieht sich der Kenntnis Weinbergs.

Anfangs gab es noch keine befestigte Straße vom Lager zum Gelände der IG-Farben-Fabrik. Die Häftlinge mussten über einen unbefestigten und teils schlammigen Weg gehen. Das Fabrikgelände von Buna war nicht eingezäunt, aber die Häftlinge wurden gut bewacht. Wenn man austreten musste, war die freie Natur ihre einzige Alternative. *‚Wir mussten im Beisein einer Wache die Hose runterlassen.'* „Rauszulassen" gab es allerdings wenig, bei der Miniverpflegung. Hierfür besaß jeder Häftling eine rote aus dünnem Blech hergestellte emaillierte Schüssel. Darin wurde mittags die „Bunasuppe" ausgeschenkt, eine übel riechende Brühe, die man nur notgedrungen hinunter schluckte.

„Bahnsteigkommando" im Stammlager Auschwitz I begehrt

Wer in Auschwitz I, im Stammlager, zum „Bahnsteigkommando" gehörte, dem ging es vergleichsweise gut, weil man sich ab und zu aus dem Eigentum der armen Ankömmlinge etwas einstecken konnte. Das ließ sich im Lager gegen einen Teller Suppe oder gegen den einen oder anderen Vorteil eintauschen. Davon erfuhr Weinberg erst in New York. Die eigentlichen „Gewinner" dieses Diebstahls waren die Kapos oder die Blockältesten, die den Häftlingen etwas zukommen lassen konnten. Für die Häftlinge war der Teller Suppe vielleicht ein Festessen, den sie für einen Ring oder einen anderen Wertgegenstand eintauschten. Meist waren es polnische Häftlinge, die diesem Kommando zugeteilt waren.

„Vorzugshäftlinge und SS bereicherten sich am Eigentum der Todgeweihten.

Es bot sich die Gelegenheit, an den einen oder anderen „Schatz" zu kommen, der half, das Leben im Lager zu erleichtern. Dass dies auf Kosten anderer ging, war ihnen gleich, schließlich gingen die meisten eh sofort „ins Gas". Wenn ein neuer Transport angekommen und die armen Menschen aus den Waggons gestiegen waren, wurde ihnen befohlen, in Zweierreihen anzutreten und das Gepäck stehen zulassen, es würde ihnen nachgebracht, hieß es. Während die einen als Arbeitskräfte ins Lager marschierten, wurde der größte Teil der Neuankömmlinge in die Gaskammern geschickt. An der Rampe sorgten privilegierte Häftlinge dafür, dass das Gepäck in eine Baracke gebracht wurde. Dann trat das „Kanada-Kommando" in Aktion. Das Gepäck wurde nach Wertsachen durchsucht, wovon hier und da etwas in den Taschen eines Häftlings verschwand, dann wurde die Kleidung sortiert und sorgfältig zusammengelegt. Weinberg vermutet, dass die Kleidung „ins Reich" geschickt und der „Winterhilfe" zur Verfügung gestellt wurde.

Bei den Wertsachen dürften sich auch die SS-Soldaten bedient haben. Sie profitierten auch von den „Todespaketen". Unter den Häftlingen waren polnische und nichtjüdische Staatsbürger, die als „Politische" galten, beispielsweise, weil sie im Untergrund gekämpft hatten. Ihnen konnten ihre Verwandten Pakete mit Lebensmitteln schicken, was reichlich geschah. Waren die Adressaten zwischenzeitlich gestorben, was ebenfalls nicht selten vorkam, wurden die Pakete nicht zurückgeschickt, sondern die SS-Leute eigneten sie sich an. Weil Friedel Weinberg im Stabsgebäude arbeitete, kam sie gegen Ende des Jahres 1944 einmal auch in den Genuss eines Teils dieser Lebensmittel. Von diesen beiden „Kommandos" hat Weinberg erst später in den USA erfahren. Indem er rückblickend darüber sprach, erinnerte er sich daran, dass seine Schwester eines Tages im Stabsgebäude einen dickeren Brief bekam, der ein wenig Zukker enthielt. *„Der Inhalt war zwar zwischenzeitlich verdorben, aber die Geste kam an."* Als Absender war auf dem Kuvert „Willi Platte, Landsberger Allee 22, Berlin" notiert. Er hatte die Weinberg-Geschwister in Berlin kennen gelernt und vermutlich über die Zugnummer und den Tag der Deportation in Erfahrung gebracht, wo Friedel abgeblieben war. Das bisschen Zucker musste er sich vom Munde abgespart haben.

SS-Wachen profitierte von „Todespaketen".

Als er bereits in die USA ausgewandert war, erfuhr Weinberg eines Tages eine Geschichte über Arthur Gottheiner, der mit ihm in Monowitz gewesen war. Er hatte eine vergleichsweise angenehme Arbeit, weil er im Waschhaus Feuer unter dem Kessel halten musste. Er hatte sich kurz vor der Evakuierung des Lagers einen Eimer Kartoffeln besorgt, die er mit dem heißen Dampf aus einem Abluftrohr zum Kochen brachte. Zusammen mit Dieter Weinberg wollte er sich anschließend in einem Abwasserschacht verstecken, um nach dem Abmarsch von Häftlingen und Bewachern frei zu sein. Vielleicht war es gut, dass sie davon Abstand genommen haben, denn wer weiß, vielleicht hätten sie die Faulgase umgebracht.

Das „Scheißhaus-Kommando" war eines der schlimmsten. Es gab einen Fäkalienwagen, auf den ein großes Jauchefass montiert war, ähnlich den aus der Landwirtschaft bekannten Güllefässern. Das Scheißefass hatte oben zwei oder drei Öffnungen, durch die Häftlinge des Kommandos den Inhalt aus der Toilettengrube in das Fass füllen mussten. War es voll, wurde der Inhalt außerhalb des Lagers ausgekippt. Die Öffnungen ließen sich nicht verschließen, so dass Teile des Inhalts insbesondere dann rausschwappten, wenn die Häftlinge den Wagen im Laufschritt durch das Lagertor ziehen beziehungsweise schieben mussten. *„Die armen Kerle habe ausgesehen und gestunken . . .",* sagt Weinberg mit dem Abstand von vielen Jahrzehnten. Damals wird ihn der Anblick kaum berührt haben. Das Leid anderer nicht oder höchsten beiläufig wahrzunehmen, war eine der wenige Möglichkeiten, sich selbst zu schützen, allerdings nur unbewusst, bewusstes Denken oder Handeln war nicht möglich.

Unbeschreibliches Elend im „Scheißhaus-Kommando".

Die mit Abstand schlimmste Arbeit hatten die Häftlinge zu erledigen, die dem Sonderkommando „Krematorium" zugeteilt waren. Dies auch deshalb, weil sie

Wer im „Sonderkommando" Krematorium arbeitete wusste, dass er bald selbst ins Gas geschickt werden würde.

nach einer vergleichsweise kurzen Einsatzzeit selbst vergast und verbrannt wurden. Weil es dem einen oder anderen gegen Kriegsende gelang, der Gaskammer zu entkommen, verbreitete sich im Lager, mit welchem Grauen es die Häftlinge dort zu tun hatten. 20 bis 30 Minuten dauerte der Todeskampf der Menschen, die dicht auf eng in die Gaskammer getrieben und eingesperrt worden waren. Wenn die Türe geöffnet wurde, müssen die Leichen-Häftlinge das Gas noch gerochen haben. Ihren Augen bot sich ein Anblick des Grauens. Die Leichen lagen auf- und übereinander, Kinder, Alte und Gebrechliche unten. Andere lagen oben auf, und man konnte erkennen, dass es wohl die Kräftigsten und/oder die Brutalsten waren. Es schien, als hätten sie versucht, möglichst hoch nach oben zu kommen, vielleicht in der Hoffnung, dort noch ein wenig Luft zu bekommen. Vielleicht hatten es jene leichter gehabt, die unten lagen. Auch wenn sie vielleicht eher totgetreten wurden, als dass sie erstickt wären. Wer aus der Leichenkolonne in das Lager entkam, wusste auch zu erzählen, dass die Wände in den Gaskammern voller Kratzspuren waren, letzte vergebliche Versuche, dem grausamen Tod zu entgehen.

Ob es ihnen besser ergangen ist, als den anderen, die sie vielleicht sogar totgetreten haben? Immerhin dürften die anderen schneller tot gewesen sein und hatten weniger lange leiden müssen. Nicht sicher ist, dass alle tot waren, wenn die Türen geöffnet wurden, ist nicht sicher. Es gibt Aussagen, wonach der eine oder andere noch erschossen wurde.

Weil die armen Geschöpfe angesichts des Todes alles von sich ließen, „stank es in der Gaskammer wie in einer Jauchegrube".

„Es stank in der Gaskammer wie in einer Jauchegrube", sagt der ehemalige Häftling, der dies bei einem der „Ehemaligen-Treffen" in New York erfuhr, und sicher auch nach Gas, möchte man ergänzen. Die armen Geschöpfe hatten sich vor allen anderen nackt ausziehen müssen, was alleine schon demütigend gewesen sein muss. Angeblich sollten sie zum Duschen geschickt werden. Die drangvolle Enge in dem fensterlosen Raum, in den sie dicht an dicht gedrängt wurden, dürfte sie schnell daran zweifeln gelassen haben, trotz der Duschköpfe an der Decke, die sie vielleicht nicht gleich als Attrappe erkannt haben. Im Todeskampf hatten sie alles von sich gelassen, was noch in ihnen war. *„Ihre Körper waren glitschig von Schweiß, Speichel, Urin und Kot. Die Leichenhäftlinge hatten es teils schwer, die Körper aus dem Raum zu bekommen, weil sie schlecht zu fassen waren"*, wurde ihm später in den USA berichtet. War die Gaskammer geleert, musste sie gereinigt werden, damit die nächsten Delinquenten nicht vorzeitig in Panik gerieten.

Die Leichen lagen auf- und übereinander, in ihren Gesichtern hatte der Todeskampf unübersehbare Spuren hinterlassen. Ob er zehn Minuten gedauert hatte oder 20 bis 30, wie aus anderen Quellen hervorgeht, scheint unerheblich gewesen zu sein, für die Opfer dürfte es eine Ewigkeit gedauert haben. Weinberg und die anderen „Arbeitshäftlinge" wussten von dem Elend bruchstückhaft, weil das verbrecherische System gegen Ende 1944 nicht mehr perfekt funktionierte. Wenn die „Gas-Häftlinge" (Sonderkommando) die Leichen bargen, dürfte der Gasgeruch noch im Raum gehangen haben, ob sie das wahrnahmen, vermut-

lich nicht, weil sie schon daran gewöhnt waren. Körper für Körper holten sie heraus und untersuchten ihn auf Verwertbares. Sie nahmen ihnen die Brillen ab und die Ringe, wenn es nicht anders ging, mit dem Finger. Die „Zangen-Häftlinge" öffneten ihnen den Mund, um den Leichen die Goldzähne aus dem Kiefer zu brechen, ein Kraftakt insbesondere dann, wenn die Leichenstarre bereits eingetreten war. Auf Karren geworfen, wurden die Leichen anschließend zum Krematorium geschafft.

Im Lager Auschwitz 3, Monowitz, gab es keine Gaskammern, die befanden sich im Lager 2, Birkenau. Es scheint, dass den Vernichtungslagern jeweils Sollzahlen für die Tötung von Menschen vorgegeben wurden, die sie zu erfüllen hatten. Solange aus Deutschland und vor allem aus den von der Wehrmacht besetzten Ländern immer neue Transporte kamen, gab es reichlich menschlichen „Nachschub" für die Zwangstötung. *„Es wurden nur Juden vergast"*, erläutert Weinberg. Blieben die Transporte aus, was seit der Niederlage bei Stalingrad immer häufiger der Fall war, wurde in den Lagern „selektiert". *„Dann wurde die Baracke verschlossen, wir mussten uns nackt ausziehen und hatten am Blockältesten und an einem vom Wachpersonal vorbeizugehen. Wer den Körper voller Narben, Stichwunden oder Exzeme hatte, dessen Nummer wurde notiert. Das war das Todesurteil, die Betroffenen gingen am nächsten Tag ins Gas."* Unseren Nachbarn vom Untenende in Westrhauderfehn und die anderen, welche die Prozedur überstanden, berührte das Schicksal der „Aussortierten" kaum. *„Wir hatten keine Hoffnung, und irgendwann würde es für jeden von uns vorbei sein."* Vielleicht hatten es die Todgeweihten sogar besser, sie hatten es bald überstanden. Keiner der Häftlinge ahnte, wie nahe die Rote Armee bereits war, sie wussten nicht, dass das Lager bald befreit werden würde.

Wenn der „Nachschub" für die Gaskammer aus den besetzten Ländern ausblieb, wurde im Lager „selektiert".

Seine Schwester Friedel erzählte Albrecht später, dass sie in Auschwitz dreimal nackt vor dem Arzt Dr. Mengele gestanden habe und dreimal davongekommen sei. Einmal hatte sie bei der „Selektion" besonders viel Glück, da sie an Diphtherie erkrankt war. Im Rückblick hatten sich beide auch daran erinnert, dass eines Tages Bomber über das Lager geflogen waren, es aber nicht bombardiert hatten. Sie SS-Frauen seien in das Stabsgebäude geflüchtet, weil sie sich in dem steinernen Gebäude sicherer fühlten. Der ehemalige Häftling erinnert sich, dass auf die Lagerstraße eines Tages ein Blindgänger gefallen ist.

Im Jahr 1944 bauten die Häftlinge innerhalb des Lagers ein Gebäude, das als Bordell genutzt wurde. Die Baracke war vergleichsweise komfortabel eingerichtet, wie Weinberg später von einem Mithäftling erfuhr. Er hatte in der Lager-Gärtnerei gearbeitet, neben der das Bordell gebaut worden war. Man hatte ihm die Aufgabe zugewiesen, zwischen deren Arbeitseinsätzen mit den Frauen im Garten spazieren zu gehen. Arme Geschöpfe seien das gewesen, *„die sich dem Wachpersonal und irgendwelchen Privilegierten hingeben mussten"*, vermutet Weinberg, *„die einfachen Häftlinge konnten kaum auf den Beinen stehen, mit einer Frau hätten sie nichts anfangen können."*

1944 bauten Häftlinge im Lager ein Bordell.

Leiden am Schlagbaum

Die meisten Arbeitskommandos waren außerhalb des Lagergeländes im Einsatz. Wenn man abends vom Arbeitseinsatz auf das Gelände kam, ging man mit Angst auf die Wachposten am Schlagbaum zu. Nie wussten die Häftlinge, ob und wen es diesmal treffen würde. Ab und zu wurde stichprobenartig gefilzt. *„Was sollten wir uns während der Arbeit und unter Bewachung schon zugesteckt haben",* aber die Wachposten brauchten keinen begründeten Anlass, Schikane scheint ihr Programm gewesen zu sein.

Das Lager war von einer Doppelreihe elektrisch geladenem Zaun umgeben. Wenn die Häftlinge ins Lager kamen, stand manchmal einer von ihnen neben dem Schlagbaum zwischen den beiden Zäunen. Keiner wusste, wie lange er dort schon stand, waren es Minuten, Stunden, oder vielleicht schon den ganzen Tag? Möglich war das. Man musste nur irgendwie aufgefallen sein, dann war man der Willkür der Wachmannschaft ausgeliefert. Kleinigkeiten reichten, manchmal bedurfte es auch keines Anlasses, um „bestraft" zu werden.

Sonntags arbeitsfrei, denkste!

Sonntags war in der Regel arbeitsfrei, wenn nicht irgendein Außeneinsatz anstand wie an jenem Sonntag, als Weinberg auf dem Rückweg eine Wurst ins Lager schmuggeln musste. „Arbeitsfrei" hieß nicht, dass sich die Häftlinge ausruhen und entspannen konnten. Wie er diese Tage verbrachte, weiß er nicht mehr genau. *„Wir waren wie Roboter"*, versucht er zu erklären, womit er meint, dass dieser Tag eher apathisch verbracht wurde. Die Bettunterlagen wurden ausgeschüttelt, schließlich musste auch im Lager alles deutschordentlich sein. *„Dann sprangen Wanzen und Flöhe aus der Strohunterlage."*

Nach einem Sonntagseinsatz musste Albrecht Weinberg für den Kapo zwischen den Beinen eine Wurst ins Lager schmuggeln.

Als an einem dieser Sonntage eine Kolonne zusammengestellt wurde, um in einem benachbarten Dorf irgendeine Arbeit zu erledigen, musste auch „Albi" mit ran. Auf dem Rückweg hatte er doppelte Angst. Außer der üblichen vor dem unberechenbaren Verhalten des Wachpersonals sorgte er sich jetzt zusätzlich, weil ihm ein „Kapo" in dem Dorf eine Mettwurst zwischen die Beine geschoben hatte, die Weinberg für ihn in Lager schmuggeln musste. *„Hätte man mich erwischt, wäre ich bestraft worden, der Kapo hätte den Mund gehalten."* Die Wurst unterwegs einfach fallen zu lassen, hätte ihm später ihm Lager mit Sicherheit eine heftige Strafe eingebracht. Wozu die Kapos fähig waren, hatte er oft genug erlebt. Er erinnert sich an jenen Tag, als einer dieser „Arier" einen Häftling in einer Regentonne ertränkt hat. Einen Grund benötigte er dafür nicht. Indem er dies sagt, fällt ihm ein, dass es im Lager einen (oder mehrere) Bunker gab. *„Darin war es so eng, dass man weder richtig stehen noch sitzen konnte. Wer darin eingesperrt wurde, war zum Tode verurteilt."*

Krankheit immer und überall

Einmal im Monat wurden die Häftlinge von einem Mitgefangenen mit einem Handhaarschneider geschoren. Der Mann bekam dafür abends einen Teller Suppe. Friedel und andere Frauen aus dem Stabsgebäude trugen Kopftücher,

was darauf schließen lässt, dass sie ihre Haarpracht nicht verloren hatten. Im Waschhaus konnten sie sich waschen, *„das war Luxus im Lager."*

Im Rückblick erinnert sich Weinberg nicht, wie und ob überhaupt er sich damals rasiert und Finger- sowie Fußnägel gekürzt hat; Manikürеutensilien gab es jedenfalls nicht. Er weiß noch, dass viele Männer Bartflechten im Gesicht hatten. *„Die sahen schlimm aus."*

Im Winter 1944/45 bekamen die Häftlinge plötzlich Gelegenheit, sich zu waschen. Weinberg vermutet, dass dies von der Leitung der Buna-Werke durchgesetzt worden war. Die Wehrmacht war an allen Fronten zurückgedrängt worden (wovon die Häftlinge nichts wussten), und der Nachschub an „Menschenmaterial" für die Arbeit im Werk blieb aus. Jetzt sollte die Arbeitskraft der vorhandenen Häftlinge möglichst lange erhalten werden, dazu war ein Mindestmaß an Hygiene unverzichtbar. *„Wir mussten uns in der Baracke nackt ausziehen und dann etwa 20 Meter zur Waschküche laufen. Aber mehr als ein paar Tropfen Wasser, haben wir nicht abbekommen."*

Im Winter 1944/45 gab es plötzlich Waschgelegenheit für die Häftlinge, vermutlich weil wegen des ausbleibenden Arbeitskräfte-Nachschubs, die vorhandenen Häftlinge länger einsatzfähig bleiben sollten.

Auf Kommando rannten 150 Häftlinge in den Waschraum, ihre „Kleidung" nahmen sie mit. Während man sich mit dem wenigen Wasser zumindest ein bisschen reinigte, musste man sein zerlumptes Hemd zwischen die Beine klemmen, sonst war es weg. Solidarität und gegenseitige Rücksichtnahme waren hier wie im gesamten Lagervegetieren unbekannt. Jeder kleine Vorteil, den man sich auch auf Kosten anderer organisierte, konnte helfen, zumindest den nächsten Tag zu erleben.

Hungerödeme überall am Körper

Wie alle anderen bekam der Junge vom Fehn im Laufe der Zeit immer wieder an unterschiedlichen Körperstellen Furunkel. Das waren Hungerödeme, die bei der Mangelernährung zwangsläufig auftraten. *„Die taten höllisch weh, aber man ging damit nicht in den Krankenbau, weil man den meist ‚durch den Schornstein' verließ."* Er drückte die Eiterbeulen auf und der Eiter spritzte heraus.

Oft litt er Hunger. Dann dachte er an seine Lieblingsspeisen aus Kindertagen und stellte sich vor, was er jetzt gerne essen würde. Gegen den Durst hatten sein Bruder und er lange Zeit ihren kleinen Kieselstein im Mund. *„Friedel hat in solchen Momenten von dicken Bohnen mit Rauchfleisch geträumt, das war ihr Geburtstagsessen gewesen. Das war etwas Besonderes, weil die Mutter an diesem Tag ein Glas Eingewecktes aus dem Keller holte."*

Klassengesellschaft im Lager

Im Lager war nicht Häftling gleich Häftling. Nach den „Ariern" waren die polnischen „Politischen" eher die obere „Klasse", gefolgt von den polnischen Juden. Darunter waren die deutschen Juden eingeordnet, dann die ausländischen,

und am schlechtesten kamen die „Russen" weg, die von den Nazis als jüdische Bolschewisten verachtet wurden.

Die russischen Kriegsgefangenen waren von den anderen Häftlinge getrennt untergebracht, ihnen schien es noch schlechter als den anderen zu gehen.

„Irgendwo im Lager waren russische Kriegsgefangene in eine Baracke gepfercht worden. Sie wurden von den anderen Häftlingen komplett getrennt, aber wenn sie morgens zu ihrer Arbeit schlichen, konnten wir sie sehen. Die schienen noch schlimmer dran zu sein als wir." „Die polnischen Häftlinge in der Baracke waren keine Juden. Sie hatten rote Dreiecke an der Hemdjacke, die den Buchstaben ‚P' für ‚Pole' trugen. In der Baracke waren auch ‚Zeugen Jehovas', die, wie die Juden, wegen ihrer Religion eingesperrt waren."

Den polnischen Häftlingen ging es im Lager besser als allen anderen. Weil auch in seiner Baracke polnische Häftlinge untergebracht waren, die als „Politische" galten, bekam er mit, dass sie ab und zu Pakete von daheim geschickt bekamen.

Nur die Russen waren komplett von den anderen Häftlingen getrennt, alle anderen scheinen bewusst „vermischt" auf die Baracken verteilt worden zu sein, mit Konsequenzen für das Zusammenvegetieren in den Baracken, vermutlich mit Absicht, denn so sorgten die Häftlinge meist ungewollt dafür, dass sich keine Solidarität unter ihnen entwickeln konnte.

Sprachenwirrwar und Sadisten

Weinberg: „Monowitz war öffentlicher Mord."

Die Qualen, die die Häftlinge im Lager ertragen mussten, wurden dadurch verstärkt, dass die Bewacher im Jahr 1943 meist keine Deutschen mehr waren. Oft waren es Ukrainer, die besonders sadistisch veranlagt waren. *„Sie genossen ihre Gewaltexzesse wie Sex"*, sagt Weinberg im Rückblick. Bei der Rückkehr der Arbeitskommandos ins Lager wurden die Häftlinge von ihnen oft drangsaliert. *„Monowitz war öffentlicher Mord"*, sagt er. Die Menschen starben durch Schläge, durch Hunger, an Entkräftung, sie wurden erschossen oder gehängt. *„In Monowitz starben die Menschen wie die Fliegen."*

Wegen des Sprachenwirrwarrs, der durch immer neue Häftlinge aus immer neuen von der Wehrmacht eroberten Ländern verursacht wurde, ging es im Lager wie beim „Turmbau zu Babel" zu. Die SS-Leute sprachen deutsch, was für alle nicht deutschsprachigen Häftlinge zusätzlich problematisch war. *„Wenn die Wachen etwas auf Deutsch brüllten, bekamen diese Mitgefangenen schon die ersten Schläge ab, bevor sie sich bewegt hatten."*

Junge Häftlinge von homosexuell veranlagten „Zuchthäuslern" zu Tode misshandelt.

Unter den Zuchthäuslern waren auch homosexuell veranlagte Männer, was damals als Verbrechen galt. Wenn neue junge Häftlinge ins Lager kamen, suchten sie sich nicht selten ihnen genehme Jungen aus, um mit ihnen ihr Vergnügen zu haben. Diese Jungen wurden oft übel verletzt. *„Am nächsten Morgen sah man sie tot draußen liegen."*

Es muss kurz vor der Auflösung des Lagers gewesen sein, als eines Tages auf dem Appellplatz ein Zelt aufgestellt wurde, um die vielen Neuankömmlinge unterbringen zu können. Die Baracken waren schon mehr als überfüllt. Vermutlich waren damals weiter östlich gelegene Lager bereits aufgelöst worden.

Elend in der Baracke

Die drangvolle Enge in den Baracken, in denen die Häftlinge nicht nur ausdünsteten, sondern auch ihre Exkremente oft nicht halten konnten, sorgten für einen bestialischen Gestank in den Unterkünften. *„In einem Schweinestall roch es dagegen wie 4711."* Die vielen Wunden, welche die Menschen an ihren Leibern verkraften mussten, schwängerten die Raumluft ebenso unangenehm, wie der Dünnschiss.

Spitzel von Mithäftlingen in den beschleunigten Tod gequält.

In die Baracken wurden immer wieder Häftlinge eingeliefert, die in den Augen ihrer jüdischen Mithäftlinge große Schuld auf sich geladen hatten. Sie waren in ihrer jeweiligen Heimat als Spitzel tätig gewesen und hatten dort den SS-Leuten immer wieder Juden verraten, die sich irgendwo versteckt hatten. Wenn es niemanden mehr gab, den sie hätten verraten können, waren sie meist selber dran, dann wurden sie selbst in eines der KZ deportiert, obwohl man ihnen versprochen hatte, sie zu verschonen. Aber das Wort eines Nazis gegenüber einem Juden war nichts wert.

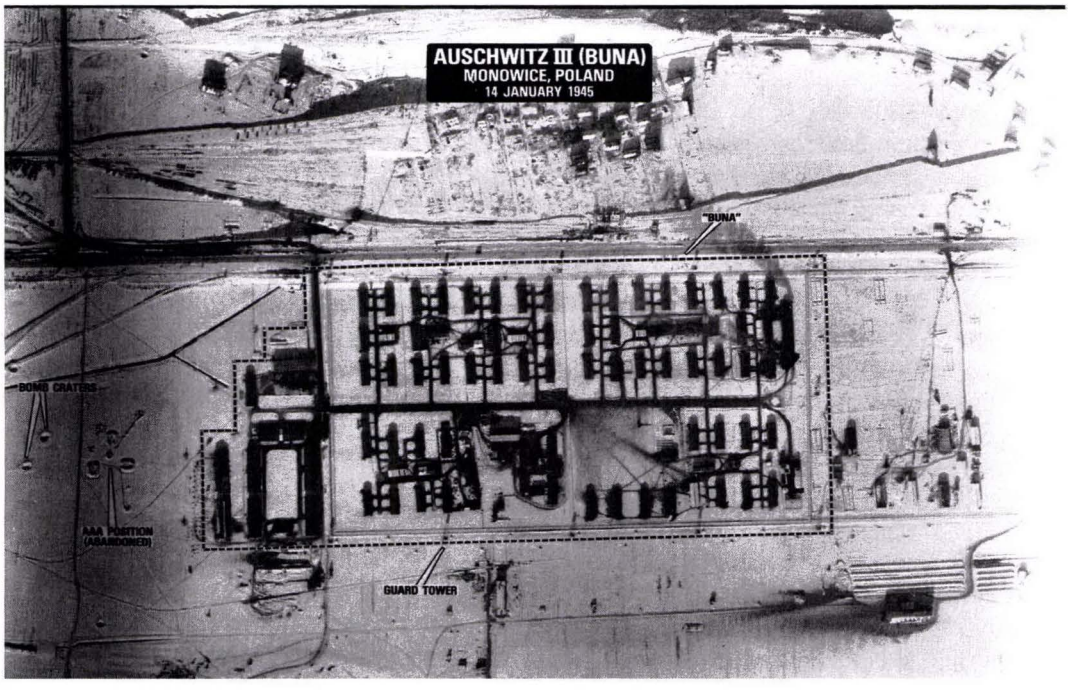
Bei den vielen Tausend Menschen, die in Monowitz eingekerkert waren, gab es immer welche, die diese „Spione" erkannten. Das bedeutete deren Todesurteil. In den Baracken gab es jeweils nur einen Eimer, in den die Häftlinge während der Nacht urinieren konnten. Der Spion wurde auf die Pritsche direkt neben dem Eimer platziert. War der Eimer voll, musste er rauslaufen und ihn entleeren. Bei den vielen Häftlingen in einer Baracke wurde der Eimer mehrfach in der Nacht voll. Für den „Spion" bedeutete das, dass er keinen Schlaf bekam. Zu allen anderen Erschwernissen des Lagerlebens kam für ihn hinzu, dass er morgens auch noch unausgeschlafen war. *„Nach wenigen Tagen war er tot"*, sagt der ehemalige Häftling. *„Mitgefühl hatten wir nicht"*, im Gegenteil, manch einer hat ihnen des Nachts auch noch ins Gesicht gepinkelt.

Wie viele Häftlinge in einer Baracke lagen, weiß er nicht. Weinberg schätzt, dass eine Baracke für 50 (laut „Wikipedia" gab es 168 Schlafplätze, siehe Seite 147) Menschen gebaut worden war, tatsächlich aber mindesten 100 aufnehmen musste. Die Häftlinge lagen in drei Etagen auf Bretterböden, jeder vielleicht 60 Zentimeter vom nächst höheren beziehungsweise vom Dach der Baracke entfernt. Aufrichten war nicht möglich. Mindestens zwei Häftlinge lagen nebeneinander, oft mehr. Als Unterlage dienten Strohsäcke, in denen es bald von „Leben" wimmelte. Flöhe, Wanzen und andere Insekten waren allgegenwärtig, die eine oder andere Maus dürfte es sich ebenfalls im Stroh gemütlich gemacht haben. Zum Zudecken gab es lediglich eine verschmutzte Decke. Sie stand vor Dreck, nicht selten war sie eingeschissen. Etliche Häftlinge hatten Durchfall. Weil die Baracke nachts verschlossen war, blieb ihnen (und auch

den anderen) nichts übrig, als in die Hose zu machen. Nach und nach trocknete der Kot, in der Hose, im Stroh, in der Decke, auf dem Boden und (hoffentlich) über dem Kopf.

Es stank bestialisch nach einem Geruchspotpourri aus Kot, Urin, krankem Atem, Erbrochenem, Blähungen und Wundeiter, immer wieder, jede Nacht, jede Woche . . . endlos? An Durchschlafen war schon deshalb nicht zu denken, weil der geschwächte Körper das bisschen Essen nicht halten konnte. Immer wieder musste man zum Pinkeleimer. Als das Gespräch noch einmal auf das Geruchsgemisch in der Baracke kommt, ergänzt Weinberg. *„Die Füße der Menschen können stinken."*

Still war es nachts nie. Vielzahl und Vielfalt der Geräuschquellen verursachten einen permanenten Geräuschpegel, den Weinberg irgendwann nicht mehr wahrnahm. Irgendwo schnarchte jemand, anderen husteten, stöhnten oder weinten. Hier und da ein Schrei, vielleicht träumte wieder jemand einen Alptraum. Selbst wenn nebenan jemand sein Leben aushauchte, nahm er das nicht wirklich wahr. Man hatte mit sich selbst zu tun. Empathie, Mitleid, helfen wollen? Fehlanzeige! *„Wenn oben im 3. Stock in der Nacht jemand gestorben war, wurde er einfach in den schmalen Gang zwischen den Bettreihen geworfen, wie ein Sack Getreide."* Weil der Gang eng war, traten andere Häftlinge auf den Leichnam oder liefen darüber. Vielleicht ärgerten sie sich auch darüber, dass schon wieder einer in ihrer Nähe krepiert war, schließlich mussten sie ihn zum Appell heraustragen, denn die Besatzung der Baracke musste vollzählig



Diese Luftaufnahme des Lagers Auschwitz III, Buna, Monowitz, entstand am 14. Januar 1945. An jenem Tag ahnten die Häftlinge noch nicht, dass sie drei Tage später auf einen 62 Kilometer langen Todesmarsch nach Gleiwitz geschickt werden würden, ein Zwischenziel, das viele vor Entkräftung nicht erreichten. Wer zusammenbrach wurde erschossen, die Straßenränder waren von Leichen gesäumt. Quelle: Wikipedia

antreten. Nach dem Appell wurden sie von anderen Häftlingen auf einen LKW geladen und zum Krematorium gebracht.

Am nächsten Morgen begann die Qual erneut bereits beim Aufstehen. Weil die Gänge zwischen den Liegebereichen nur etwa einen halben Meter breit waren, war es wegen der drangvollen Enge nicht möglich, so schnell und zackig aufzustehen, wie es das Wachpersonal erwartete. Stand man an der falschen Stelle, setzte es gleich Schläge.

Leichen mussten zum Appell mitgeschleppt werden, weil die Belegschaft der Baracken „vollzählig" anzutreten hatte.

Es waren die vielen kleinen und alltäglichen Gehässigkeiten, Bosheiten und Drangsalierungen, die etliche Häftlinge mürbe machten. Hatten sie es in der Nacht irgendwie geschafft, aus der Baracke zu kommen, liefen sie oft in den Stromtod im Zaun. *„Und wieder suchten Häftlinge die Zäune ab und sammelten die Leichen ein."*

Die Erinnerungen Albrecht Weinbergs werden bei „Wikipedia" durch die Beschreibung des Lager-Hintergrundes gestützt. Sie ermöglichen zudem die Einordnung des Lagers in die wirtschaftspolitischen Überlegungen der braunen deutschen Regierung.

Exkurs: KZ Buna/Monowitz

„Das Konzentrationslager Auschwitz III oder Konzentrationslager Monowitz im Ort Monowice (deutsch: Monowitz) bei Oświęcim (deutsch: Auschwitz) war ein Konzentrationslager (Arbeitslager) für verschiedene Industrieansiedlungen im deutsch besetzten Südpolen. Es lag sechs Kilometer östlich vom Stammlager Auschwitz I entfernt auf dem Gelände der Buna-Werke der IG Farben AG. Das KZ wurde zunächst „Lager Buna", dann „Arbeitslager Monowitz" genannt, seit November 1943 als „Konzentrationslager Auschwitz III" geführt. . . Erst Ende 1944 erhielt es im Rahmen der SS-Verwaltung mit der Bezeichnung „Konzentrationslager Monowitz" intern eine gewisse Eigenständigkeit.

Buna war das erste von einem privaten Industrieunternehmen geplante und finanzierte Konzentrationslager, das ausschließlich für die Zwangsarbeit von Häftlingen vorgesehen war."[89]

Bereits im Jahr 1929 hatte das Unternehmen I. G. Farben versucht, eine Großanlage für die Herstellung von synthetischem Kautschuk zu bauen, den Plan aber fallen lassen, als der Preis für Naturkautschuk im Zuge der Weltwirtschaftskrise jenes Jahres soweit gefallen war, dass sich die künstliche Alternative nicht wirtschaftlich rentabel hätte herstellen lassen.

89 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Auschwitz_III_Monowitz

Die Situation änderte sich im Jahr 1936, nachdem die Nazi-Regierung beschlossen hatte, die deutsche Wirtschaft von Importen weitgehend unabhängig zu organisieren. Weil die Reichswehr der I. G. Farben zudem einen festen Abnahmepreis für deren synthetisches Produkt garantierte, wurde beschlossen, vier Werke zu bauen. Bei der Standortsuche für das vierte Werk entschieden sich die braunen Herren und die Konzernchefs für das Gebiet bei dem ostpolnischen Ort Monowitz, weil er wegen der guten Eisenbahnanbindung, der beiden nahegelegenen Kohlegruben und wegen der ausreichenden Wasserversorgung durch die Flüsse Sola und Weichsel gute Bedingungen bot. Problematisch war dagegen die Beschaffung von Arbeitskräften.

„Am 26. Februar 1941 verfügte Heinrich Himmler, dass 4.000 Juden aus der Stadt Auschwitz auszusiedeln und ihre Wohnungen für Bauarbeiter bereitzustellen seien. Das Bauvorhaben der Buna-Werke sei durch Gefangene aus dem Konzentrationslager in jedem nur möglichen Umfang zu unterstützen. Die Aussicht auf eine ausreichende Anzahl von Arbeitskräften war am Standort Monowitz vielversprechend. Die geringen Lohnkosten waren offenbar kein wesentlicher Gesichtspunkt bei der Entscheidung, denn man ging von vergleichsweise geringer Arbeitsleistung aus."[90]

„Noch im März 1941 einigte man sich auf eine Zusammenarbeit zwischen I. G. Farben und SS. Es kam zu einem Tauschgeschäft, bei dem die I. G. Farben Baumaterial aus ihrem Kontingent an Zement, Eisen und Holz zum Ausbau des Stammlagers Auschwitz abzweigte und im Gegenzug von der SS Arbeitskräfte bekam. Zunächst waren 1.000 Häftlinge zugesagt, für 1942 sollten 3.000 Häftlinge bereitgestellt werden.

Als Arbeitszeit wurden mindestens zehn Stunden im Sommer und neun Stunden im Winter vereinbart. Für jeden Facharbeiter zahlte die „I. G. Farbenindustrie I. G. Werk Auschwitz", so die offizielle Bezeichnung des Werks seit Mai 1941, täglich vier Reichsmark an die SS, für Hilfsarbeiter waren drei Reichsmark zu entrichten. Alle Kosten für Verpflegung und Transport zur Baustelle übernahm die SS. . .

Anfang 1942 wurden schließlich fünf Millionen Reichsmark für ein eigenes Lager für die Häftlinge investiert. Ausschlaggebend waren zunächst Transportprobleme. Die Häftlinge mussten die Strecke zwischen Baustelle und dem sechs Kilometer entfernten Stammlager Auschwitz meist in stundenlangem Fußmarsch zurücklegen. Als infolge einer ersten Lagersperre im Stammlager, die im Juli 1942 wegen einer Fleckfieber-Epidemie angeordnet wurde, die Zwangsarbeiter ausblieben, verstärkte man die Bemühungen und eröffnete am 28. Oktober 1942 das so genannte „Lager Buna" mit 600 Häftlingen. Zu diesem Zeitpunkt belief sich die gesamte Baubelegschaft auf rund 20.500 Personen. Das Lager Buna hatte eine Ausdehnung von 500 m Länge und 270 m Breite und war von einem dreifach gegliederten Zaun und zwölf Wachtürmen umgeben. Zunächst

90 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Auschwitz_III_Monowitz

gab es sechs RAD-Baracken, die ursprünglich je 55 Zivilarbeiter aufnehmen sollten. Diese Baracken wurden bald mit 190, später sogar mit durchschnittlich 250 Häftlingen belegt. Bis zum Frühjahr 1943 wurden 20 Baracken aufgestellt, von denen anfangs 14 als Wohnunterkünfte für 3.800 Häftlinge dienten. Ende 1943 gab es im Lager 7.000 Zwangsarbeiter. Da der weitere Ausbau nicht Schritt hielt, wurden im Sommer 1944 zwei große Zelte für 700 Häftlinge aufgestellt. Vor dem Winter fand eine Selektion statt, da die Zelte zu kalt gewesen wären und nicht genug Platz in den Baracken war. Im Juli 1944 wurde die Lagerstärke mit einem Höchststand von 11.000 männlichen überwiegend jüdischen Zwangsarbeitern festgestellt. . . Erst im November 1943 wurde SS-Hauptsturmführer Heinrich Schwarz Kommandant von „Auschwitz III" mit dem „Lager Buna", das alsbald „Arbeitslager Monowitz" genannt wurde und dem nun auch alle weiteren 39 Nebenlager mit insgesamt etwa 35.000 Häftlingen unterstanden. . .

Durch den raschen Anstieg der Belegungszahl und den Sprachwirrwarr wurden im Lager bald mehr Funktionshäftlinge benötigt. Reichsdeutsche Kommunisten und polnische Nationalisten konnten viele Funktionen besetzen. Strittig blieb im Krakauer Auschwitzprozess, ob sich dies zum Vorteil für die meist jüdischen Mithäftlinge oder allein auf die ihnen politisch nahestehende Gruppe ausgewirkt habe. Der Alltag der Häftlinge war bestimmt durch körperliche Schwerstarbeit bei unzureichender Kleidung, Ernährung und Unterbringung, wobei die Arbeitssklaven überdies den Übergriffen von Kapos und Wachmannschaften ausgesetzt waren. Im Sommer begann der Arbeitstag für die Häftlinge um fünf Uhr mit dem Wecken. Waschen, Anziehen, Frühstück – alles musste in rasender Eile geschehen. Nach einem Zählappell marschierten die ersten Arbeitskolonnen um sieben Uhr ab. Um zwölf Uhr begann die einstündige Mittagspause; um sechs Uhr endete die Arbeit.

Körperliche Schwerstarbeit bestimmte den Arbeitsalltag der Häftlinge.

Regulär verfügte eine Baracke über 168 Schlafplätze in zwei- oder dreistöckigen Hochbetten. Meist mussten sich zwei Häftlinge eine Bettstelle teilen. Es gab weder Bettwäsche noch einfache Decken, so dass die Häftlinge auf den blanken Pritschen oder auf faulendem Stroh schlafen mussten. Die Baracken waren Gemeinschaftsunterkünfte, so dass es keine Privatsphäre gab.

Die Häftlinge waren in verschiedene „Arbeitskommandos" eingeteilt. Etwa zwei Drittel der Häftlinge mussten einfache Hilfsarbeiten und schwerste körperliche Arbeit auf Baustellen, beim Straßenbau, bei Erdarbeiten oder beim Transport von Lasten verrichten. Auch bei Regen und strengem Frost wurde draußen weitergearbeitet. Laut einer Anordnung des Reichsführers-SS Heinrich Himmler war die Arbeitszeit in den Konzentrationslagern auf mindestens 11 Stunden festgelegt worden.

Die Bekleidung der Häftlinge war völlig unzureichend. KZ-Häftlinge besaßen in der Regel nur eine einzige Montur aus dünnem Drillich-Stoff. Die dünne Häftlingskleidung schützte nicht vor Nässe und Kälte. Es mangelte an geeignetem

und passendem Schuhwerk, so dass es zum Beispiel durch scharfe Kanten oder drückende Nähte häufig zu Fußverletzungen und Phlegmonen an den Füßen kam.

Die Ernährung war völlig unzureichend. Zwar erhielten die auf der Baustelle eingesetzten Häftlinge seit Februar 1943 vom Betrieb zusätzlich eine dünne Gemüsesuppe. Theoretisch erhielten die Häftlinge „Frischgemüse"; dieses bestand aber aus minderwertigem, zum Teil ungeputztem, holzigem oder verdorbenem Gemüse. Fleisch- und Wurstwaren, Milch und Käse gab es so gut wie nie. Die tägliche Essensration dürfte weniger als 1.600 Kalorien enthalten haben. Bei schwerer körperlicher Arbeit verloren die Häftlinge etwa zwei Kilogramm Körpergewicht pro Woche. Nach drei bis vier Monaten waren die Häftlinge ausgezehrt. Ein längeres Überleben war nur in einem „Arbeitskommando" möglich, in dem leichtere körperliche Arbeit verrichtet wurde.

Im Winter 1942/43 starben in Monowitz binnen weniger Wochen 2.000 Häftlinge.

Von knapp 4.000 Häftlingen, die um die Jahreswende 1942/1943 im Lager waren, lebten im Februar 1943 nur noch 2.000. Die Werksleitung drängte auf eine bessere ärztliche Versorgung, weigerte sich jedoch, Mittel für eine bessere Ausstattung des Häftlingskrankenbaus zuzuschießen. Vielmehr drang sie darauf, die Lohnfortzahlung für kranke Zwangsarbeiter auf drei Wochen zu begrenzen und nur für einen Krankenstand von höchstens fünf Prozent zu leisten. In der Folge wurden bei regelmäßigen Selektionen bis zum Oktober 1944 nachweislich 7.295 arbeitsunfähige Zwangsarbeiter ‚nach Auschwitz' zurückgeschickt, von denen viele in den Gaskammern endeten.

In der Literatur wird allgemein die Zahl von 20.000 bis 25.000 Häftlingen angenommen, die im Lager selbst oder als Arbeitsunfähige selektiert im KZ Auschwitz-Birkenau ihr Leben ließen. Am 18. Januar 1945 wurde das Lager „evakuiert". Diejenigen Häftlinge, die laufen konnten, wurden auf Todesmärsche in weiter westlich gelegene Lager geschickt. Am 27. Januar 1945 wurde das Lager von der Roten Armee befreit; ca. 650 Häftlinge wurden vorgefunden." [91]

Friedel, Dieter und Albrecht Weinberg wurden „evakuiert", von „laufen" konnte aber eher nicht die Rede sein. Während ihre Schwester in das KZ Ravensbrück transportiert wurde, machten sich die beiden Brüder auf den 62 Kilometer langen Todesmarsch nach Gleiwitz, dessen Ziel ihnen nicht bekannt war.

---

91 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Auschwitz_III_Monowitz

Todesmarsch nach Gleiwitz

Wer nicht mehr gehen konnte wurde erschossen

Über den Hintergrund zu den Erinnerungen von Albrecht Weinberg an den Todesmarsch von Auschwitz IIL, Monowitz, nach Gleiwitz ist auf der Seite des „Wollheim-Memorial" zu lesen: *„Die Bezeichnung ‚Todesmarsch' wurde von Häftlingen der Konzentrationslager geprägt und bezeichnet erzwungene Märsche großer bewachter Gefangenenkolonnen, in deren Verlauf die Häftlinge brutal misshandelt und hunderttausende von den SS-Wachen ermordet wurden. Die SS nannte die Todesmärsche in administrativer Verwaltungssprache beschönigend ‚Evakuierung'. . . Mit der großen Offensive der Roten Armee und den alliierten Landungen im Westen räumte die SS 1944/45 die in Frontnähe geratenen Konzentrationslager und deportierte die Gefangenen in Gebiete, die noch unter deutscher Kontrolle standen. Ziel war es, die Häftlinge weiterhin als Arbeitskräfte für die deutsche Industrie ausbeuten zu können. . .*

Die Auschwitz-Lager und ihre Nebenlager bereiteten sich im Januar 1945 auf die „Evakuierung" vor. Am 12. Januar 1945 begann die Weichsel-Offensive der Roten Armee. Am 17. Januar begann die Kommandantur, die Auschwitz-Monowitz III unterstellten Nebenlager Neu-Dachs und Sosnowitz II zu räumen. Im Stammlager gab der SS-Standortälteste Richard Baer den SS-Kolonnenführern den Befehl, das Stammlager, Birkenau und das KZ Buna/Monowitz zu räumen.

Am 17. Januar 1945 wurde mit der Räumung des Lagers Auschwitz III /Monowitz begonnen, die Häftlinge wurden auf den Todesmarsch nach Gleiwitz getrieben, dessen Ziel ihnen nicht bekannt war.

Zwischen dem 17. und 21. Januar wurden etwa 56.000 Häftlinge aus dem Stammlager, Birkenau, Monowitz und zahlreichen Nebenlagern in Marschkolonnen nach Westen geführt. Ungefähr 9.000 völlig entkräftete sowie schwerkranke Häftlinge und Mitglieder des Häftlingspersonals der Krankenbaracken blieben zurück. (Einer war Bernie Wallheimer aus Aurich, Red.) Einigen wenigen relativ gesunden Gefangenen gelang es auch, sich in der Hoffnung auf baldige Befreiung durch die Rote Armee in Verstecken zu verbergen.

Viele Männer, Frauen und Kinder starben an Entkräftung und Erfrierungen. Eine weitaus größere Zahl wurde jedoch von den eskortierenden SS-Wachposten ermordet, die alle Zurückbleibenden erschossen oder erschlugen. An den Hauptrouten des Todesmarsches blieben in der oberschlesischen Provinz etwa 3.000 Leichen zurück, über die Zahl der Ermordeten an den Trassen durch Niederschlesien und die nördlichen Regionen Mährens und Böhmens liegen bis heute keine gesicherten Erkenntnisse vor. Ein großer Teil der Marschkolonnen – etwa 35.000 bis 40.000 Häftlinge – erreichte zwischen dem 19. und 23. Januar Gliwice (Gleiwitz) und Wodzisław Śląski (Loslau), wo sie in Eisenbahnwaggons gepfercht und zu Konzentrationslagern im Inneren des Reichsgebiets transportiert wurden. Während der Transporte, die teilweise in ungedeckten Güterwaggons durchgeführt wurden, starben Hunderte von Menschen an Erschöpfung, Durst, Hunger oder infolge der Kälte. Die Schätzungen der

während der Räumung und der Todesmärsche von Auschwitz ums Leben gekommenen und ermordeten Häftlinge schwanken zwischen 9.000 und 15.000 Menschen." [92]

Der Todesmarsch von Auschwitz nach Gleiwitz begann am 18. Januar 1945, er war etwa 62 Kilometer lang. Das Lager wurde geräumt, weil die Rote Armee bereits kurz vor Krakau war. Wer nicht marschfähig war, blieb im Lager zurück. Unter jenen war auch Berni Wallheimer aus Aurich, den der gebürtige Fehntjer aus Groß Breesen kannte. Er hatte ein kindskopfgroßes Geschwür an der Seite und war ans Bett gefesselt. *„Für uns war klar",* sagt Weinberg, dass die Zurückgebliebenen alle erschossen würden. Aber „Bernie" überlebte die wenigen Tage bis zur Befreiung, weil er im Lager Beschützer hatte. Von den Russen wurde er in ein Krankenhaus nach Warschau gebracht, wo man ihn operierte. Danach wurde er von der Hüfte bis zum Hals eingegipst, worunter es nach einer Weile mächtig zu jucken begann. Nach dem Krieg kam er mit Hilfe der ehemaligen jüdischen Palästina-Brigade illegal nach Israel.

Straßenränder waren mit Leichen übersät.

Als die Häftlinge auf den Todesmarsch getrieben wurden, war es windig, und es schneite. Es war kalt, und die Häftlinge waren nur mit ihren üblichen Lumpen bekleidet. Einige mussten die Rucksäcke der Bewacher tragen, in denen diese unter anderem zivile Kleidung mitführen ließen. Etliche zogen sie sich irgendwann um und verschwanden. *„Die Häftlinge sind wie die Fliegen gestorben. Es hat geschneit, es war kalt, und wir waren bald nass, was uns die Kälte noch schlimmer spüren ließ. Wir sind vor uns hingetrottet und wussten nicht, ob es Tag oder Nacht war"*, sagt Weinberg.

„Vor und hinter uns waren die Straßenränder mit Leichen übersät." Wenn jemand hinfiel oder sonst wie nicht mehr gehen konnte, wurde er erschossen. Hilfe von der polnischen Bevölkerung gab es nicht, die sei den deutschen Häftlingen nicht wohl gesonnen gewesen. Die Häftlinge waren zwar arme Schweine, aber es waren deutsche arme Schweine. Dass Häftlinge auf dem Marsch erschossen wurden, hat Albrecht Weinberg gesehen.

Als die Häftlinge auf den Todesmarsch von Auschwitz nach Gleiwitz befohlen wurden, war dieser Marsch auch deshalb schlimm, weil niemand das Ziel kannte, und deshalb auch niemand wusste, wie lange man würde marschieren müssen. *„Wir sind ohne Ziel marschiert"*, sagt Weinberg, in Wahrheit dürften sie mehr geschlichen als marschiert sein.

Auch die Häftlinge mögen daran gedacht haben, sich zu verdrücken. Man hätte sich in der Ziegelei verstecken können, in der sie eines Nachts den Tag abgewartet hatten, oder sie hätten sich zwischen die Toten am Straßenrand legen können. *„Aber wohin hätten wir gehen sollen? Wir kannten uns nicht aus, in Polen kannten wir niemanden, und wir sprachen die Sprache nicht."* Sein Bruder habe daran gedacht, sich in der Ziegelei zu verdrücken. Aber die Polen

92 http://www.wollheim-memorial.de

hätten ihn sofort verraten. Das Risiko wäre auch Albrecht Weinberg zu groß gewesen, zumal *„man immer noch hoffte“*, wenn auch nicht bewusst. Hoffen, worauf eigentlich? Genau hätte er das damals nicht sagen können. Man hoffte, dass das Elend irgendwie zu Ende gehen möge, so oder so. Wer steif und tot am Straßenrand lag, der hatte das Elend überstanden. Die hatten es geschafft. Sollte es wirklich keinen anderen Ausweg geben?

Ob die Bewacher SS-Leute waren, oder Wehrmachtssoldaten, die wegen Verletzungen nicht mehr fronttauglich waren, weiß der ehemalige Häftling nicht. Alle seien sie bewaffnet gewesen und hätten eine Uniform getragen. Welche das war, habe er nicht gewusst. Klar war, wer eine Uniform trug, hatte uneingeschränkte Macht über die Häftlinge. Wenn man sie nur angesehen habe, konnte dies ein Grund sein, erschossen zu werden. *„Wir waren rechtlos. Die konnten mit uns machen, was sie wollten“*, wiederholt er immer wieder. Der Marsch fand bei 5 Grad Minus statt, und die Häftlinge froren in ihrer Häftlingskleidung. Zur Brutalität der Bewacher mag beigetragen haben, dass sie in dem Marsch kaum Sinn sehen konnten. Zudem war es auch für sie nicht angenehm, durch die Kälte zu „schleichen“.

Anlass zu echter Hoffnung gab es während dieses Marsches nicht. Es schien immer kälter zu werden, und es gab weder zu essen noch zu trinken. Die jämmerlichen Gestalten, die sich nur mühsam vorwärts bewegen konnten, zitterten vor Kälte. Wer weiß, ob nicht dem einen oder anderen Gliedmaßen erfroren sind! Einziger Trost und moralische Stütze für Albrecht Weinberg war sein Bruder Dieter, den er zwar lange Zeit nicht sah, den er aber irgendwo in der Marschkolonne wusste.

Häftlinge mussten die Schweine für die SS-Küche mitbefördern.

Weil die SS-Wachen in Monowitz möglichst wenig von dem zurücklassen wollten, das ihnen vielleicht noch einmal nützlich sein konnte, hatten sie beschlossen, die Schweine mitzunehmen, die für die SS-Küche vorgesehen waren. Wenn Albrecht Weinberg berichtet, dass sie die Schweine auf einen polnischen Leiterwagen treiben und diesen Wagen dann die ganze Strecke bis Gleiwitz ziehen und schieben mussten, fällt ihm ein, dass die Abfälle aus der SS-Küche an die Schweine verfüttert wurden. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber nicht vor dem Hintergrund, dass diese Abfälle für die ausgezehrten Häftlinge ein „Festessen“ gewesen wären. *„Die Wachen dachten wohl, dass es in ein anderes Lager ginge, wo alles wie gehabt weiterlaufen würde.“*

Dieter Weinberg meldete sich zum Schlachten. Das gab ihm Gelegenheit, seinen Bruder „unter Dach“ zu holen.

Irgendwie hatten sich die Brüder auf dem Marsch aus den Augen verloren, und es war der ältere, der den jüngeren in Gleiwitz zuerst sah. Als die Wachen unter den Häftlingen hatten fragen lassen, wer schlachten könne, hatte sich Dieter Weinberg sofort gemeldet. Zwar hatte er das noch nie gemacht, lediglich assistiert hatte er einige Male und früher vielleicht den Vater bei der Arbeit beobachtet, aber das war ihm egal. Er ahnte, dass bei dieser Arbeit auch für ihn etwas Nahrhaftes abfallen konnte. Als er bei der Arbeit war, sah er bei einem zufälligen Blick durch das Fenster seinen Bruder vorbeischleichen. *„Ich war*

schon einer Gruppe zugeteilt, die auf Transport gehen sollte", erinnert sich der jüngere Bruder.

Dieter bat den Wachhabenden, ihn hereinzuholen, weil er ihm bei der Verarbeitung des Fleisches helfen könne. Kaum war Albrecht Weinberg in dem Raum, erkannte sein Bruder, dass er kurz vor dem Zusammenklappen stand. Zur Stärkung reichte er ihm eine Dose mit Wasser, zumindest hatte der „Kleine", den sie früher „Krümel" genannt hatten, das geglaubt, als er die Flüssigkeit in einen Zug in sich hineinsog. Aber er hatte ausgelassenes Schweineschmalz getrunken, mit der zwangsläufigen Konsequenz. Sein geschwächter Körper war nicht in der Lage, diese „Nahrung" zu verarbeiten. Man könne sich kaum vorstellen, was er in der Folgezeit durchgemacht habe. *„Es lief einfach alles wie Wasser aus mir heraus."* In diesem Zustand wurde er später auf einen Waggon getrieben.

In Gleiwitz mussten die Häftlinge in den Baracken auf dem Fußboden ausharren, Möbel oder Bettgestelle gab es nicht.

In Gleiwitz wurden die Häftlinge in Baracken untergebracht, die Weinberg an jene in Monowitz erinnerten, allerdings ohne Sitzgelegenheit und Betten. Es gab nur den nackten Boden. *„Die waren mit Häftlingen vollgepackt."* Alles sei wie in einem Ameisenhaufen durcheinandergelaufen, im Gegensatz zu diesen Insekten aber ohne Ziel, ohne innere Ordnung und vor allem ohne Zusammenhalt. Ob sie etwas zu essen bekamen, weiß er nicht.

Vielleicht weiß er auch deshalb nicht, wie lange sie in Gleiwitz ausharren mussten, war es ein Tag, waren es mehrere? Er weiß auch nicht, wie er eines Tages in den Waggon gekommen ist, der ihn nach einer Irrfahrt durch Tschechien und Österreich nach Nordhausen und dort in das Tunnel-KZ „Mittelbau Dora" brachte. Vermutlich hat ihm sein Bruder beim Einsteigen geholfen, so konnten sie auf der nächsten Etappe ihres Leidensweges ins Ungewisse beisammen sein. Vor dem Weitertransport wurden in Gleiwitz 2.000 Häftlinge umgebracht.

Später erfuhr er, dass nur ein Teil jener Häftlinge in die Viehwaggons verladen worden waren, viele andere waren von einem Ort zum anderen gezogen, ohne Ziel, obwohl die SS immer wieder versucht haben wird, sie irgendwo hinzuschaffen, wo sie ihnen noch eine Weile nützlich sein konnten. Aber der Bewegungsspielraum wurde durch die vorrückenden Truppen der Kriegsgegner immer weiter eingeschränkt. Hinzu kam, dass die späteren Siegermächte über die Lufthoheit verfügten, so dass die Deutschen und ihre Opfer immer vor Fliegerangriffen auf der Hut sein mussten.

Als die Weinberg-Brüder zusammen mit vielen anderen erneut in Güterwaggons gepfercht wurden, ahnten sie nicht, dass sie auf einte tagelange Irrfahrt geschickt wurden. Ziel der „Reise" war ursrpünglich das KZ Mauthausen in Österreich, dessen Kommandant sich wegen Überfüllung des Lagers weigerte, weitere Häftlinge aufzunehmen. Deshalb ging die Fahrt weiter in den Harz, nach Nordhausen und in den Tunnel des KZ „Mittelbau Dora", um die „Wunderwaff" V 2 herstellen zu helfen.



Leichen über Leichen fanden die Soldaten der Kriegsgegner auf dem Gelände des Konzentrationslagers „Mittelbau Dora" im Harz. Wer wie die Weinberg-Brüder bis hierhin durchgehalten hatte, war spätestens jetzt mit seinen Kräften am Ende. Ohne Hoffnung, ohne jegliches Gefühl schleppten sie sich täglich zur Arbeit im Tunnel, sie spürten, dass „Dora" die letzte Statiuon für sie sein würde. Vom Frontverlauf wussten sie nichts. Quelle: Wikipedia United States Army Signal Corps



Durch diesen Eingang schleppten sich Dieter und Albrecht Weinberg mit Tausenden anderen zur täglichen Arbeit. Ihre Aufgabe war es, die Vergeltungswaffe der Nazis, die „V 2", zu montieren und einsatzbereit zu machen. Während Dieter irgendwo im Tunnel an einer Drehbank arbeitete, musste sein Bruder mit bloßen Händen Glaswatte um die Tanks der Raketen wickeln. Als das obige Foto am 11. April 1945 entstand, war Albrecht Weinberg auf dem Weg nach Bergen-Belsen. Quelle: Wikipedia, Tech. 4 Walter Victor, US Army



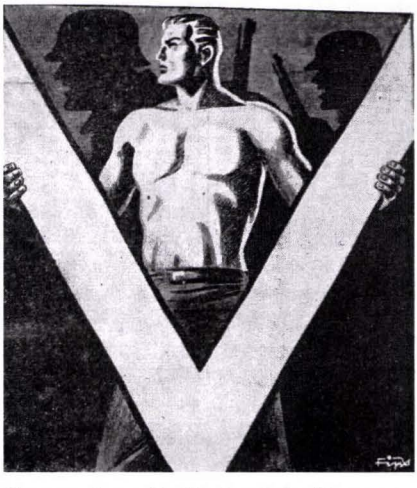
Dieses Modell einer V2-Rakete ist im Museum in Peenemünde auf der Halbinsel Usedom zu sehen. Wikipedia, Chmee



Das Foto entstand in einer deutschen Artillerie-Stellung in Polen, eine „V2" wird gefechtsbereit gemacht. Quelle: Wikipedia



Die Logistik in den Stollen und der Raketentransport erfolgten mit der Bahn. Quelle: Wikipedia



So versuchten die Nazis wieder Siegeszuversicht in das deutsche Volk zu tragen: „Neue Waffen", war die Überschrift zu dieser Titelzeichnung im Hetzblatt „Der Stürmer" (Nr 33/1944).



Rakentenmüll im Stollen der ehemaligen KZ-Produktionstätte erinnert an die Verwendung des Stollens, über das Leiden der Häftlinge gibt die Gedenkstätte Auskunft Dieter und Albrecht Weinberg schufteten hier mit Tausenden anderen Häftlingen unter unmenschlichen Bedingungen.
Quelle: Vincent van Zeijst

Mittelbau Dora: leiden an „Wunderwaffen“

Todgeweihte Häftlinge waren kaum noch arbeitsfähig

Als die Brüder Dieter und Albrecht mit vielen anderen in die Waggons befohlen worden waren, wussten sie nicht, wohin sie gebracht werden sollten. Sicher war nur, dass sie noch nicht am Ende ihres Todesmarsches angekommen waren. Auf der Internetseite „Wollheim-Memorial“ ist dazu zu lesen: *„In den Fällen, in denen die Häftlinge auf Züge verladen wurden, litten sie, im Durchschnitt mit 70 Personen in einem Waggon zusammengepfercht, unter Sauerstoff-, Wasser- und Nahrungsmangel. Im Winter 1944/45 erfroren sie zu Hunderten in den Zügen.“* [93]Auf dieser Seite ist auch einer jener offenen Güterwagen zu sehen, in denen die Weinberg-Brüder transportiert wurden.

Vor dem Transport nach Dora oder bei der Ankunft dort bekam Albrecht Weinberg eine neue Häftlingsnummer: 108 151. Für diese und weitere Nummern ist belegt, dass sie zwischen dem 1. und 4. Februar 1945 im KZ Mittelbau Dora eintrafen. Die Liste der „Neuzugänge von KZ Auschwitz ist auf den 28. Januar 1945 datiert. Er hat hier die Listennummer 2151 und wird als „DRJ“ bezeichnet. Im Abgleich mit den anderen Abkürzungen könnte diese Für „Deutscher Reichsjude“ stehen. Ansonsten geht aus der Liste hervor, dass die aufgeführten Häftlinge „aus aller Herren Länder“ kamen. Sein Bruder Dieter bekam die Nummer 108.148.[94]

Im Lager „Mittelbau Dora“ bekamen die Häftlinge neue Nummern, die Tätowierung auf den Armen blieb.

Auf dem Weg zum nächsten unbekannten Ziel musste der Häftlingszug auf ein Nebengleis fahren oder irgendwo im Bahnhof halten, wenn Truppentransporte auf den Gleisen unterwegs waren. *„Wir wurden beschossen.“* Der damalige Häftling weiß noch, dass in einem der Bahnhöfe eine Feldküche aufgestellt stand, von der Essbares ausgegeben wurde. Riechen konnte man den „Braten“ nicht, aber der aufsteigende Dampf hat die Häftlinge ahnen lassen, dass der Kessel Köstliches beinhaltete. Obwohl er nur wenige Meter vor ihren Augen und ihren hungrigen Mägen stand, war er für sie unerreichbar. Vielleicht spürten sie ihren Hunger jetzt noch heftiger. Sein Bruder Dieter gehörte zu den mutigen Häftlingen. Wenn der Zug hielt, ging er schon mal zur Lokomotive vor, um sich ein wenig Kesselwasser in seine Mütze füllen zu lassen. Vom Maschinenöl war es leicht gelblich, aber das machte nichts, Hauptsache flüssig, Hauptsache Wasser.

Dieter trank öliges Wasser aus dem Tank der Lokomotive

Ob er seinem Bruder etwas von dem köstlichen Nass abgeben konnte, ist unwahrscheinlich. Anzunehmen ist das kaum, denn die dünne, verdreckte, stinkende, speckige und ausgeleierte Häftlingsmütze, wird das Wasser kaum lange gehalten haben. Dass sein Bruder nicht erschossen wurde, als er sich zur

93 http://www.wollheim-memorial.de/de/kz_bunamonowitz_2: Todesmarsch aus dem KZ Buna/Monowitz

94 Neuzugänge vom KZ Auschwitz, ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.27.1 / 2541381

Lokomotive vorgewagt hatte, grenzte beinahe an ein Wunder. *„Es war für ihn schwer, wieder auf den Waggon zu kommen. Für die Zivilisten auf den Bahnhöfen muss unsere Situation auch schlimm gewesen sein, wir haben doch gestöhnt, gejammert und gejault."*

Auf dem Transport nach Dora wurden Häftlinge im Waggon von einem Wachmann erschossen.

Auf jedem Waggon saß ein Wachmann mit vorgehaltenem Karabiner. Er saß leicht erhöht in dem Bremserhäuschen. Das sicherte ihm zwar den Überblick über „seinen" Waggon, aber je nach Windverhältnissen stieg ihm auch der Gestank in die Nase, den die eng zusammengepferchten wochenlang nicht gewaschenen und teils kranken Häftlinge verbreiteten. Einmal habe einer der Wachleute befohlen *„Hosen runter"*, dann habe er in den Waggon hineingeschossen. *„Wer auf seiner Seite stand, war tot. Aus seiner Sicht war es vielleicht sogar verständlich, er wird den Gestank nicht mehr ausgehalten haben."* Vermutlich wurden die Leichen rausgeworfen, immerhin war es jetzt nicht mehr so eng im Waggon. Empathie gab es nicht, jeder war sich selbst der Nächste. Immer wieder starben Mithäftlinge, meist erfroren sie, auch sie wurden aus dem Waggon geworfen.

In den offenen Waggons waren die Häftlinge der Witterung ohmächtig ausgeliefert, und doch hatten diese Waggons, die vielen zum Verhängnis wurden, auch ein Gutes. Es schneite während der Fahrt, so dass man ab und zu ein paar Flocken auffangen und das Wasser gierig herunterschlucken konnten. *„Ohne den Schnee wären wir verdurstet."* Zu essen und zu trinken gab es wieder einmal nichts. Aber dennoch: das was eigentlich nicht im Körper war, wollte irgendwann raus. Eine Toilette gab es nicht, noch nicht einmal ein Eimer stand ihnen zur Verfügung. Also ließen sie es einfach laufen. Und für einen Moment war es sogar angenehm, weil es warm war, aber schon bald verstärkten die gefrorenen Exkremente die Qualen.

Häftlinge schlugen sich im Waggon um Brote der Bahnarbeiter.

Ein wenig besser ging es wenigstens einigen von ihnen, als sich der Zug durch die Tschechei bewegte. Dort warfen ihnen Bahnarbeiter ihre Pausenbrote in die Waggons, während die Passanten in Polen und Deutschland den Zug der Elenden eher teilnahmslos wahrgenommen hatten. *„Aber so gut war das auch nicht. Wir haben uns um die Brote geschlagen. Dabei ist der eine oder andere gestorben. Wir waren alle unter 20 Jahre, und wir waren wie wilde Tiere im Urwald."*

Wie lange sie unterwegs waren, weiß Albrecht Weinberg nicht. Waren es Tage oder vielleicht gar eine Woche? Jegliches Gefühl für Zeit war abhanden gekommen. Vielleicht ohne sich dessen bewusst zu sein, hatten sie innerlich mit ihrem Leben abgeschlossen.

Irgendwann hielt der Zug endgültig. Wo sie angekommen waren, wussten sie nicht. Er glaubt sich zu erinnern, dass sie an ihrem Ankunftsort zuerst zu den Baracken gehen mussten. Wenig später wurde ihnen befohlen, in den Stollen zu gehen. Das Wetter sei an jenem Tag furchtbar gewesen, es habe stark ge-

regnet. Längst habe er wie ein „Muselmann" ausgesehen, bleich im Gesicht, eingefallen, nur noch Haut und Knochen. Damals gerade einmal 19 Jahre, habe er auch an Selbstmord gedacht. Aber selbst dazu hätte er keine Kraft mehr gehabt. *„In Mittelbau waren wir schon so reduziert, so heruntergekommen, wir waren keine Menschen mehr, deshalb haben wir kaum mehr wirklich etwas mitbekommen."* Man könne sich das vielleicht so vorstellen, dass man Auto fahre und Gas gebe, das Auto aber darauf nicht reagiere, sondern immer langsamer werde.

„Ich hoffte nur noch, dass bald alles vorüber sein möge."
Man habe gehofft, dass eine Bombe fällt und alles zu Ende gehen möge. Das Leid sei unvorstellbar groß gewesen. *„Wir haben nicht geglaubt, dort lebend herausgekommen."* Und in Dora hätten sie ihr Leben ausgehaucht, wenn die amerikanischen Soldaten nicht so schnell vorgedrungen wären, ist er überzeugt, obwohl er damals von der Kriegslage keine Ahnung hatte. *„Wir hatten keinen Sinn für die Zeit, wir wussten nicht, welcher Wochentag war",* und in dem immer gleich funzelig ausgeleuchteten Stollen bekamen sie weder mit, welches Wetter draußen war, noch hatten sie ein Gefühl für die Tageszeit.

Zu Essen gab es kaum, morgens sicher nicht, zumindest kann er sich daran nicht erinnern. Dann ging es zur Arbeit in den Stollen, solange, bis man abends wieder abgeholt wurde. Ob es dann etwas zu essen gab, kann er nicht sagen. *„Damals waren wir schon so kaputt, dass wir spürten, an der Endstation unseres Lebens angekommen zu sein. Man hat keine Kraft mehr gehabt, oder der Körper hat einfach versagt. Und manchmal auch der Verstand."* Mittagessen gab es jedenfalls nicht, da ist sich der ehemalige Häftling sicher. Ihre Notdurft hätten sie wahrscheinlich auf einem Ölfass verrichtet.

Häftling bis einem Verstorbenen im Stollen ein Stück aus dem Oberschenkel.

Er erinnert sich an jenen Abend, als sie wie immer zu den Baracken schlichen. Rechts und links lagen im Stollen die Leichen der Häftlinge, die an diesem Tag gestorben waren. Plötzlich warf sich einer der Mithäftlinge auf einen der Verstorbenen und biss ihm vor lauter Hunger ein Stück aus dem Oberschenkel. *„Der war im Delirium, das war Kannibalismus. Man war ja nicht mehr normal, aber wer will das glauben?",* erklärt Weinberg, *„man war kein Lebewesen mehr. Man ist gegangen, solange es ging, bis man zusammengebrochen ist."*

Nicht zu übersehen war der Lkw, der jeden Abend vor dem Block stand. Man legte die Leichen der am Tag verstorbenen Häftlinge darauf, um sie zu dem Krematorium zu fahren, das zum Lagergelände gehörte. Sicher gab es in Dora Häftlinge verschiedener Nationalitäten, aber wer aus welchem Land kam, das bekam man nicht mit. *„Ich war doch nicht normal. Wir haben alle ausgesehen wie Kegelköppe. Ich kann das nicht erklären. Man war abgestumpft und hat nur gehofft, dass der liebe Gott mit dir ein Ende macht, damit du dich nicht mehr quälen musst. Es war unglaublich."* An manchen Tagen habe es Fliegeralarm gegeben mit der Konsequenz, dass die Häftlinge den Stollen nicht verlassen durften und weiterarbeiten mussten. Und irgendwie ging es weiter.

Jeden Tag ging es zunächst bergab in den Tunnel hinein, und wenn der Weg eben wurde, waren sie bald an ihrem Arbeitsplatz. Ihre Aufgabe war es, an die von den Nazis als „Wunderwaffe" gepriesenen Vergeltungswaffen 2 („V 2") letzte Hand anzulegen, damit sie auf den Feind abgefeuert werden konnten, um Deutschland den „Endsieg" zu bescheren. Die technisch fertigen Raketen lagen auf flachen Güterwagen, die von einer Lokomotive über einen Schienenstrang in den Tunnel geschoben wurden. Rechts und links der Gleise befanden sich Arbeitsbühnen, zu denen vom Stollenboden einige Stufen hinaufführten. Weinbergs Aufgabe bestand darin, Glaswatte zur Isolierung um die Raketentanks zu wickeln. Anders als die heute bekannte „Glaswolle" sei die „Glaswatte" sehr grob gewesen. Weil die Häftlinge ohne Handschuhe mit bloßen Händen arbeiten mussten, war das eine Tortur. Die Glaswatte riss die Hände auf, und die feinen Fasern drangen überall in den Körper ein. Sein Bruder Dieter, der als handwerklich geschickt bekannt war, arbeitete im Stollen an einer Drehbank.

Während Besucher heute den Tunnel „Mittelbau Dora" vergleichsweise komfortabel betreten können, war der Weg zu ihren Arbeitsplätzen für die Häftlinge beschwerlich. Ermattet und am Ende ihrer Kräfte, mussten sie sich über eine holprige steinige Trasse schleppen, teils vorbei an Leichen. Quelle: Wikipedia, cani25

Waren die Raketen fertig, so dass sie nur noch betankt werden mussten, um einsatzbereit zu sein, wurden sie mit beim Militär üblichen Decken getarnt, und irgendwann setzte sich der Zug in Bewegung. Da die Gleise zumindest auf den ersten Kilometern durch dichten Wald führten, waren die Züge aus der Luft schwer auszumachen. Einzig der Qualm der Lokomotive dürfte kaum wirksam zu tarnen gewesen sein.



Seinen Arbeitsplatz vermutet Weinberg im Nachhinein dicht am Tunneleingang, so dass er dorthin einen vergleichsweise kurzen Weg zurückzulegen hatte. Dennoch: abends war er so kaputt wie alle anderen. Manchmal mussten sie sich zu fünft unterhaken, um die leichte Schräge nach draußen bewältigen zu können. *„Man war ja vollkommen erschöpft."*

Dies auch deshalb, weil es die ganze Zeit regnete und alles nass war. Viele Häftlinge seien erkrankt und gestorben. Sie hörten den Fliegeralarm und dann die Flugzeuge, aber von der Kriegslage wussten sie nichts. Hätten sie gewusst, wie nah die Amerikaner waren, hätten sie vielleicht ein wenig Hoffnung geschöpft. So blieb ihnen nur die Apathie.

Nach zwei Monaten im Stollen wurden die Häftlinge erneut in Güterwaggons „verladen".

Gut zwei Monate schufteten die Weinberg-Brüder in dem Stollen, dann wurden sie erneut in Güterwagen getrieben. Diesmal blieben sie nicht zusammen. Als sich die Züge in Bewegung setzten, fuhren sie in verschiedene Richtungen. War das ein Abschied für immer? Später stellte sich heraus, dass Dieter nach Mecklenburg gebracht worden war, wo er von den Russen befreit wurde. Nach-

dem er dort einige Tage verbrachte hatte, machte er sich bald auf den „Heimweg" nach Leer in die fremde Heimat, in der nichts mehr war wie zuvor.

Um die subjektiven Erinnerungen von Albrecht Weinberg einzuordnen, werfen wir einen Blick auf die Erkenntnisse, die nach Krieg und Befreiung über Mittelbau Dora zusammengetragen wurden.

Exkurs: Die „Wunderwaffe" V 2

„Seit Ende der 1930er Jahre entwickelten deutsche Ingenieure unter der technischen Leitung von Wernher von Braun in Peenemünde die Flüssigkeitsrakete „Aggregat 4" (A4). Am 3. Oktober 1942 gelang der erste erfolgreiche Start einer A4-Rakete, die bei einer Brenndauer von 58 Sekunden 190 Kilometer weit flog. Als Braun im Juli 1943 im ostpreußischen Hauptquartier „Wolfsschanze" bei Rastenburg Hitler vom Entwicklungsstand der A4-Raketen berichtete, befürwortete dieser vor dem Hintergrund der immer häufiger werdenden militärischen Misserfolge die Forschungen der Ingenieure. Braun projektierte bereits die nicht mehr gebauten Flugraketen A9 und A10 mit interkontinentaler Reichweite, die mit einer Geschwindigkeit von mehr als 4.000 Stundenkilometern den Atlantik überqueren und die Vereinigten Staaten von Amerika angreifen sollten. Die A4 hingegen wurde mit 1.000 Kilogramm schweren Sprengköpfen bestückt und in „Vergeltungswaffe" 2 (V2) umbenannt. Sie hatte bei einer Geschwindigkeit von über 5.000 Stundenkilometern und 90 Kilometern Flughöhe eine Reichweite von 400 Kilometern. Die gesamte Flugzeit nach London dauerte nur 320 Sekunden. Nachdem am 7. September 1944 die erste V2 auf die britische Hauptstadt abgefeuert wurde, starteten bis Ende März 1945 über 3.000 Raketen mit Zielen in England, Belgien und Frankreich. Lautlos und ohne Vorwarnung schlug die V2 ein, da sie wegen ihrer hohen Geschwindigkeit nicht auf den Radarbildschirmen zu orten war. Insgesamt starben bei den Angriffen schätzungsweise 8.000 bis 12.000 Menschen, hauptsächlich in London und Antwerpen.



Eine V2-Rakete ist in der Camberwell Road in London explodiert. Obwohl der Schaden beträchtlich im Einzelfall war, hatte die „Wunderwaffe" keinen Einfluss auf den Ausgang des Krieges.

Quelle: U. S. National Archives and Records Administration.

Den Zivilopfern stehen über 12.000 beim Bau der V2 unter miserablen Arbeitsbedingungen zu Tode gekommene Häftlinge gegenüber. Nach einem schweren Luftangriff der Royal Air Force im August 1943 wurde die Raketenproduktion von Peenemünde in ein Bergwergstollensystem bei Nordhausen im Harz verlegt, das bis dahin als Treibstofflager gedient hatte. Ende August 1943 trafen die ersten Häftlinge aus dem Konzentrationslager (KZ) Buchenwald im neuen KZ Dora-Mittelbau ein, das in den folgenden anderthalb Jahren durchschnitt-

lich mit etwa 15.000 Häftlingen belegt war. Nach den kräftezehrenden Ausbauarbeiten der unterirdischen Fabrikanlage lief im Januar 1944 die Produktion der V2 an. Bis März 1945 wurden fast 6.000 Raketenwaffen unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen hergestellt."[95]

Exkurs: Mittelbau Dora

„Das Konzentrationslager Mittelbau-Dora wurde während des Zweiten Weltkrieges am 28. August 1943 als Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald mit der Tarnbezeichnung Arbeitslager Dora am Südhang des Kohnsteins nördlich der Kreisstadt Nordhausen im Bundesland Thüringen errichtet. Die Häftlinge des Konzentrationslagers wurden von der SS hauptsächlich im Stollenvortrieb und den untertage gelegenen Werksanlagen der Mittelwerk GmbH eingesetzt, wo vor allem die ‚Vergeltungswaffe 2' (V2) sowie die Flugbombe ‚Vergeltungswaffe 1' (V1) produziert wurde. Ab Oktober 1944 wurde das Nebenlager unter der Bezeichnung Konzentrationslager Mittelbau (KZ Mittelbau) von dem SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt (SS-WVHA) verwaltungsmäßig mit dem Status eines eigenständigen Konzentrationslagers geführt. Dem KZ Mittelbau wurden weitere Nebenlager oder Außenkommandos unterstellt. Der Lagerkomplex KZ Mittelbau umfasste schließlich fast 40 Nebenlager. . .

Das Lager „Mittelbau Dora" bestand 18 Monate. In dieser Zeit starben dort etwa 20.000 von 60.000 Häftlingen an den unmenschlichen Bedingungen.

Während der 18 Monate, die das Lager existierte, durchliefen etwa 60.000 Häftlinge aus 21 Nationen den Komplex des Konzentrationslagers Mittelbau; 20.000 von ihnen verstarben aufgrund der inhumanen Arbeits- und Lebensbedingungen. Am 11. April 1945 wurde das Konzentrationslager durch die US-Armee befreit." [96] Die Produktion der Raketen war hierher verlegt worden, nachdem die originären Produktionsstätten auf der Halbinsel Usedom bombardiert worden waren. Die SS konnte für diesen Zweck eine bestehende Tunnelanlage nutzen, die ursprünglich als Treibstofflager gedacht war. Das Tunnelsystem wurde für die Produktion umgebaut und im Laufe der Nutzungsdauer um 20 Kilometer verlängert.

„Von Anfang an waren die Lebensbedingungen für Häftlinge extrem schlecht. *In den ersten Monaten starben bereits Tausende von ihnen an Entkräftung, Unterernährung, wegen der katastrophalen sanitären Bedingungen sowie an Lungenkrankheiten, hervorgerufen durch den Staub der Sprengungen. Diese erfolgten tagsüber und nachts, so dass nicht einmal ein geregelter Schlaf in den Stollen möglich war. In dieser ersten Phase war auch die medizinische Versorgung der Häftlinge unzureichend. Eine Kammer war als Ambulanz eingerichtet worden, was jedoch nicht ausreichte, um die Kranken zu behandeln. Erst nach Anlaufen der V2-Produktion Anfang 1944 wurden die Häftlinge schrittweise in ein entstehendes oberirdisches Barackenlager verlegt. Die Letzten verließen die Schlafstollen Anfang Juni 1944 – falls sie bis dahin überlebt hatten. Auf dem Lagergelände befanden sich 70 Baracken für Zwangsarbeiter, der so genannte*

95 http://www.dhm.de/lemo/html/wk2/kriegsverlauf/wunderwaffen/
96 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Mittelbau-Dora

Häftlingskrankenbau sowie das lagereigene Krematorium. Auch die Unterkünfte für die SS-Wachmannschaften sowie die Wirtschafts- und Verwaltungseinrichtungen befanden sich im Lagerbereich. Das Lagergelände war mit einem elektrisch geladenen Zaun und Wachtürmen umgeben. . .

Die eigentliche Produktion der V2 begann erst ein halbes Jahr nach der Gründung des Lagers, im Januar 1944. . . Allein der Einsatz der V2-Waffe forderte insgesamt ca. 8.000 Opfer, hauptsächlich in der Zivilbevölkerung. Die V2 war somit die einzige Waffe, deren Produktion mehr Opfer forderte als ihr Einsatz. Von den ungefähr 60.000 Zwangsarbeitern in Mittelbau-Dora starben 20.000. ‚Das Hauptprodukt des Mittelbau-Projektes', sagt Gedenkstättenleiter Mittelbau-Dora, Wagner, ‚war der Tod'."[97]

Im März 2014 nahm Albrecht Weinberg (Bild links, sitzend mit Stock) an der Gedenkfeier zum 69. Jahrestag der Befreiung des Lagers „Mittelbau Dora" teil. Geschuftet hatte er als Häftling hier auch, befreit wurde er hier nicht. Sein Leiden ging in Bergen-Belsen und auf dem Weg dorthin weiter.



Bei dieser Gedenkfeier traf Weinberg Kurt Schwarz, ebenfalls ehemaliger Häftling (unten links)

Nach der Gedenkfeier legte Weinberg eine Rose zum Gedenken an die Opfer der Nazi-Barbarei nieder, die hier ihr Leben lassen mussten. Fotos: Bernd-Volker Brahms





97 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Mittelbau-Dora



Der Obelisk und die breite Betonmauer erinnern an das Grauen, das die Häftlinge hier, im KZ Bergen-Belsen, durchleiden mussten. Der Hügel vorne ist eines der Massengräber, in denen Tausende Leichen verscharrt wurden. Als das Lager am 15. April 1945 befreit wurde, lagen 10.000 Leichen auf dem Gelände. Quelle: Wikipedia, Arnold Plesse

Bergen-Belsen: Endstation Tod, oder . . . ?

Von den etwa 60.000 Häftlingen, die in den 18 Monaten der Existenz von Mittelbau Dora in diesem Lager eingesetzt worden waren, schickte man zwischen 10.000 und 15.000 ausgemergelte Gestalten mit dem Zug in Richtung Norden. Als sich die Züge Anfang April in Bewegung setzten, dürfte selbst das Zugpersonal nicht gewusst haben, wo die Fahrt enden würde, Bergen-Belsen war jedenfalls nicht das ursprüngliche Ziel. Wie viele andere Häftlinge in Richtung Mecklenburg oder anderswo hin befördert wurden, ist nicht bekannt. Sicher ist, dass viele von ihnen in Dora starben und viele weitere zum Sterben in die nahe gelegene Boelke-Kaserne geschafft wurden.



Die Boelke Kaserne wurde von den Nazis nach und nach zum „Kranken- und Sterbelager" umfunktioniert. Wer im Tunnel oder in einem der 40 Nebenlager von „Mittelbau Dora" nicht mehr arbeiten konnte, wurde hierher gebracht und sich selbst überlassen. Medizinische Betreuung gab es nicht, irgendwelche Einrichtungsgegenstände auch nicht. Die Häftlinge lagen auf dem Boden. Diese Aufnahme entstand nach der Befreeiung des Lagers. Bürger aus Nordhausen mussten die Leichen aus den Ruinen holen und im Freien zusammentragen. Quelle: James E. Myers - U.S. Army Signal Corps

Exkurs: Boelke Kaserne:

Die Boelke-Kaserne in Nordhausen wurde nach dem Piloten Oswald Boelke benannt. Er war Pilot im ersten Weltkrieg und galt als erfolgreicher Kämpfer. Wegen seiner vielen Abschüsse von Feind-Flugzeugen wurde er mehrfach ausgezeichnet. Im Jahr 1916 kam er bei einem Angriff durch einen Unfall ums Leben.

„Die Kaserne war wenige Kilometer vom Lager ‚Mittelbau Dora' entfernt. Seit Herbst 1944 befand sich im Arrestgebäude am Kasemeneingang ein Gestapo-Gefängnis, in dem nicht nur „Fremdarbeiter", sondern auch Häftlinge aus dem KZ Mittelbau inhaftiert wurden. Zusätzlich zum Gefängnis richtete die Gestapo in der Kaserne ein „Sonderlager" ein, in das ausländische Zivilarbeiter aus der Umgebung Nordhausens eingewiesen wurden, denen man ‚Arbeitsbummelei' oder andere Vergehen vorwarf.

Die SS funktionierte die Boelke-Kaserne zum zentralen Kranken- und Sterbelager um.

Im Januar 1945 richtete die SS in der Kaserne zusätzlich ein Außenlager des KZ Mittelbau ein. Zunächst sollten in dem Lager Häftlinge untergebracht werden, die Zwangsarbeit bei Nordhauser Firmen leisten mussten. Ab Februar 1945 nutzte die SS die Kaserne als zentrales Kranken- und Sterbelager für das KZ Mittelbau, in das nicht mehr arbeitsfähige, todkranke Häftlinge abgeschoben wurden. Als Unterkünfte für die Häftlinge dienten zwei leerstehende Garagenhallen. Betten und Waschgelegenheiten gab es nicht; die kranken und sterbenden Häftlinge lagen auf dem Betonboden und blieben weitgehend sich selbst überlassen. Von Januar bis Anfang April 1945 starben in dem KZ-Außenlager über 3000 Menschen. [98]

Für Albrecht Weinberg bedeutete die neuerliche Bahnfahrt zunächst die Trennung von seinem Bruder. Gerne wären die Brüder zusammengeblieben, aber sie wurden nicht gefragt. *„Die haben gestoßen und gemacht. Du bist gejagt worden wie Heidschnucken. Man hätte vielleicht weglaufen können, wenn man dazu die Kraft gehabt hätte. Das war ein Durcheinander, in dem es unmöglich war, irgendwen auszumachen. Das war wie der Turmbau zu Babel."* Diese Schilderung legt nahe, dass der Abtransport alles andere als gut organisiert ablief, für die Häftlinge bedeutete das zusätzliches Leid.

„Man hat uns wieder in offene Güterwaggons verfrachtet, in denen vorher vermutlich Kohlen transportiert worden waren." Bald sahen sie nicht nur wie „Muselmänner" sondern auch wie Kohlenhändler aus. *„Bald hast du ausgesehen wie ein Neger."* Zum Stehen hatten sie keine Kraft, also setzten sie sich, die Beine angezogen, für mehr war kein Platz. Die Arme auf die Knie, darauf den Kopf gestützt, wurden sie von oben nass geregnet. Anfangs sei der Niederschlag noch als Schnee gefallen, so dass man ein wenig Feuchtigkeit in die Kehle bekam. Als der Schnee in Regen überging, war das nicht mehr möglich. Wieder hatten sie keine Ahnung, wohin die Fahrt diesmal gehen würde, und

98 http://nordhausen-im-ns.de/de/571

wieder war es grausam, nicht zu wissen, wie lange sie unterwegs sein würden. Dass sie 300 Kilometer würden zurücklegen müssen, dürfte ihnen egal gewesen sein, für sie war es eine Reise ohne Wiederkehr; irgendwie war alles egal; wie hätten sie hoffen können? Niemand hatte ihnen den Grund für den Abtransport genannt, sie wussten nicht, dass sie vor dem vorrückenden Kriegsgegner in eine zweifelhafte Sicherheit gebracht werden sollten, deren ausschließliches Ziel es war, die kaum noch vorhandene Arbeitskraft der Häftlinge noch irgendwo für den „Endsieg" einsetzen zu können.

Auch auf dieser Fahrt waren sie ohne Verpflegung, ohne Kleidung und ohne Toilette geschickt worden. Die eh schon verschlissene Kleidung war jetzt kaum mehr als zwei Teile Lumpen. Oft stecken die Füße barfuß in verschlissenen Schuhen, meist trugen sie Holzpantinen, andere besaßen noch ihre Fußlappen, Strümpfe hatte niemand.

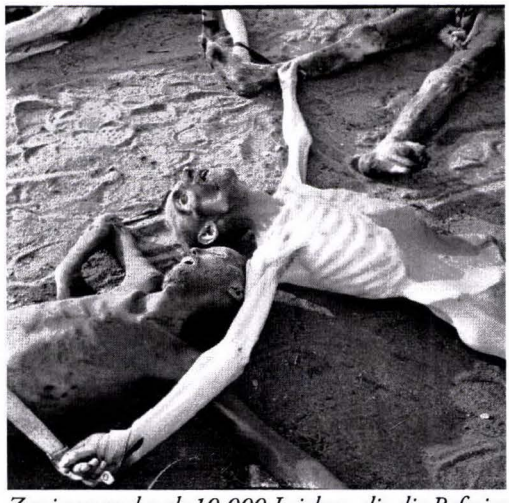
Häftlingszug aus der Luft beschossen - viele Tote

Für eine perfide Art von Aufmerksamkeit sorgten lediglich die Flugzeuge, aus denen die in sich zusamengesunkenen Gestalten beschossen wurden. Manch einer wurde erschossen. Es scheint, dass die Piloten den Zug für einen militärischen Transport gehalten haben. Auch in „seinem" Waggon habe es viele Tote gegeben. *„Wir haben daraus Bänke gemacht, damit wir ein wenig Platz hatten und etwas bequemer sitzen konnten. Wie soll ich das jemandem erklären?"*

Irgendwann hielten sie es nicht mehr aus. So wie sie saßen, machten sie in die Hose. *„Es stank erbärmlich",* erinnert sich der ehemalige Bürger Westrhauderfehns. Aber es halft nichts, es gab keine Alternative, und es ging allen gleich. Die Zugluft, die zumindest einen Teil des Gestanks weg sog, brachte Kälte in den Waggon und ließ die armen Geschöpfe frieren, deren Organismus dem Angriff der Kälte nur das bisschen Körperwärme entgegen setzen konnte, das sie sich gegenseitig abgaben, weil sie dicht an dicht saßen. Wirklich geholfen hat das nicht. Wie viele auf diesem Transport gestorben sind, sei es, dass sie erfroren oder dass sie einer Krankheit erlagen, ist nicht bekannt. *„Das war nicht menschlich, das war noch nicht einmal tierisch, das war . . . dafür gibt es keine Worte."*

Dass der Zug sein improvisiertes Ziel erreicht hatte, bekam Albrecht Weinberg nicht wirklich mit. Beim Aussteigen aus dem Waggon scheint er das Bewusstsein verloren zu haben.

Dass sie irgendwann irgendwo angekommen waren, hat er nicht mitbekommen. Es scheint, dass er während der Fahrt immer mehr vor sich hingedämmert hat, und vielleicht hat er das Bewusstsein verloren. Denn auch fast sieben Jahrzehnte nach dieser Todesfahrt, weiß er nicht, wie er in das Lager Bergen-Belsen gekommen ist. Dass der Zug sieben Kilometer vor dem Lagergelände gehalten hat und die Häftlinge diese Strecke zu Fuß zurücklegen mussten, hat er erst später erfahren. Sicher ist, dass er diese Strecke nicht aus eigener Kraft zurückgelegt hat. Eine schwache Erinnerung hat er daran, dass er den Waggon verlassen hat. *„Aber dann sind mir die Beine weggeknickt, und ich habe nichts mehr mitbekommen."*



Zwei von mehr als 10.000 Leichen, die die Befreier auf dem Gelände des KZ Bergen-Belsen vorfanden. Quelle: Wikipedia



Die Leichen wurden in Massengräbern verscharrt. Foto: Morris (Sgt) No 5 Army Film & Photographic Unit - IWMCollections IWM Photo No.: BU 3777



Blick in eine Baracke. Diese Aufnahme entstand im April 1945. Foto: No 5 Army Film & Photographic Unit - Morris (Sgt)



Häftlinge, die nach der Haft noch die Kraft dazu hatten, halfen nach der Befreiung, die über das Lagergelände verstreut liegenden Toten und jene aus den Baracken zusammenzutragen. Foto: H. L. Clyn



Leichen über Leichen. Mehr als 10.000 Tote zählten die englischen Soldaten nach der Befreiung auf dem Gelände des Konzentrationslagers Bergen-Belsen. Morris (Sgt), No 5 Army Film & Photographic Unit



Josef Kramer, streng katholisch erzogen, war letzter Leiter des KZ Bergen-Belsen. Die Briten bezeichneten ihn als „Bestie von Bergen-Belsen". Foto: Midgley (Sgt) No 5 Army Film & Photographic Unit

Die Recherche ergab, dass ein Teil der heruntergekommenen Ankömmlinge in Baracken, der größere Teil aber in der nahe liegenden Kaserne untergebracht wurde. Weinberg ist sicher, dass auf ihn keines von beidem zutrifft. Er sei irgendwo im Freien auf dem Boden zu sich gekommen. Das spricht dafür, dass man ihn am Bahnsteig für tot gehalten und ihn mit anderen „Leichen" auf einen Wagen geladen und auf dem Lagergelände abgekippt hat.

Albrecht Weinberg kam im Freien auf dem Boden des KZ Bergen-Belsen liegend zu sich. Als das Lager befreit wurde, wog er nur noch 57 Pfund.

Wie lange er auf dem Boden gelegen habe, wisse er nicht. Bilder, die nach der Befreiung des Lagers aufgenommen wurden, zeigen, dass überall auf dem Lagergelände Menschen lagen, alleine oder in kleinen Gruppen, lebende und tote. Als er aufwachte, sah er einen Panzer durch das Lagertor kommen. Dass vorher Lautsprecherwagen durch das Lager gefahren waren und ein Sprecher angeordnet hatte, dass niemand das Lager verlassen dürfe, scheint er nicht mitbekommen zu haben. Zu kaputt muss er gewesen sein, der fehntjer Junge, der von einer Abteilung der Hölle in die nächste getrieben worden war, immer tiefer hinein und immer schlimmer. Die Bedingungen in der Hölle von Bergen-Belsen sprengen jedes Vorstellungsvermögen. Weil er noch keinen „Tank" gesehen hatte, wusste er nicht, ob es ein deutscher oder einer der Kriegsgegner war. Da er in den letzten Jahren nur Schlechtes erlebt hatte, war für ihn klar, dass jetzt das Ende aller gekommen sei, die es irgendwie bis hierhin geschafft hatten. Aber der Panzer gab keinen Schuss ab, und allmählich dämmerte es ihm, dass irgendetwas Ungewöhnliches geschehen war. Wie er erfahren hat, dass er einen Panzer der britischen Armee gesehen hatte, weiß er nicht mehr. *„Ich wog damals gerade noch 57 Pfund. Ich war doch kein Mensch mehr mit Verstand, man war nur noch Haut und Knochen."*

Seine Erinnerungen werden durch die Aufzeichnungen im Bericht des Briten Derrick Sinton über die Zustände im Lager bestätigt. Dort heißt es: *„Am zweiten Tag unseres Aufenthalts in Belsen wurde jedoch der Anblick der Sterbenden womöglich noch herzzerreißender als jener der Toten. Vor der langen Holzbaracke, die als SS-Kantine gedient hatte, befand sich ein Rasendreieck. Gegen Mittag sah ich einen Mann in schäbigem blauen Anzug, dessen Rockkragen aufgeschlagen war, langsam dorthin gehen und niedersinken. Sein Gesicht war halb vom Hut verdeckt, und er lag mit ausgestrecktem Arm auf der Seite . . . Tatsächlich war er jedoch zu schwach geworden, um noch weiterzugehen, und hatte entweder keinen Einlass in die überfüllten Krankenreviere bekommen oder es nicht einmal versucht, und hatte also in einem Block gelebt, wo sich niemand um die Schwachen und Kranken kümmerte. Jedenfalls war er an einem Punkt des steten Abgleitens angelangt, das, falls er nicht Glück hatte, in einen ruhigen Tod vor Hunger und Schwäche führen würde.*

Wenn man durch das Lager ging, bemerkte man Dutzende dieser ausgestreckten Männer. Sie lagen meist am Rande der Hauptstraße, am dichtesten auf einer Böschung, die sich bei einem niedrigen Treibhaus herabsenkte, in dem Gemüse für die SS herangezogen worden war. Diese Männer, deren Leben langsam versickerte, lagen an der Hauptstraße, weil sie es von dort nicht weit

zum Wasser hatten, das nun an verschiedenen Stellen einem Schlauch entnommen werden konnte, der die Straße entlang gelegt worden war. Vielleicht wählten sie diese Stelle auch, weil sie nahe bei den Küchen lag und sie hoffen konnten, sich über die kurze Entfernung bis zur Nahrungsquelle hinzuschleppen. Vielleicht auch nur deswegen, weil diese Böschung den Mittelpunkt des Lagers bildete, so dass sie ein Freund dort leichter finden und ihnen Hilfe bringen konnte. Diese langsam sterbenden Männer wurden in der finsteren, treffenden Lagersprache ‚Muselmänner' genannt. Und tatsächlich glichen diejenigen, welche die lose sitzende Häftlingskleidung trugen, mit ihrem viele Tage alten Stoppelbart, ihren geschorenen Köpfen und schlenkrigen, abgemagerten Leibern, ihren starrenden Augen und ihrer Lethargie arabischen Bettlern, die ich einmal vor langer Zeit am Kai von Aden faulenzen und sich sonnen sah."[99]

Tod durch Essen. Der geschwächte Organismus konnteBrot und Butter nicht verwerten. In der Folge starben etliche Häftlinge, weil ihr Körper auf der Latrine ihr Gedärm nicht festhalten konnte.

Viel später hörte Weinberg, dass die englischen Soldaten von dem Elend entsetzt waren, das sie im Lager mit ansehen mussten. Sie versuchten den armen Menschen zu helfen, so gut sie konnten. Ausgemergelt, wie die jetzt befreiten Häftlinge aussahen, schien es nahliegend zu sein, dass man ihnen zunächst zu essen geben musste. Was gut gemeint war, bewirkte bei manchen zunächst das Gegenteil. Sie reichten Häftlingen Brot mit Butter, was diese heißhungrig hinunterschlangen. Für manche bedeutete das den Tod. *„Tod durch Essen"*, das muss für die englischen Soldaten unvorstellbar gewesen sein. Ob und was Weinberg gegessen hat, weiß er nicht, wohl aber, dass er irgendwann die Toilette aufsuchen musste. Dabei sah er jene armen Gestalten, die sich totgegessen hatten. *„Ihnen hingen die Därme aus dem After raus"*, der Organismus hatte vermutlich das Fett der Butter nicht vertragen können, und der Körper war nicht in der Lage, das Gedärm zu halten. *„Fett war Gift für sie"*, sagt er.

Auch er habe Durchfall bekommen, *„und dabei ging das bisschen Kraft hopps, das man noch hatte"*, sagt Albrecht Weinberg, aber es scheint ihn nicht so hart getroffen zu haben, wie jene anderen. *„Man hat sich nach und nach wieder aufgerappelt."* Dazu wird die Feldküche beigetragen haben, die von den Engländern im Lager eingerichtet wurde. *„Man bekam jeden Tag einen Topf Suppe"*, so Weinberg weiter, *„das war warm!"*

Ähnlich wie Albrecht Weinberg erlebte der polnische Jurist Adolf Gawalewicz die Hölle von Belsen, der seine Erinnerungen Jahre später niederschrieb. Darin heißt es: *„Die - übrigens häufigen- Fälle von Kannibalismus erweckten doch immer Missbilligung. Ich kann mich erinnern, dass einer aus der kampierenden Masse schrie: ‚Haltet ihn fest, er nagt an einem Menschenknochen!'. Man konnte die Front immer deutlicher hören, bis an jenem unvergesslichen Sonntag, dem 15. April 1945, als das Herz zwar müde, doch manchmal beschleunigt schlug, als ich mir immer wieder sagte: ‚Warte noch eine Stunde', ein Schrei das Lager erschütterte. Menschen begrüßten die Freiheit in allen möglichen Sprachen. . . Den Augenblick der Befreiung assoziiere ich mit einem grau-*

Fälle von Kannibalismus wurden als „nicht selten" bezeichnet.

99 Sington, Derrick, Die Tore öffnen sich, Hamburg 1948, in: Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002, Seite 185



Am 27. April 2014 besuchte Albrecht Weinberg das ehemalige KZ Bergen-Belsen. Anlass war die Gedenkfeier aus Anlass des 69. Jahrestages der Befreiung des Lagers durch bitische Soldaten.

envollen Durst und mit der Hoffnung, ihn löschen zu können. . . Der erste Tag in Freiheit brachte uns, den hunderten auf dem aufgeweichten Aprilboden Liegenden, den durch Millionen von Läusen und verschiedenen Krankheiten Verzehrten, denjenigen, die es nicht geschafft hatten, nicht einmal für eine Weile, sich aus eigener Kraft auf die Füße zu stellen - dieser Tag machte uns den Tee zum Geschenk. . . Ich aß meinen Zwieback und nun bei der Essensverteilung erhielt ich auch eine Dose Schweineschmalz. Als mir jemand nach langem Betteln diese Dose öffnete, nahm ich mit den Fingern in einer gierigen Bewegung einen Klumpen Schmalz. Das Lecken der Prise Schmalz war eine unbeschreibliche Wonne. . . die ersten Tage nach der Befreiung (waren) eine chaotische Zeit, doch sie erweckte kein Grauen. Was geschah, war nur sehr interessant. Starke Menschen, d. h. diejenigen, die noch gehen konnten, knackten Lebensmittellager. In meinem Blickfeld, auf dem Platz, wo ich kampierte, flackerten Lagerfeuer auf. An den Lagerfeuern standen menschliche Skelette, sie trugen gestreifte Häftlingsanzüge oder eigenartige neubeschaffte Kleider. Ihre Augen glühten im Schein der Flammen, in krankhaftem Fieber und vor der Begierde, erregt durch die auf dem improvisierten Grill brutzelnden Speck- oder Fleischstücke. Nicht selten windet sich einer - gerade eben hatte er noch von dem Speck gegessen - in tödlichen Schmerzen. Das macht aber nichts: Einige Dutzend andere Hände reißen ihm den nicht aufgegessenen Bissen oder das Stück weg. Es macht nichts, dass bei dem verbissenen Kampf zerstobene Glut den bekämpften Gegner verbrennt . . . Wohl eine Woche nach der Befreiung vegetiere ich so wie tausend andere auf dem Platz vor der Baracke."[100]



Wie viel Zeit inzwischen bis zu jenem Tag vergangen war, an dem sich das nächste Gräuel in Weinbergs Gedächtnis eingebrannt hat, ist nicht bekannt. Da der gebürtige Fehntjer inzwischen wieder stehen konnte, muss er ein wenig aufgepäppelt gewesen sein: Die Engländer wussten nicht, was sie mit den vielen Leichen anfangen sollten. *„Ich habe gesehen, wie sie mit*

Anlässlich des 69. Gedenktages an die Befreiung des Lagers wurde unter anderem der jüdischen Opfer gedacht, an die ein Denkmal auf dem ehemaligen Lagerlände erinnert. Fotos: Giermanns

100 Gawalewicz, Adolf: Eine Nummer bekommt ihren Namen zurück, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002, Seite 166

einem Bulldozer eine große Grube ausgehoben haben, in die dann viele Leichen mit dessen Schaufel hineingeschoben wurden." Auf dem Aushub habe ein englischer Soldat gestanden und das gefilmt. Der daraus entstandene Film ist heute in der Gedenkstätte Bergen-Belsen zu sehen.

Als die Erkenntnis kam, dass er „frei" war, sei kein Gefühl der Freude in ihm aufgekommen. Wahrscheinlich war er nach wie vor zu keinem Gefühl fähig. *„Man war doch nicht mehr normal. Ich meine, wenn meine Mutter neben mir gestanden hätte und umgekippt wäre, ich hätte sie liegenlassen. Du warst nicht mehr kräftig genug und geistig und seelisch kaputt. Man war ein Tier, man war kein Mensch, man wurde heruntergearbeitet zum Wurm, zu einem Nichts."*

Der Tag der Befreiung wurde von den Häftlingen unterschiedlich wahrgenommen, je nach ihrem Befinden. Während Weinberg außer der Einfahrt des Panzers auf das Lagergelände zunächst nichts mitbekommen hat, wurden die Befreier von anderen freudig begrüßt, und wer noch die Kraft dazu hatte, fiel dem Nachbarn auch schon mal um den Hals. Arnost Basch hat dazu über den 13. April und die folgenden Tage notiert: *„Mir kam es vor, als wenn wieder mehr Leichen umher lagen als gestern, trotzdem wir bereits Tausende weggeschafft haben. . . Es gelang mir gleich am Anfang der Arbeit, mich wieder zu einem Leichenhaufen durchzuschmuggeln, und wenn es vielleicht auch unglaubhaft erscheint, ich schlief vor Hunger, Erschöpfung und Durst auf dem Haufen liegend ein und schlief bis zum späten Nachmittag. Ich möchte noch bemerken, dass wir bereits den dritten Tag gar nichts zu essen bekamen. Auf der Lagerstraße aber schleppten unzählige Kolonnen die schauerliche Last ohne Unterbrechung bis zum Abend . . . Samstag, 14. April . . . Es fand ein Appell statt, der letzte, und wir erhielten jeder ca. 100 Gramm schimmeligen Brotes. Wir aßen nicht, wir würgten den Bissen heißhungrig in den Magen. . . Niemand kümmerte sich um uns. Wir hatten alle Hände voll zu tun, die Läuse loszuwerden, was aber unmöglich war. Wir hatten diese überall, im Gesicht, in den Haaren, in den Ohren, in den Augengruben . . . Sonntag, 15. April . . . Niemand wusste, was eigentlich vor sich ging. Es war ein herrlicher Apriltag, die Sonne begann zu wärmen, und so legten wir uns zumeist auf Sandhügel und ruhten. . . Doch kurz danach sahen wir weitere Fahrzeuge und sahen auf diesen einen weißen Stern. Nun hatten wir die Gewissheit, dass es sich um Angehörige der Alliierten handelte. Selbstverständlich herrschte unbeschreibbare Freude und Begeisterung im ganzen Lager, doch gab es auch viele, welche ganz apathisch, teilnahmeslos liegenblieben, was eben die Folgen der vollkommenen Erschöpfung waren. . . Auch versagten vielen die Nerven, einige brachen bewusstlos zusammen, andere wieder weinten, und niemand konnte sich in die Lage des befreiten Menschen, des Menschen, welcher schon nicht mehr um sein Leben bangen musste, versetzen. Man fiel sich in die Arme, schüttelte die Hände, küsste einander, man konnte das große Glück der Befreiung und das Ende der unmenschlichsten Leiden und Entbehrungen nicht fassen."*[101]

101 Basch, Arnost: Erinnerungsbericht über die letzten Tage vor der Befreiung, Yad Vashem, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002, Seiten 171f



Am „hohen Kreuz" fand die zweite Gedenkfeier aus Anlass der Befreiung des Lagers statt. Dieses Kreuz ist die Nachbildung desjenigen, das christliche KZ-Häftlinge unmittelbar nach ihrer Befreiung errichtet hatten. Deswegen wird das Andenken an dieser Stelle von einem katholischen Geistlichen zelebriert.

Foto: Giermanns

Die Frage, ob er sich daran erinnern könne, im Krankenhaus behandelt worden zu sein, verneint Albrecht Weinberg. Auch kann er sich nicht daran erinnern, dass man ihn gewaschen hat. *„Aber vielleicht war ich seelisch noch so heruntergekommen, dass ich das gar nicht mitbekommen habe."* Er wisse aber noch, dass man ihm irgend etwas, wahrscheinlich DDT, zur Desinfektion unter die Arme gespritzt habe. Das spricht dafür, dass er vorher gewaschen wurde.

Andere Bilder wird er nie vergessen. Er habe gesehen, wie der Lagerleiter Josef Kramer, dessen Funktion er erst später erfahren hat, zusammen mit anderen SS-Wachen Leichen auf einen Wagen habe laden müssen, die danach zu einer Grube gefahren wurden. Frei zugängliche Fotos und Filmausschnitte zeigen, dass diese Menschen winterfest gekleidet und gut genährt waren, was den Anblick der skelettierten Leichen drastisch hervorhebt.

Es scheint, dass die Befreier die Leichenberge auf diese Weise nicht schnell genug bestatten oder besser „entsorgen" konnten. Die Zeit drängte, die Seuchengefahr wuchs von Tag zu Tag. Irgendwann scheint man dazu übegegangen zu sein, die Leichen zu verbrennen. *„In einigen Baracken waren Leichen übereinander gestapelt. Sie haben die Beracken teils mitsamt Leichen in Brand gesetzt. Manche Körper waren schon so stark verwest, dass man sie kaum anfassen konnte."*

Nach der Befreiung blieben die Häftlinge eingesperrt, weil eine Fleckfieber-Epidemie drohte.

Eile war deshalb geboten, weil zusätzlich zu den „üblichen" Krankheiten wie Lungenentzündung, Typhus, Diarrhö und vielen anderen auch noch Fleckfieber ausgebrochen war, eine hochinfektiöse Krankheit. Diese bakterielle Krankheit wird durch Läuse, Milben, Zecken und Flöhe übertragen. Weil sie sich explosionsartig verbreiten kann, bestand die Gefahr einer Epidemie weit über die Grenzen des Lagers hinaus.

Deshalb waren die Häftlinge zwar vom Naziterror befreit, aber sie blieben eingesperrt, weil ehemalige ungarische Kriegsgefangene auf Geheiß der englischen Befreier als Wachen eingesetzt wurden. Sie sollten verhindern, dass sich Häftlinge aus dem Lager entfernten und dadurch eventuell eine Epidemie auslösten. Albrecht Weinberg bekam davon zunächst nichts mit.

Die von Albrecht Weinberg und einigen Leidensgefährten andeutungsweise beschriebenen unfassbaren Zustände im Lager Bergen-Belsen müssen vor dem Hintergrund bewertet werden, dass dieses KZ längst zum Auffanglager für immer mehr Häftlinge aus vielen weiteren Konzentrationslagern geworden war. Aus dem „Katalog der Dauerausstellung" („Katalog") in der Gedenkstätte Bergen-Belsen [102] ist zu entnehmen:

Konzentrationslager Bergen-Belsen:

Das Lager Bergen-Belsen sei ein „Ort des Massensterbens" gewesen. *„Bergen-Belsen entwickelte sich ab Ende 1944 aufgrund seiner Lage im Deutschen Reich zu einem der zentralen Zielorte dieser Räumungstransporte. Mit mehr als 100 Transporten und Todesmärschen wurden zwischen Dezember 1944 und Mitte April 1945 mindestens 85.000 Männer, Frauen und Kinder nach Bergen-Belsen gebracht" [103],* darunter etwa 20.900 Häftlinge aus dem KZ Mittelbau-Dora und den dazugehörenden Außenlagern.

Ab Ende 1944 wurden mindestens 85.000 Menschen in Todesmärschen oder mit der Bahn nach Bergen-Belsen gebracht.

„Mit der wachsenden Zahl der Häftlinge wurde das Lagergelände erweitert. Waren am 1. Dezember 1944 in Bergen-Belsen etwa 15.250 Frauen und Männern in getrennten Lagern eingekerkert, so stieg deren Zahl bis zum 15. April 1945 auf etwa 53.000."[104] In dem Erweiterungsteil des Männerlagers sei die Todesrate am höchsten gewesen, heißt es im „Katalog" weiter.

„Die Häftlinge aus den geräumten Konzentrationslagern schaffte die SS mit der Bahn oder zu Fuß nach Bergen-Belsen. Die Fahrten in überfüllten Viehwaggons und die Todesmärsche dauerten teilweise Wochen. Zahllose Menschen starben an mangelnder Ernährung, Krankheiten und Erschöpfung. Viele wurden von den Wachmannschaften erschossen oder erschlagen."[105]

„Seuchen und Hunger waren die Hauptursachen für das Massensterben in Bergen-Belsen. Im überfüllten Lager herrschten katastrophale sanitäre und hygienische Verhältnisse. Typhus und Fleckfieber brachen aus. Weder zur Bekämpfung der Epidemien noch gegen andere Krankheiten, unter denen die Häftlinge litten, leitete die SS Maßnahmen ein.

Trotz gefüllter Vorratslager in der nahe gelegenen Wehrmachtskaserne verweigerte die SS den unterernährten und entkräfteten Menschen die Versorgung mit Lebensmitteln. Tagelang erhielten sie überhaupt keine Verpflegung und schließlich auch kein Trinkwasser mehr. Es kam zu Fällen von Kannibalismus. . . Ab März 1945 reichte die Kapazität des Krematoriums für die Einäscherun-

102 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Bergen-Belsen, Katalog der Dauerausstellung, Seite 215
103 dito, Seite 215
104 dito, Seite 217
105 dito, Seite 224

gen nicht mehr aus. Tausende von Leichen verwesten auf dem Lagergelände. Wenige Tage vor der Befreiung wurde damit begonnen, die Toten zu beseitigen und in Massengräbern zu verscharren." [106]

Was in dem letzten Satz vergleichsweise harmlos klingt, stellt sich aus der Perspektive betroffener Zeitzeugen wesentlich dramatischer dar. Arthur Lehmann hat wie Albrecht Weinberg am Tag der Befreiung zuerst die englischen Panzer wahrgenommen. *„Ihre ersten Tanks rollten um 2.30 Uhr ins Lager", hat er in seinen Erinnerungen festgehalten.*[107]

In den Tagen vor der Befreiung schleppten Häftlinge tagelang Leichen in Massengräber.

In den Tagen zuvor hatten ihnen die Wachen befohlen, die Leichen zu „entsorgen. *„Seit dem 11. April mussten wir arbeiten. Man versuchte offenbar, wenigsten die Toten wegzuschaffen, bevor die Engländer da waren. In einer abgelegenen Ecke des Lagerterrains wurden riesengroße tiefe Gruben ausgehoben. Die Häftlinge in meiner Lagerabteilung erhielten die Aufgabe, die Leichen aus Block 11, dann die frei herumliegenden und schließlich ungeheure Massen von Frauenleichen, die mit Autos aus den Frauenlagern bis zur Lagerstraße gebracht wurden, zu diesen Gruben zu schleppen. Da wir zu sehr geschwächt waren, wurde uns schließlich erlaubt, dass immer vier Mann einen Körper zogen, an Lappen oder was sich fand, an den Fuß- und Handgelenken befestigt. Eine Gruppe nach der anderen; ein Zug, der wohl zwei Kilometer lang war. Wankend und stöhnend, getrieben vom Grauen und den Stöcken polnischer Capos, die nun die unumschränkten Herren waren. Das führte zu neuen Verlusten. Es dauerte vom 11. bis zum 14. April, dann konnte keiner mehr."*[108]

Von den Zuständen in den Baracken, auf die Zeitzeugen Schlaglichter werfen, blieb Albrecht Weinberg verschont: *„Der Boden war mit einer stinkenden Masse bedeckt, die Situation war eine Katastrophe. Die Menschen waren zu schwach, um sich zu bewegen und so wurde das ganze Lager zur Latrine."*[109] *„Die Menschen aßen Leichen, die in den Baracken lagen. Der Name dieses Lagers war nicht Bergen-Belsen, sondern ‚Vernichtung der Menschheit'."*[110]

Über den Tag der Befreiung des Lagers, am Sonntag, 15. April 1945, heißt es im „Katalog", dass das Lager von ungarischen Soldaten bewacht worden sei. Als die englischen Soldaten das Lager erstmals betraten, lagen auf dem Gelände mehr als 10.000 unbestattete Leichen herum, lebende Häftlinge lagen oder saßen dazwischen. An diesem und an weiteren Tagen sei es zu Ra-

---

106 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, a. a. O. Seite 232

107 Lehmann, Arthur: Bericht von A. L. über die Zeit vom 8. bis 30. April 1945, in: Yad Vashem, Jerusalem 02/383, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002, Seite 170

108 dito, Seite 169

109 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Bergen-Belsen, Katalog der Dauerausstellung, Seite 232

110 dito, Seite 233

cheakten von Häftlingen an ehemaligen Bewachern gekommen. Am Tag nach der Befreiung des Lagers besichtigten die Briten das Kasernenlager, sie fanden dort 15.000 Häftlinge vor. Erste Hilfs- und Rettungsmaßnahmen wurden eingeleitet. Am Dienstag, 17. April, wurden die Hilfsmaßnahmen forciert. *„Es wird beschlossen, in dem Bereich des Kasernenkomplexes . . . ein Nothospital einzurichten. Alle Überlebenden sollen so rasch wie möglich vom Hauptlager dorthin überführt werden.*

Im Hauptlager (in dem Albrecht Weinberg auf dem Boden lag, Red.) wird damit begonnen, die Wasser- und Stromversorgung wiederherzustellen. Als erste Maßnahme müssen die deutschen Feuerwehren der umliegenden Ortschaften eine Wasserleitung von der etwa 400 Meter entfernten Meiße ins Lager legen. In der Stadt Celle ordnet die britische Militärregierung eine Sammlung von Kleidung, Decken und Handtüchern für die Überlebenden von Bergen-Belsen an."[111] Am 20. April begann sich die Ernährungslage der Häftlinge spürbar zu verbessern, nachdem die Royal Army fünf Küchen auf dem Lagergelände eingerichtet hatte. Für den 28. April 1945 wird im „Katalog" berichtet, dass die Bestattung der Häftlinge (in Massengräbern, Red.) abgeschlossen sei. Seit dem 15. April seien etwa 21.000 Tote beerdigt worden.

„Cellesche Zeitung" berichtete über das Grauen

Um der im Umfeld des Lagers lebenden deutschen Bevölkerung das Ausmaß des Grauens vor Augen zu führen, hatten die Befreier beschlossen, einige Repräsentanten durch das Lager zu führen. Darüber wurde am 4. Mai jenes Jahres in der „Cellesche Zeitung" berichtet. Im „Katalog" wird der Artikel auszugsweise wiedergegeben: *„Auf Veranlassung der Besatzungsbehörde haben die Unterzeichneten, je drei Vertreter der Stadt und des Landkreises Celle, am 24.4.1945 das Konzentrationslager in Belsen besichtigt. Sie fühlen sich ihren Mitbürgern in Stadt und Land gegenüber verpflichtet, wahrheitsgemäß über das zu berichten, was sie dort gesehen und gehört haben. Sie fühlen diese Verpflichtung um so stärker, weil fast alle Celler bis in die letzten Tage von dem Vorhandensein eines Konzentrationslagers in Belsen nichts gewusst, danach aber ihrem Mitleid mit den Insassen des Lagers durch zahlreiche Spenden bereitwilligst Ausdruck gegeben haben . . . Wer die Zustände im Lager Belsen aus eigener Anschauung kennengelernt hat, empfindet Abscheu vor den Männern, die diese Zustände verursacht oder pflichtwidrig geduldet haben. Sie haben nicht nur dem deutschen Namen in der Welt Unehre gemacht, sondern dem menschlichen Gefühl jedes wahren Deutschen zuwider gehandelt. Wer sich solcher Verbrechen an wehrlosen Menschen schuldig macht, gehört nicht zu uns"*[112]

Honoratioren aus der Stadt Celle mussten das Lager stellvertretend für die Bevölkerung in der Umgebung besichtigen und darüber berichten. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, Decken und Wäsche zu spenden.

Mit Datum vom 15. Mai 1945 heißt es im „Katalog": *„Die letzten 421 Überlebenden werden in das Nothospital gebracht. Damit ist die Evakuierung abgeschlossen. Insgesamt sind in den vergangenen vier Wochen nahezu 29.000*

111 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, a. a. O., Seite 259

112 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, a. a. O., Seite 264

der befreiten Häftlinge aus dem Hauptlager in den Kasernenkomplex überführt worden. 1.900 sind bis zu diesem Tag im Nothospital gestorben."[113] „Sind überführt worden", ist eine zumindest teilweise zu harmlos klingende Bezeichnung für das Elend, das damit verbunden war.

„Wohl eine Woche nach der Befreiung vegetierte ich so wie tausend andere auf dem Platz vor der Baracke. Eben erreichte uns die Nachricht, dass das Krankenhaus auf dem Lagergelände wahrscheinlich Leute aufnimmt. Zusammen mit einem Polen beschlossen wir, unser Glück zu versuchen. Ich kann nicht sagen, ob es von unserem Lagerplatz bis zum Krankenhaus 500 oder 1.000 Meter weit war. Wir bewältigten sie etwa in einem halben Tag, mit größter Mühe, auf den Knien kriechend und Meter für Meter erobernd. Ich hatte natürlich wieder blutigen Durchfall, ich hatte auch, was mir damals nicht bewusst war, Paratyphus und erneut offene Lungentuberkulose."[114]

Tausende Häftlinge mussten in Nothospitälern behandelt werden

Ende April 1945 lagen 12.500 ehemalige Häftlingen in Celle und Umgebung in Krankenhäusern.

„Ende Mai lagen noch 12.500 Personen in den Hospitälern in der Umgebung Bergen-Belsens. Die Briten waren auf diesen humanitären Einsatz, den größten in der Militärgeschichte des Landes, nicht vorbereitet gewesen. Die eher zufällige Anwesenheit einer Gruppe junger Mediziner in Bergen-Belsen belegt, dass es in anderen Zusammenhängen sehr wohl zivile ‚Eingreiftruppen' für Notsituationen gab: Knapp 100 Studenten aus Londoner Krankenhäusern trafen Ende April in der Lüneburger Heide ein. Sie waren ursprünglich zusammengefasst worden, um in niederländischen Hungerregionen zum Einsatz zu kommen. Da sich die Befreiung der Niederlande verzögerte, wurden sie nach Bergen-Belsen gesandt. Sie waren speziell auf die Behandlung der unterernährten Menschen vorbereitet und griffen auf eine neue Therapie zurück. Dieser Umstand rettete vielen Belsen-Opfern das Leben."[115]

Bei „Wikipedia" ist über die Entstehung und die Bedeutung des Lagers eher Übergreifendes zu lesen. Danach war der Ausbruch des Fleckfiebers der Grund dafür, dass die Nazis nicht noch einmal versuchten, die Arbeitskraft der Häftlinge vor dem Zugriff der Kriegsgegner zu „retten", indem SS-Schergen sie erneut auf einen Transport schickten. Die Gefahr einer epidemischen Ausbreitung dieser Krankheit war auch der Grund dafür, dass es ein einziges Mal während des Krieges eine Teilkapitulation Nazi-Deutschlands gab. Mit Zustimmung Heinrich Himmlers kapitulierte das Lager und wurde den Engländern kampflos übergeben. Dies hatte zur Folge, dass viele Täter ungestraft verschwinden konnten.

---

113 dito, Seite 265

114 Gawalewicz, Adolf: Eine Nummer bekommt ihren Namen zurück, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002, Seite 166

115 Schekahn, Hans-Jürgen, Briten und Belsen. Die ersten Monate nach der Befreiung, in: Kriegsende und Befreiung, Bremen 1995, Seite 58

Wenn heute vom KZ Bergen-Belsen die Rede ist, muss bedacht werden, dass es erst ab Dezember 1944 als „Konzentrationslager" bezeichnet wurde. Vorher war es nominell *„Aufenthaltslager für jüdische Austauschhäftlinge"*, „Erholungslager" für nicht mehr arbeitsfähige Häftlinge. Ursprünglich war das Lager als Unterkunft für Wehrmachtsangehörige konzipiert worden, die auf dem dazugehörenden Truppenübungsplatz auf den Kriegseinsatz vorbereitet wurden. Aus diesen Unterkünften entstand später ein Lager für Kriegsgefangene.

Massensterben der 50.000 nach der Befreiung des Lagers

Bei „Wikipedia" ist über dieses Lager zu lesen: *„Im April 1943 trat die Wehrmacht den südlichen Teil des Lagergeländes an die SS ab, die dort das Konzentrationslager Bergen-Belsen einrichtete. . . Seit Ende 1944 trafen zahlreiche „Evakuierungstransporte" mit Häftlingen aus vielen frontnahen Konzentrations- und Außenlagern in Bergen-Belsen ein. Es kam zum Massensterben von mehr als 50.000 kranken, erschöpften und verhungernden Menschen. Die Befreier fanden zahlreiche unbestattete Leichen und zum Skelett abgemagerte, todkranke Menschen vor. Bergen-Belsen wurde daher zum „Symbol für die schlimmsten Greuel und die unmenschliche Barbarei des nationalsozialistischen Konzentrationslagersystems . . .*

Als ab Dezember 1944 Evakuierungstransporte aus frontnahen Konzentrationslagern eintrafen, wurde das Lager Bergen-Belsen um den bislang von der Wehrmacht verwalteten Teil des Kriegsgefangenenlazaretts erweitert und im Januar 1945 als ‚Großes Frauenlager' genutzt.

Zwischen Dezember 1944 und März 1945 trafen 6.000 bis 7.000 kranke und erschöpfte männliche Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen, 5.000 bis 6.000 von Außenlagern des KZ Buchenwald sowie weitere aus dem KZ Dora-Mittelbau und den Außenlagern des KZ Natzweiler und KZ Flossenbürg im Lager ein." [116] Daraus folgt, dass Albrecht Weinberg Anfang April vermutlich mit einem der letzten Transporte angekommen ist.

„Einzelne Baracken des ‚Häftlingslagers II' waren mit 1.500 Menschen belegt; weder Trinkwasserleitung noch Waschgelegenheiten waren vorhanden.

Im Dezember 1944 hatte das nun vom Kommandanten SS-Hauptsturmführer Josef Kramer geleitete Lager 15.257 Insassen und wurde vom WVHA offiziell als ‚Konzentrationslager Bergen-Belsen' geführt. Weitere ‚Evakuierungszüge' aus frontnahen Lagern trafen in rascher Folge ein. Die Unterbringungsmöglichkeiten, sanitären Einrichtungen und Verpflegung reichten in keiner Weise. Seuchen brachen aus; zuletzt gab es keinerlei Essen mehr.

Im März 1945 wurden im KZ Bergen-Belsen 18.168 Tote gezählt.

Die Entwicklung der Belegstärke ist nur in groben Zügen zu rekonstruieren. Am 1. Januar 1945 waren 18.465 Häftlinge im Lager, am 15. Januar 22.286, am 1. März 41.520, am 15. März 45.117. Allein im März 1945 zählte man in Bergen-

116 http://de.wikipedia.org/wiki/Bergen-Belsen

Belsen 18.168 Tote. Bis Mitte April kamen rund 35.000 Menschen um. Das Massensterben ging auch nach der Befreiung weiter. . .

50.000 Tote in Bergen-Belsen, 14.000 Häftlinge starben noch nach der Befreiung.

Die britischen Truppen fanden rund 60.000 Häftlinge vor. Rund 14.000 von ihnen starben noch nach der Befreiung. Die Gesamtzahl der Todesopfer in Bergen-Belsen (einschließlich dieser 14.000) wird auf 50.000 berechnet. Die Gesamtzahl aller Häftlinge Bergen-Belsens wird auf 110.000 bis 120.000 geschätzt; dabei sind auch diejenigen einbezogen, für die das Lager nur eine Durchgangsstation war. . .

Unmittelbar nach der Übergabe kam es zu Zwischenfällen, bei denen verhungernde Häftlinge die Vorratslager zu plündern versuchten und von ungarischen Wehrmachtsangehörigen beschossen wurden. Andererseits wurden verhasste Funktionshäftlinge verprügelt und erschlagen." [117] Wenn Weinberg eingermaßen bei Kräften gewesen wäre, hätte er sich vielleicht auch daran beteiligt, *„aber ich war viel zu schwach."*

„Am 17. April 1945 wurde das SS-Lagerpersonal verhaftet und bei dem Konzentrationslager in Zelten untergebracht. Die SS-Männer und weiblichen Angehörigen des SS-Gefolges mussten schließlich mithelfen, die zu Tausenden auf dem Lagergelände herumliegenden Leichen in Massengräbern zu bestatten"[118], was Weinberg mit angesehen hat

„Die verseuchten Baracken wurden nach und nach bis Mitte Mai geräumt und verbrannt"[119], aber anscheinend wurden nicht alle geräumt. Eine gesicherte Aussage ist hierzu nicht bekannt.

Irgendwann war für Albrecht Weinberg klar, dass er nicht länger in Bergen-Belsen bleiben wollte, wo er zuletzt vermutlich im DP-Camp gelebt hatte. Es drängte ihn herauszufinden, was aus seiner Familie geworden war. Lebte noch jemand? Wo konnte er sie finden?

117 http://de.wikipedia.org/wiki/Bergen-Belsen
118 dito
119 dito

Aufrappeln nach der Befreiung

Auf der Suche nach der Familie



Auch nachdem Albrecht Weinberg, vermutlich im DP-Camp[120] Bergen-Belsen, wieder auf die Beine gekommen war, hatte er kein Gefühl für Zeit. Jahrelang hatte es keine Rolle gespielt ob es früh oder spät, Wochentag oder Sonntag war; einzig die Befehle der Wachleute, irgendwelcher SS-Schergen, Kapos oder ziviler Meister hatten seinen Tagesablauf bestimmt. Er war rechtlos. Je deutlicher ihm bewusst wurde, dass er „frei" war, drängten sich zwei Fragen in sein Bewustsein: wo ist meine Familie, und wie kann ich dem ganzen Elend endgültig entfliehen?


Statt Ansagens!
Die glückliche Geburt eines kräftigen
Jungen
zeigen hocherfreut an
Alfred Weinberg und Frau
Flora, geb. Gründberg.
Westhausen, 7. März 1925.

Nach einigen Tagen oder Wochen, genau weiß er das nicht, hatte er sich erholt. Je besser es ihm ging, um so mehr weitete sich sein Blick für seine Umgebung. Es ging nicht mehr ausschließlich darum, zu überleben und irgendwie den nächsten Tag zu überstehen. Wo auch immer er im jetzt ehemaligen Lager in Bergen-Belsen war, er lag dort zusammen mit Felix Feinario, einem Jungen aus Berlin, den er seinen Freund nennt. *„Ich sagte ihm, dass ich aus Norddeutschland stamme, und dass ich nicht im Lager bleiben würde."* Nachdem er sein Anliegen irgendwem, vermutlich dem Leiter des DP-Camps, vorgetragen und von diesem zur Antwort bekommen habe, dass er gehen könne, „haben wir uns auf den Weg gemacht."



Zu Fuß nach Celle und in die Arme des Militärpolizisten

Zu Fuß gingen sie los in Richtung Celle. Unterwegs kamen sie an einem verlassenen Bauernhaus vorbei. Kein Mensch war da. Die Kühe standen im Stall, Pferde daneben. Die Speisekammer war voller Köstlichkeiten, voll mit Speck und Eingemachtem. Weil er vom Land kam, war Albrecht Weinberg den Umgang mit Tieren gewohnt. Er spannte ein Pferd an und belud den Wagen mit allem, was ihm nützlich schien, mit Lebensmitteln vor allem. Oben auf verstaute er eine Nähmaschine, bis heute weiß er nicht warum. Weit kam er mit seinem „Schatz" nicht. Um die nächste Ecke wurde er von einer englischen Motorradstreife angehalten. „Er trug einen breiten Gürtel um den Bauch." Was der Mann sagte, konnte er damals nicht verstehen. Deshalb konnte er ihm auch nicht klarmachen, dass er kein gewöhnlicher Dieb war. Der Militärpolizist war unerbittlich: Weinberg musste alles abgeben und seinen Weg zu Fuß fortsetzen.

In Celle angekommen, wandte er sich an den Bürgermeister, um zu erfahren, wohin er sich als nächstes wenden konnte. *„Abends konnten wir in einer Gaststätte einen Pferdeklops mit Kartoffeln bekommen."* An mehreren Abenden

Diese Aufnahme ließ Albrecht Weinberg vermutlich Ende 1945 von sich machen. Äußerlich schaut er gut gestylt aus, vergleisweise gut genährt scheint er ebenfalls gewesen zu sein, aber seine Augen sagen deutlich, dass es ihm alles andere als gut geht: Geburtsanzeige Der 23jährige Albrecht Weinberg 1948 in den USA

Quelle: Sammlung Weinberg

120 siehe Beschreibung auf Seite 151

nahm er das Angebot an, und es kamen immer mehr Menschen in die Gaststätte. Eines Tages hieß es, dass man in einem Zimmer, vermutlich im Rathaus der Stadt Celle Suchmeldungen hinterlassen könne. Weinberg wandte sich dorthin und traf dort Jungen, die er aus Groß Breesen kannte. Sein zweiter Weg führte nach Hannover zu Büros, in denen man einen DP-Ausweis bekommen konnte, *„das war eine Kennkarte."* Neben dem Foto und persönlichen Daten war darin auch die Nummer eingetragen, die man den Häftlingen in Auschwitz in den linken Arm tätowiert hatte. *„Nur in Auschwitz wurden die Häftlinge tätowiert, das gab es in keinem anderen KZ"*, sagt Weinberg. Die Nazis hatten ihnen alles genommen, und offiziell waren sie staatenlos. In diesen Büros konnte man auch seinen Namen hinterlassen, eine kleine Hilfe bei dem Suchen nach Familienangehörigen und Bekannten. Es scheint, dass Hannover für alle Holocaust-Überlebenden aus dem Lager Bergen-Belsen die erste Anlaufstation war.

Zusammen mit vier weiteren Leidensgenossen machte sich Weinberg auf den Weg nach Krefeld, damals unter amerikanischer Besatzung, um die Berechtigung für die Auswanderung in die USA zu erwerben.

Gemeinsam machten sich Weinberg und die anderen jungen Männer auf den Weg in die amerikanische Besatzungszone, denn sie waren entschlossen in die USA auszuwandern. Die Chance dorthin zu kommen, hatten sie nur, wenn sie bis zu einem Stichtag in dieser Zone waren und einen entsprechenden Beleg hatten. Mit Weinberg machten sich fünf Jungen auf den Weg nach Krefeld, darunter ein virtuoser Geigenspieler, an dessen Namen sich Weinberg nicht erinnert, der Tischler Felix Feinario, Günter Hirschfeld aus Breslau und Kurt Servus. Einige polnische Jungen waren auch noch dabei. Dass sie den Weg in die Textilstadt am Niederrhein einschlugen, wird damit zusammengehangen haben, dass dies die Heimatstadt von Kurt war. Sein Onkel war dort christlich verheiratet, was dazu beigetragen hatte, dass er nicht ins KZ deportiert wurde.

Irgendwie schlugen sie sich von Hannover nach Krefeld durch

Wie seine Kameraden und er letztlich nach Krefeld gekommen sind, weiß Weinberg nicht. *„Mit dem Zug ging das nicht. Vermutlich gingen sie teils zu Fuß, teils sprangen sie auf irgendwelche Züge, die in etwa in ihre Richtung fuhren. Wir haben uns irgendwie durchgeschlängelt"*, und auf dem Weg sahen sie viel Elend und große Zerstörung. Weinberg fühlte sich dadurch in seinem Beschluss bestätigt auszuwandern. Deutschland würde nie wieder auf die Füße kommen, deshalb konnte es für ihn in seinem ehemaligen Heimatland keine Perspektive geben.

In Krefeld trafen sie auf einen amerikanischen Soldaten, der in einem Jeep an ihnen vorbei fuhr. Es stellte sich heraus, dass er deutscher Staatsbürger gewesen, als Jude vor den Nazis geflüchtet und als amerikanischer Soldat nach Deutschland zurückgekehrt war. *„Mit ihm konnten wir uns auf Deutsch unterhalten."* Er wies ihnen eine Villa als vorläufige Bleibe zu, welche die amerikanische Armee beschlagnahmte. *„In diesem Haus hatte ein Parteigenosse gewohnt, der selbst nicht anwesend war. Seine Frau und zwei Kinder wohnten noch dort. Der Soldat sagte zu der Frau, dass sie zwei Stunden Zeit habe, das Haus zu verlassen, danach würde er wiederkommen."* So geschah es. Mut-

ter und Kinder zogen aus und machten Platz für Albrecht Weinberg und seine Weggefährten. „Sechs Monate haben wir in dieser Villa gewohnt."

In diesem Haus waren die jüdischen Mitbürger vorläufig gut untergebracht, und sie bekamen, was ihnen für einen Moment am wichtigsten war: die Bestätigung, dass sie sich vor dem besagten Stichtag in der amerikanischen Zone aufhielten. Bald reichte ihnen das nicht mehr. Alle wollten erfahren, wie es ihren Familienangehörigen ergangen war, ob sie noch lebten und wo man sie eventuell finden konnte. In dem Chaos, das überall herrschte, schien das ein unmögliches Unterfangen zu sein. Nach und nach verabschiedeten sich die kurzzeitigen Villen-Bewohner von einander und gingen in verschiedenen Richtungen ihrer Wege. Die amerikanischen Soldaten halfen den ehemaligen Häftlingen so gut sie konnten.

In Lüneburg verpasste Albrecht seine Schwester Friedel

Für Albrecht Weinberg hatte einer von ihnen herausgefunden, dass sich seine Schwester in Lüneburg aufhielt. Seine Freude darüber, sie lebend zu wissen, wurde dadurch gedämpft, dass es schwierig war, dorthin zu kommen. Reguläre Verbindungen gab es nicht, wieder hieß es, sich irgendwie durchzuschlängeln. *„Das war wie Wildwest"*, sagt er rückblickend, *„eine Fahrkarte hatte kaum jemand, und Geld besaßen wir auch nicht. Man sprang auf jeden Zug, der in etwa in die Richtung fuhr, in die man wollte. Die Züge waren brechend voll. Die Abteile waren überfüllt, und die Fahrgäste lagen auf den Dächern der Waggons, standen auf den Trittbrettern und auf den Pollern."* Immer wieder blieben die Züge stehen, auch ohne offensichtlichen Grund. In Helmstedt wurde er aus dem Zug geholt und für einige Tage eingesperrt. Als es ihm schließlich gelungen war, die Heidestadt zu erreichen, war seine Schwester nicht mehr dort. Sie hatte sich vermutlich ebenfalls auf die Suche nach Verwandten gemacht. Da sie in Lüneburg in der englischen Zone war, liegt die Vermutung nahe, dass sie nicht wusste, wo sich ihr Bruder Albrecht befand.

In Hannover trafen sich Friedel und Albrecht Weinberg wieder.

Was tun? Niemand schien seine Schwester zu kennen. Für die Tausenden von ehemaligen KZ-Gefangenen, die auf der Suche nach Angehörigen waren, gab es in den Städten Anlaufstellen, die irgendwann alle Ankömmlinge aufsuchten. Hier war die Wahrscheinlichkeit vergleichsweise groß, Bekannte zu treffen. Albrecht Weinberg gelang dies. Er traf einige Mädchen, die Friedel kannten. Von ihnen erfuhr er zunächst, dass seine Schwester lebte und dass sie wahrscheinlich mit Lilly Lang, mit der sie in Auschwitz im Stabsgebäude der SS gearbeitet hatte, nach Hannover gefahren sei. Er machte sich auf den Weg, und soweit sie Mitte 1945 schon Glück empfinden konnten, waren sie glücklich, einander gefunden zu haben. Von diesem Tag an, haben sie ihr gesamtes Leben zusammen verbracht. Zunächst bekamen sie eine Bleibe in einer deutschen Familie, bei der sie sich wohl fühlten. Jeden Tag gab es gebratene Kaninchen zu essen, ein Festmahl für die Geschwister, die lange nicht so gut gegessen hatten. Dass es jeden Tag Stallhasen zu essen gab, ist ein Indiz dafür, dass die deutsche Familie nicht üppig lebte. In der Zeit wachsender Not waren Kaninchen die

letzte Nahrungsreserve. *„Die Wohnung der Familie war in Herrenhausen. Zur Familie gehörte eine acht- oder neunjährige Tochter namens Anneliese. Die ganze Familie war nett zu uns."* Weinberg erinnert sich an die Schiebetüren aus Glas im Innern des Hauses, so etwas hatte er noch nie gesehen.

In Hannover habe es eine Anlaufstelle für ehemalige KZ-Häftlinge gegeben, wo man seinen Namen hinterlassen konnte, eine Adresse hatte man noch nicht. Wer Angehörige suchte, kam irgendwann dorthin. *„Man hat sich mit anderen zusammengetan, aber irgendwann ist jeder seines Weges gegangen."* Längst war das Jahr 1946 angebrochen, und noch immer hatten die Weinberg-Geschwister keine Information über ihre Eltern. Sie machten sich auf den Weg nach Berlin, weil sie erfahren hatten, dass im Bezirk Wannsee eine zentrale Suchstelle eingerichtet worden war. *„Dort war sogar unser Transport nach Auschwitz aufgelistet"*, sagt Weinberg. Dort lasen sie, dass Alfred und Flora Weinberg sowie ihr Sohn Albrecht für tot erklärt worden waren. Auf die Eltern traf das zu. *„So war ich in den Listen tot, solche Fehlinformationen konnten in diesem Durcheinander leicht passieren."*

Wie er erfahren hat, dass sein Bruder lebte, weiß er nicht. Die Vermutung lag nahe, dass Dieter sich in Leer aufhielt, wenn er es bis dahin geschafft hatte. Vor ihren Transporten hatten die Kinder mit ihren Eltern verabredet, dass sie sich nach dem Krieg entweder in Berlin oder in Ostfriesland treffen wollten. Da Friedel und Albrecht ihren Bruder in Berlin nicht ausfindig machen konnten, hatte er es vielleicht nach Leer geschafft. Der Kontakt zu ihrem Bruder kam vermutlich über Südamerika zustande. Dort lebte ein Vetter der Weinberg-Geschwister, der im Alter von 20 Jahren nach Argentinien ausgewandert war. Dieter Weinberg hatte ihm anscheinend von Leer aus geschrieben, und so erfuhren Friedel und Albrecht, wo ihr Bruder war. Unklar ist, woher der Vetter wusste, wo Friedel und Albrecht abgeblieben waren. Denkbar ist, dass er ebenfalls den Suchdienst in Anspruch genommen hatte.

Dieter Weinberg wohnte in der jüdischen Schule in Leer

Bei nächster Gelegenheit besuchten Friedel und Albrecht ihren Bruder in Leer, der dort in der Lehrerwohnung der ehemaligen jüdischen Schule wohnte. In allen anderen Häusern, in denen vor dem Horror jüdische Familien gewohnt hatten, lebten inzwischen andere Familien. Für die beiden jüngeren Geschwister kam es nicht in Frage, in Leer oder anderswo in Ostfriesland einen Neustart zu versuchen. Sie waren entschlossen, in die USA auszuwandern, mit Deutschland wollten sie nie wieder etwas zu tun haben. Längst hatten sie sich um die Ausreise beworben, bei deren Realisierung ihnen die Organisation „HIAS" (Hebrew Immigrant Aid Society, Hebräische Immigrations-Hilforganisation) half.

Den Kontakt zu dieser Organisation hatte jener amerikanische Soldat hergestellt, den die Jungen in Krefeld getroffen hatten. Ihn traf später ein bürokratischer Schicksalsschlag. Bei seiner Suche nach Familienangehörigen, denen die Flucht aus Nazi-Deutschland nicht gelungen war, hatte er seine Schwester

ausfindig gemacht. Mit ihm in die USA ausreisen durfte sie nicht, weil sie einen Beleg mit sich führte, aus dem hervorging, dass Lilly Lang an dem besagten Stichtag in der britischen Zone registriert war.

Das Leben in Deutschland war hart. Was man zum Überleben benötigte, gab es nur auf dem Schwarzmarkt, die Reichsmark war nichts wert. Während andere Hab und Gut gegen Lebensmittel einzutauschen versuchten, hatten die Weinberg-Geschwister diese Möglichkeit nicht. Sie besaßen nichts, was sie hätten tauschen können. *„Wir haben uns ohne Lebensmittel durchgeschlagen, weil wir es anfangs irgendwie nicht geschafft haben, in ein DP-Camp zu gehen. Als ‚Displaced Persons' konnte man dort zu essen und eine Wohnung zugewiesen bekommen."* Eines dieser Camps war in Zeilsheim bei Frankfurt. *„Dort gab es ein ganzes Dorf, in dem ehemalige Häftlinge wohnten."* Die Weinberg-Kinder versorgten sich über den Schwarzmarkt. Seit die Care-Pakete aus den USA kamen, hatten sie Tauschware zur Verfügung. So kamen sie an Corned Beaf in der Konservendose, an Zucker und Schokolade. *„Wenn man etwas zum Tauschen hatte, konnte man zum Beispiel Kartoffeln bekommen, aber nur dann."*



Lilli Lang war im KZ Auschwitz zusammen mit Friedel Weinberg dem Stabsgebäude der SS zugeteilt worden. Sie wurden zu Freundinnen. Mit Datum vom 7. November 1946 schickte sie Friedel dieses Foto. Auf dessen Rückseite schrieb sie: „Meiner l. kleinen Friedel, zum Andenken in Frankfurt an Deine sich immer nach dir sehnende K- Z. Schwester Lilli! ‚Vergiss mich nie'!."

Foto: Sammlung Weinberg

Bei einem ihrer Besuche in Leer hatte Dieter ihn gefragt, ob er ihm schwarzen Tee besorgen könne. Bei allem, was die Ostfriesen selbst zu ihrem Lebensunterhalt beitragen konnten, mussten sie auf ihren Tee verzichten. Wer Tee besaß, war in jenem Jahr 1946 in Ostfriesland Eigentümer eines „Schatzes", der vielleicht nach Zigaretten, den höchsten Tauschwert besaß. Die amerikanischen Soldaten kamen an Tee heran, aber das war nichts für sie. Deshalb gelang es Albrecht Weinberg leicht, einige Päckchen dieser Köstlichkeit zu bekommen. Als er sich damit auf den Weg zum Bahnhof machte, geriet er an eine Streife, die ihm seinen „Schatz" wegnahm. *„Ich saß schon im Zug in Richtung Leer, dann wurde eine Razzia gemacht, und ich war alles los."*

Seit er seine Schwester gefunden hatte, zogen sie gemeinsam von einem DP-Camp zum nächsten. *„Die längste Zeit haben wir in Zeilsheim bei Frankfurt gelebt."* Hier erfuhren sie vom Tod ihres Bruders. Zu dessen Beerdigung fuhren sie nach Leer. Der Verstorbene wurde mit einem Leichenwagen zum jüdischen Friedhof der Stadt gebracht und dort im Beisein der Geschwister zur ewigen Ruhe gebettet. Anschließend machten sie sich auf den Weg nach Frankfurt, um letzte Vorbereitungen für ihre Ausreise zu treffen, die inzwischen für Januar oder Februar 1947 vorgesehen war.

Nachdem Dieter im Oktober 1946 ertrunken und von seinen Geschwistern in Leer bestattet worden war, hielt Friedel und Albrecht nichts mehr in Deutschland. Beim Konsulat erhielten sie die erforderlichen Papiere, dann mussten sie nur noch warten, bis das Schiff in Bremerhaven vor Anker lag, das sie nach Amerika bringen würde.

Bevor sein Entschluss feststand, in die USA auszuwandern, hatte er auch darüber nachgedacht, ob er vielleicht nach Israel auswandern sollte. Diesen Gedanken verwarf Weinberg schnell wieder. Man sei damals nur mit der „Hagana" (zionistische paramilitärische Untergrundorganisation in Palästina während des britischen Mandats, 1920–1948) oder mit israelischen Soldaten nach Israel gekommen, die auf der Seite der Briten in Afrika gekämpft hatten. Juden aus Deutschland habe man in jenem Jahr noch nicht einreisen lassen wollen. *„Israel war ja zu jener Zeit von den Engländern für jüdische Einwanderer verschlossen. Man hat Schiffe zum umkehren gezwungen und die Menschen in DP-Camps auf der Insel Zypern und auch zurück in andere europäische Staaten gebracht."* Nur illegal sei man ins Land gekommen, und das sei nur wenigen gelungen. *„Es war alles wie mit Brettern vernagelt, aber nicht nur in Israel."* Als Beispiel für die „vernagelte" Haltung der Engländer teilt Weinberg mit, dass er von einem polnischen Arzt gehört hatte, der unter englischem Kommando gegen Nazi-Deutschland gekämpft hatte. Er war Angehöriger der Armee des polnischen Generals Andersen, dessen Truppen von der Wehrmacht bei Kriegsbeginn überrannt worden waren. Dem Arzt und einigen anderen war es gelungen, nach England zu entkommen. Nach dem Krieg war er im emsländischen Lingen stationiert. Dort lernte er Ruth Heilbronn kennen, eine Kusine von Albrecht Weinberg. Sie hatte das jüdische Ghetto in Riga überlebt. Die beiden heirateten. Als der Ehemann zurück auf die Insel kommandiert wurde, durfte er seine Frau nicht mitnehmen. Mehrere Jahre mussten sie getrennt leben, bis Ruth nach England einreisen durfte.

Exkurs: Was waren DP-Camps?

„DP-Lager (englisch DP-Camps) waren Einrichtungen zur vorübergehenden Unterbringung so genannter Displaced Persons (DPs) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs . . . Nach dem Einmarsch der Alliierten 1945 befanden sich auf dem Gebiet des Deutschen Reiches zwischen 6,5 Millionen und 7 Millionen DPs. Unter diesem Begriff wurden Zivilisten verstanden, die sich infolge des Krieges nicht mehr in ihrem Herkunftsland befanden, aber nach den Vorstellungen des Hauptquartiers der alliierten Streitkräfte dorthin zurückkehren sollten. In der weit überwiegenden Mehrheit handelte es sich dabei um Personen, die sich als ehemalige KZ-Häftlinge oder Zwangsarbeiter, oder als von den Nationalsozialisten angeworbene ausländische Arbeitskräfte in den nunmehr westlichen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs befanden. . . in der Erklärung von Jalta hatten sich die Alliierten die Repatriierung der Kriegsflüchtlinge – die Rückführung von Flüchtlingen in ihr Heimatland – zum Ziel gesetzt. Bis Ende des Jahres 1946 konnten knapp sechs Millionen DPs in ihre Heimat zurückgeführt werden. Für ungefähr eine Million Menschen kam jedoch eine Rückkehr in ihre Heimat nicht in Frage. Das waren vor allem ehemalige Zwangsarbeiter, die nicht in ihre von der Sowjetarmee besetzten Heimatländer zurückkehren wollten, jüdische Überlebende des Holocaust, die im Osten ihre gesamte Existenz verloren hatten, aber auch Osteuropäer und Balten, die freiwillig in der Wehrmacht gekämpft oder gearbeitet hatten, um die

Befreiung ihrer Länder von den Russen zu erreichen, und nun Repressalien in ihren Heimatländern fürchteten.

Die Unterbringung und Versorgung einer derartig großen Anzahl von Menschen gestaltete sich schwierig. Die Militärverwaltungen in den drei westlichen Besatzungszonen betrauten daher die Hilfsorganisation UNRRA der Vereinten Nationen mit der Betreuung der Lager, die offiziell als assembly centers bezeichnet wurden. Für jedes Lager war ein so genanntes UNRRA-Team verantwortlich. Es bestand in der Regel aus acht Verantwortlichen für unterschiedliche Bereiche der Lagerverwaltung und sechs Funktionsträgern (Koch, Krankenpfleger, Fahrer, Schreibkraft). Ab 1947 übernahm die Nachfolgeorganisation der UNRRA, die IRO die Verwaltung der DP-Lager.

Bereits mit dem Vorrücken der alliierten Streitkräfte nach der Landung in der Normandie, wurden in Frankreich, Belgien und den Niederlanden viele Zwangsarbeiter und Fremdarbeiter befreit, die untergebracht und versorgt werden mussten. Die ersten vom SHAEF eingerichteten assembly centers befanden sich daher auch in diesen Ländern. Die überwiegende Mehrzahl der DP-Lager befand sich auf dem Gebiet der US-amerikanischen Besatzungszone. In der sowjetischen Besatzungszone wurden keine DP-Lager eingerichtet. Im Sinne einer möglichst raschen und reibungslosen Repatriierung wurden die Displaced Persons je nach Nationalität auf die DP-Lager verteilt. Für jüdische DPs wurden eigene DP-Lager eingerichtet, nachdem anfangs manche der jüdischen Verfolgten mit ihren früheren Peinigern, wie etwa baltischen oder ukrainischen Nazi-Kollaborateuren, in denselben Baracken zusammenleben mussten. US-Militärrabbiner alarmierten die Öffentlichkeit über diese unhaltbaren Zustände, worauf der amerikanische Präsident Harry S. Truman im Sommer 1945 den Aufbau von eigenen Wohngebieten und Gemeinden für Juden anordnete." [121]

Exkurs: DP-Camp Zeilsheim

Im Internet ist über das DP-Camp Zeilsheim bei Frankfurt zu lesen: *„Bekannt wurde Zeilsheim durch sein DP-Lager für Displaced Persons, das 1946 vom späteren israelischen Premierminister David Ben Gurion und von der ehemaligen amerikanischen First Lady Eleanor Roosevelt als Repräsentantin der Vereinten Nationen besucht wurde. Im Oktober 1946 gab es etwa 3.570 Juden im Lager, fast alle Überlebende aus Konzentrationslagern in Polen. Das Lager hatte eine jüdische Theatergruppe, eine Synagoge, ein Jazz-Orchester, einen Sportverein und eine Anzahl von Schulen. Seine Bücherei hatte etwa 500 Bücher und es gab zwei jiddische Zeitungen: ‚Unterwegs' und ‚Unser Mut'. Am 15. November 1948 – der Staat Israel war inzwischen gegründet worden – wurde das Lager von der US-Armee aufgelöst. Die Häuser, die für das Lager requiriert worden waren, wurden zurückgegeben, vorwiegend an Arbeiter der I. G. Farben im nahe gelegenen Höchst. Ein kleines Denkmal im Park hinter der Stadthalle erinnert heute an das frühere Auffanglager."* [122] *Im Bechtenwald-*

121 http://de.wikipedia.org/wiki/DP-Lager

122 http://de.wikipedia.org/wiki/Frankfurt_am_Main

park in Zeilsheim steht hinter der Stadthalle seit dem 14.9.1988 das ‚Mahnmal Lager-Zeilsheim' des Bildhauers Willi Schmidt. Das Lager erstreckte sich auf dem Gelände, wo heute das Mahnmal steht. Das Zufahrtstor zum ‚DP-Lager' befand sich im Hahnbergweg. Auf einem Granitblock montierte Willi Schmidt eine 1,90 x 0,80 Meter große Bronzetafel. Sie trägt das Stadtwappen und folgende Inschrift:

‚Auf diesem Gelände befand sich von 1942 bis 1948 das Lager Zeilsheim. Darin wurden während der Nationalsozialistischen Diktatur ausländische verschleppte Zwangsarbeiter festgehalten. Nach Kriegsende diente das Lager als Durchgangsstelle für Flüchtlinge, Displaced Persons, und als Unterkunft für deutsche Kriegsgefangene. Im Lager Zeilsheim warteten bis zu 5 000 ehemalige jüdische KZ-Häftlinge und verschleppte Juden auf ihre Repatriierung oder Auswanderung.'

Während des Krieges waren die Insassen des Lagers ausländische und verschleppte Zwangsarbeiter, die von der IG-Farben Höchst als Arbeiter in ihrem Werk zwangsverpflichtet wurden. ‚Displaced Persons' oder kurz DPs nannten die Vereinten Nationen die Flüchtlinge, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Konzentrationslagern befreit worden waren und nach Zeilsheim kamen. Es waren vorwiegend Juden aus Osteuropa. Das ‚DP-Lager' befand sich im früheren ‚Steinbaracken-Lager'. Auf dem Gelände der heutigen Märchensiedlung im ‚Holzbaracken-Lager' waren deutsche Kriegsgefangene untergebracht. Das amerikanische Militär ließ im Oktober 1945 in den angrenzenden Straßen 127 private Wohnhäuser räumen, um zeitweise 5.000 DPs unterzubringen. Im Lager Zeilsheim gab es eine Schule, einen Kindergarten, eine eigene Polizei, Säuglingsstation, eine jüdische Zeitung mit dem Titel ‚Unterwegs- The Transsient, Organ of the Liberated Jews of Frankfurt a. M.-Zeilsheim' und ein Palästina-Amt. Dort wurden DPs für die Auswanderung nach Palästina angeworben. Als im Oktober 1948 Palästina auf Betreiben der Vereinten Nationen geteilt wurde, begann die große Übersiedlung der jüdischen Familien nach Israel. 1949 konnten die Zeilsheimer wieder in ihre Wohnungen zurückkehren."[123]

„Im Frankfurter Ortsteil Zeilsheim lebten zwischen 1945 und 1948 durchschnittlich weit über 3.000 jüdische Displaced Persons (DPs). Bereits im August 1945 waren die ersten befreiten KZ-Häftlinge in einfache, ehemalige Zwangsarbeiter-Baracken der Farbwerke Hoechst einquartiert worden. Judah Nadich, US-Militärkaplan und ‚Special Consultant on Jewish Problems' besuchte kurz nach Eröffnung dieses erste Notlager. „Ich wurde darüber informiert, dass etwa 150 polnische Juden dort untergebracht waren. Acht Tage später, bei meinem zweiten Besuch waren es schon 250 Juden, davon 80 Prozent aus Polen, der Rest Litauer und Ungarn, notierte der von US-Präsident Harry S. Truman ernannte Berater. Weitere Unterkünfte wurden dringend benötigt. Nur wenige Monate später beschlagnahmte die Besatzungsmacht eine angrenzende Werkssiedlung mit über 200 Häusern. Damit gehörte das Camp zu den besseren in

123 http://www.kunst-im-oeffentlichen-raum-frankfurt.de

Deutschland . . . Das Zeilsheimer Camp war in der jüdischen Selbstverwaltung der Region Hessen-Nassau/Frankfurt organisiert. Das oberste politische Gremium aller fünf Regionalverwaltungen innerhalb der US-Zone, das Zentralkomitee der befreiten Juden, befand sich in München. Hier war auch das ‚Zentrum für Leibesübungen' angesiedelt. Mit Sport sollten die an Körper und Psyche verletzten Menschen geheilt werden, wie in einem Aufruf an die jüdische Jugend nachzulesen ist: ‚Wir haben noch immer die Schrecken des Hungers, der Qualen, des Todes und der Krematorien vor unseren Augen. Darum wollen wir unsere alte Tradition zum neuen Leben erwecken, indem wir durch Sport die Seele zu neuer physischer und moralischer Kraft entwickeln. Wir müssen trachten, unserem Volk gesunde und starke Menschen zu schaffen'."[124]

Dann war es soweit, für die Auswanderung war alles vorbereitet, das Schiff wartete. Friedel und Albrecht stiegen in Frankfurt in den Zug, fuhren nach Bremerhaven, und dort ging es am 28. Januar 1947 auf das Schiff „Marine Perch"[125]. Zwei Wochen waren sie auf dem Wasser unterwegs. *„Wir schliefen in Hängematten, Kojen gab es nicht. Die Überfahrt war schrecklich. Es stürmte, und vier Tage lang schlugen die Wellen wie ein Berg über das Schiff."* Es legte sich mal nach links und mal nach rechts. Der Bug tauchte in die Tiefe, dann wurde er wieder hochgehoben. Viele Passagiere seien seekrank geworden; Friedel und er seien verschont geblieben, weil sie an Deck gewesen seien. Der ehemalige fehntjer Bürger weiß noch, wie er in der Messe des Schiffs staunend sah, was es alles zu essen gab. Vor dem Hintergrund seiner Hungerjahre in Deutschland muss das für seine Schwester und ihn wie im Schlaraffenland gewesen sein. *„Was für große saure Zitronen die Amerikaner haben, dachte ich",* bevor man ihn darüber aufklärte, dass er soeben in eine Pampelmuse gebissen hatte. *„ich wusste nicht, was das war, eine Pampelmuse hatte ich noch nie gesehen."*

Am 28. Januar 1947 gingen Friedel und Albrecht Weinberg in Bremerhaven an Bord der „Marine Perch", die sie nach New York brachte.

Als sie schließlich den Hafen von New York erreichten, war die Bugspitze des Schiffes abgebrochen. Sie waren mit einem Schiff der „Liberty"-Serie gefahren, die vergleichsweise einfacher und leichter gebaut waren, so dass sie in den USA schneller gebaut als von den Deutschen versenkt werden konnten. Gedacht waren sie ursprünglich als Versorgungsschiffe für die amerkanische Flotte und zum Versenken gegnerischer U-Boote. *„Dass wir in New York angekommen sind grenzt an ein Wunder."* Das Leiden sei mit der Ankunft in der neuen Heimat noch nicht beendet gewesen. Irgendwie sei man untergekommen, *„aber dann kam der eiskalte Winter 1946/47 wie in Deutschland."*

Bevor wir uns dem Leben von Friedel und Albrecht Weinberg in den USA nähern, werfen wir einen Blick auf das kurze Leben ihres Bruders Dieter.

---

124 http://www.nurinst.org/nurinst_org/proj_zeilsheim.htm

125 Korrespondenzakte T/D - 331 484, ITS Archives, Bad Arolsen, 6.3.3.2 / 93788349



Während seine Geschwister Friedel und Albrecht auf dem Landgut in Groß Breesen arbeiteten, absolvierte Dieter Weinberg eine Ausbildung in der Gartenbauschule Ahlem bei Hannover.
Fotos (3): Sammlung Weinberg



Diese Aufnahme zeigt den gebürtigen Fehntjer Dieter Weinberg (mit Flasche am Mund) im Kreis seiner Mit-"Lehrlinge" in der Gartenbauschule in Ahlem.



Die Nazi-Barbarei hatte dieser Weinberg überlebt. Er war nach Leer zurückgekehrt und hatte begonnen, sich eine neue Existenz aufzubauen, als er im Hammrich bei Breinermoor tödlich verunglückte. Seine Geschwister beerdigten ihn auf dem jüdischen Friedhof an der Groninger Straße in Leer.
Geburtsanzeige

Schicksal des Dieter (Diedrich) Weinberg

Über Dieter Weinberg ist wenig bekannt, aber die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Albrecht lassen ihn als mutig, vielleicht auch leichtsinnig auf jeden Fall aber als kreativ und initiativ erscheinen.

Bevor er Ostern 1936 von der Mittelschule in Westrhauderfehn verwiesen worden war, hatte er sich getraut, einen Schlachterlehrling aus dem Betrieb von HP Renken so zu stoßen, dass er vom „Dreihpost" in den Kanal im Untenende gefallen war. Anlass soll gewesen sein, dass der Lehrling den Weinberg-Sohn als „dreckigen Juden" beschimpft haben soll. Nachdem er von Rektor Wilhelm Bütefisch, der auch Ortspropagandaleiter der NSDAP war, wegen der von den Nazis beschlossenen „Rassentrennung" an Schulen von derselben verwiesen worden war, hatte er nicht die jüdische Schule in Leer besucht. Weil er seine achtjährige Schulpflicht abgeleistet hatte, war er nach Emlichheim „in Stellung" gegangen. Er arbeitete dort in einem Geschäft für Manufakturwaren. *„Mein Bruder hatte ein feines Händchen, was er anfasste, gelang ihm"*, sagt Albrecht Weinberg. *„Er hat dort unter anderem das Schaufenster dekoriert und die Preisschilder geschrieben, er hatte eine schöne Handschrift."* Bis Ende 1937 war er in Emlichheim und danach für eine kurze Zeit in Berlin gemeldet. Im Februar 1938 war er wieder in Leer registriert. Weil die Wohnung, die Familie Weinberg dort im Haus Polak zur Verfügung stand, sehr klein war, hatte Dieter seine Schlafstelle unter dem (vermutlich nicht gedämmten) Dach. Von Leer fuhr er nach Ahlem bei Hannover, um dort im Oktober 1938 in der israelitischen Gartenbauschule die Ausbildung zum Gärtner zu beginnen. Auch die beiden Grünberg-Kusinen Elfriede und Ruth waren dort.

Nach dem Verweis Dieter Weinbergs von der Mittelschule in Westrhauderfehn und der Arbeit in einem Manufakturwarengeschäft in Emlichheim absolvierte er eine Ausbildung in der Gartenbauschule in Ahlem.

Während Dieter in Ahlem arbeitete und Sträucher und Bäume an die Kunden verkaufte, kam eines Tages der Fischhändler Erwin Eden in den Laden der Gartenbauschule, um Obstbäume zu kaufen. Die beiden müssen sich dabei näher gekommen sein, es entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis. Sie müssen auch über Privates gesprochen haben, denn der Fischhändler besuchte eines Tages Flora und Alfred Weinberg in deren Zimmer in der Kirchstraße 22 in Berlin in der Zeit, als die Drangsalierung der jüdischen Mitbürger mit Beginn der systematischen Vernichtung der Juden ab Anfang 1943 immer schlimmer wurde. Er trug inzwischen die Uniform eines Matrosen der Kriegsmarine, und es scheint, dass er zumindest eine Ahnung davon hatte, was auf die Mitbürger jüdischen Glaubens zukommen würde. Er bot den Weinberg-Eltern an, ihm ihren Schmuck zu geben. Er würde ihn für sie aufbewahren, und ihnen ihre Kostbarkeiten nach dem Krieg zurückgeben. Die Eltern vertrauten ihm. Der Fischhändler und Marinesoldat nahm einen Ring, eine Brosche und ein Kettchen an sich, leerte eine Schuhcreme-Dose, gab den Schmuck hinein, erhitze die Creme und füllte sie flüssig in die Dose. Nachdem die Schuhcreme gehärtet war, sah es aus, als sei die Dose jungfräulich, noch nicht angebrochen. Auf diese Weise wurde der wenige Schmuck, den Flora Weinberg an ihrem Körper getragen hatte, vor Begehrlichkeiten verborgen. Der Marinesoldat Eden



Dieter Weinberg im Knabenalter.

Foto: Sammlung Weinberg

überlebte den Krieg, nahm nach der „Endniederlage" Kontakt zu Dieter auf und übergab ihm die Wertsachen, der sie später seiner Schwester übergab. *„Der Schmuck war das Hochzeitsgeschenk meiner Mutter, eine feine Kette, eine Brosche und ein Ring."*

Dass die Eltern dem Fischhändler trauten, mag daran gelegen haben, dass ihr Sohn bei dessen Besuch in der Kirchstraße anwesend war. Als das Ausbildungslager in Groß Breesen aufgelöst wurde, geschah dasselbe auch mit der Gartenbauschule in Ahlem. Wie seine Geschwister wurde auch Dieter Weinberg zur Zwangsarbeit verpflichtet. Er wurde einem Bauunternehmer in Berlin zugeteilt, was den Vorteil hatte, dass er bei seinen Eltern wohnen konnte. Seine Arbeit auf der Baustelle endete mit einem Affront. Ein Meister oder Vorarbeiter war gerade dabei, eine Türe in die Angeln zu heben. Weil dabei die Bewegungen an zwei Stellen koordiniert werden müssen, ist dies nicht ganz leicht. Dieter bot ihm an, bei dieser Arbeit zu helfen. Als er von dem „Deutschen" heftig angeschnauzt und als „dreckiger Jude" beschimpft wurde, konnte Dieter wieder einmal nicht an sich halten. Er schimpfte zurück, schlug ihn, der „Deutsche" beschwerte sich an geeigneter Stelle, und wenig später erschienen Gestapo-Leute auf der Baustelle und verhafteten den Weinberg-Sohn am 27. Februar 1943. Er wurde dem nächsten „Osttransport" nach Auschwitz, dem 31., zugeteilt, der Berlin am 1. März jenes Jahres verließ. In der Transportliste ist er mit der Nummer 1590 aufgeführt, in Auschwitz tätowierte man ihm am 2. März 1943 die Nummer 104733 auf den linken Unterarm.[126]

Er verschwand aus dem Umfeld seiner Familie, zunächst ohne dass sie wusste, was mit ihm geschehen war, bis sie die Notiz von ihrem Sohn erhielten. Das änderte sich Monate später, irgendwann im Jahr 1943, als ihn sein Bruder Albrecht zufällig bei einem Appell im Konzentrationslager Auschwitz III, Monowitz, sah. Mehr als Blickkontakt war zunächst wegen der strengen Befehlsstruktur nicht möglich. Sie arbeiteten in verschiedenen „Kommandos", und sie schliefen in verschiedenen Baracken.

Mutig und initiativ, wie Dieter war, gelang es ihm immer wieder, sich kleine Vergünstigungen zu verschaffen, die ihm überleben halfen. Die Arbeit in den „Kommandos" war hart, und täglich starben Häftlinge auf den Baustellen. Diese „Kommados" lassen sich auch in schlimme und weniger schlimme unterscheiden. Es machte beispielsweise einen Unterschied, ob man bei Wind und Wetter im Freien arbeiten musste, oder ob man der Arbeit in einer der Werkstätten zugeteilt wurde, in denen es zwar heftig „zog", weil das Gebäude weder Fenster noch Türen besaß, wo man aber nicht auch noch nass geregnet wurde. Dieter verstand es, sich solchen Kommandos zuteilen zu lassen. Eines Tages gelang es ihm, auch seinen Bruder in sein „Kommando" einteilen zu lassen, was auch Albrecht half, die Strapazen im Lager zu überleben.

126 Auszug aus den Zugangslisten des KZ Auschwitz, ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.2.1 / 492269

Der Arbeit in einer Werkstatt zugeteilt, gab es Gelegenheiten, sich den Arbeitstag und damit das Leben ein wenig zu erleichtern. Nicht alle Häftlinge, die dort schufteten, waren im Umgang mit den Werkzeugen geübt. Es kam vor, dass ein Werkzeug defekt wurde, was ein Problem war, weil es sich in Zeiten knapper Ressourcen nicht leicht ersetzen ließ. Für die Werkzeugpflege und -ausgabe waren in jener Werkstatt, in der die Weinberg-Brüder beschäftigt waren, einige Frauen zuständig, die sich in einem abgetrennten Teil des Raumes aufhielten. Kam man mit ihnen klar, war es leichter, an Werkzeug-Ersatz zu kommen.

Dieter hatte eines Tages die Idee, ein Stück Blech so zu bearbeiten, dass daraus ein kleines Öfchen entstand, ähnlich einem Stövchen, auf dem sich Getränke oder Speisen erwärmen ließen. Ein solches Öfchen ließ sich bei seinem mächtigen Blockältesten, gegen einen Teller Suppe oder gegen eine andere Köstlichkeit eintauschen, mag er sich gedacht haben. Gleichwohl war er sich der Gefahr bewusst, in die er sich begab. Das Blech durfte nur befehlsgemäß verwendet werden. Seit der Niederlage der Wehrmacht vor Stalingrad, seit dem Ende des „Blitzkrieges" und erst recht seit Beginn des Rückzuges der Wehrmacht an allen Fronten, wurde Material aller Art immer knapper, und selbst der rostige Nagel wurde zum „kriegswichtigen Material". Vor diesem Hintergrund Blech und Werkzeuge zweckentfremdet zu nutzen, musste hart bestraft werden. Was er zu erwarten hatte, wenn er erwischt wurde, hatte er bei vielen Appellen mit ansehen müssen.

Kleine Vorteile dank handwerklichem Geschick

Als er das Öfchen beinahe fertig hatte, stand plötzlich einer der SS-Wachen hinter ihm, dessen Kommen er nicht bemerkt hatte. Der Schreck wehrte nur kurz. Denn der SS-Mann hatte erkannt, dass ihm solche Öfchen nützlich sein konnten, schließlich hatte er auch „Tauschbedarf". Er beauftragte Dieter, auch für ihn einige dieser Kostbarkeiten herzustellen, damit war die Gefahr gebannt.

Nachdem die Brüder den Todesmarsch nach Gleiwitz überstanden hatten, wurden sie gemeinsam nach Mittlbau-Dora transportiert. Als die Nazis das dortige Lager auflösten, wurden die Brüder getrennt. Während Albrecht nach Bergen-Belsen kam, wurde Dieter Weinberg nach Mecklenburg gefahren.

Nach seiner Befreiung zog es Dieter Weinberg nach Leer, wo er in der Lehrerwohnung der ehemaligen jüdischen Schule unterkam.

Dieter Weinberg wird nach seiner Befreiung klar gewesen sein, dass er in der Ledastadt nicht mit offenen Armen empfangen werden würde. Niemand aus der Verwandtschaft lebte mehr in der Stadt, die Häuser, in denen sie gewohnt hatten, waren „arisiert" worden, „Deutsche" hatten sie weit unter Wert erworben und lebten darin. Wo sollte er unterkommen? Wovon sollte er leben? Unterkunft fand er im Gebäude der jüdischen Schule, aber wovon sollte er leben? Früher hatte sich die Familie vom Viehhandel ernährt, warum sollte das nicht wieder so sein? Als Friedel und Albrecht ihren Bruder später in Leer besuchten, erfuhren sie, dass er bereits einige Kühe gekauft und wieder verkauft hatte. Woher hatte er das Geld für den Kauf der Tiere? Schließlich war er mittellos

nach Leer gekommen und Kredit wird ihm kaum jemand gewährt haben, mit einer Ausnahme vielleicht: der Arzt Dr. Philipp Mayring aus Collinghorst.

Als Dieters Bruder Albrecht mehr als ein halbes Jahrhundert später gefragt wurde, ob er Rachegefühle gegenüber Deutschen empfunden habe, verneinte er dies, erinnerte sich aber daran, dass sein älterer Bruder Karl Bahns in der Küche des Hotels Frisia, dessen Elternhauses, ein „blaues Auge" geschlagen und dafür von den Besatzungssoldaten kurzzeitig eingesperrt worden war. Jener Karl Bahns habe im Jahr 1933 vor dem Haus Weinberg gestanden, und den vielfach zitierten Nazi-Auspruch gesagt, *„wenn das Judenblut vom Messer spritzt, eih, dann geht es uns noch mal so gut. Solch gehässige Lieder haben sie bei unseren Eltern gesungen."* Nach einer Weile sei Dieter wieder freigelassen worden und habe sich auf den Weg nach Berlin gemacht, wo er seine Geschwister wusste. Um in die Hauptstadt zu kommen, hatte er sich in Leer in einen Zug geschlichen, mit dem Berliner Kinder zurück nach Hause in den britischen Sektor gebracht wurden, die von dort im Kontext der „Aktion Storch" für ein halbes Jahr zur Erholung aufs Land geschickt worden waren. Weil er keine Fahrkarte besaß, sei er in der Hauptstadt erneut festgenommen worden, dabei aber auf einen wohlwollenden Polizisten getroffen. Er habe ihn nicht ins Gefängnis gesteckt, sondern ihn gegen seine Zusage zu seinen Geschwistern ins DP-Camp Schlachtensee gehen lassen, dass er am nächsten Morgen zur Polizeistation zurückkehren werde. Am nächsten Tag hätten sie Dieter vor Gericht" (?) gestellt, ein streng drein blickender uniformierter Engländer mit einem Stock unter dem Arm habe ihm gegenüber gestanden. An den genauen Ablauf des Verfahrens kann sich Albrecht Weinberg nicht erinnern, er weiß noch, dass sein Bruder den Engländern an den Kopf geworfen habe, sie seien schlimmer als die Nazis. Jedenfalls scheint er schnell frei gekommen und wieder nach Leer abgereist zu sein. Auswanderung war anscheined kein Thema für ihn. Kurze Zeit später sei er gestorben.

Das Bild zeigt den Arzt Dr. Philipp Mayring mit seiner Tochter Rosel, die Uschi genannt wurde. Es wurde im Haus der Familie in Collinghorst aufgenommen. Der Arzt war mit Rosa Löwenstein aus Weener verheiratet. Weil der Arzt eine wichtge Aufgabe im Ort hatte, war seine Frau durch den „privilegierten Mischehe-Status" lange Zeit vor der Deportation geschützt. Als dieser Schutz aufgehoben wurde, sorgte unter anderem der Collinghorster Ortsgruppenleiter der NSDAP dafür, dass die Arztfrau die braune Diktatur überlebte. Bild: Archiv Giermanns

Exkurs: Dr. Philipp und Heinz (Leonhard) Mayring

Der Arzt war ein angeheirateter Vetter der Weinberg-Kinder. Deren Vater Alfred Weinberg hatte eine Halbschwester, namens Emma Grünberg, die in Hamburg „in Stellung" war und dort schwanger wurde. Sie heiratete den Schlachter Levie Löwenstein aus Weener und brachte die Tochter Rosa zur Welt. Rosa Lö-



wenstein heiratete Anfang der 1920er Jahre in Weener den Arzt Dr. Philipp Mayring. Der Arzt verlegte seine Praxis später von der Westerstraße in Weener nach Collinghorst, Zeitzeugen zufolge zunächst in das Haus Auktionators Gruben an der Hauptstraße. Damals wohnte die Arzt-Familie im Gebäude der Apotheke Schapp an der Einmündung der Backermoorer Straße. Anfang der 1930er Jahre zog das Ehepaar zwei Häuser weiter in jenen Neubau um, der heute vom Ex-Staatsanwalt Werner Kramer bewohnt wird. Das Grundstück hatte der Arzt vermutlich von dem Apotheker erworben. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, den Sohn Leonhard, der Heinz genannt wurde, und die Tochter Rosel, die Uschi gerufen wurde. Die Kinder galten auf der Grundlage der Rassenideologie der Nazis als Vierteljuden, die Mutter als Halbjüdin. Bis zum Beschluss der braunen Herren über die Durchführung der „Endlösung der Judenfrage" Ende 1942 wurde die Familie durch den „privilegierten Mischehe-Status" geschützt, der ihr zugebilligt worden war, weil der Arzt für die medizinische Versorgung der Bevölkerung unverzichtbar war, zumal er zu jener Zeit, außer Dr. Peter Visher in Westrhauderfehn, der einzige Arzt im Oberledingerland war. Alle anderen waren im Kriegseinsatz.



Leonhard Mayring, Sohn von Rosa und Dr. Philipp Mayring galt den Nazis als „Vierteljude" Er überlebt die braune Diktatur unter dem Schutz eines in den Niederlanden stationierten deutschen Generals, für den er als Ordonanz tätig war. Von dem General wird gesagt, dass er zum weiteren Kreis der Hitler-Attentäter um Graf Stauffenberg zählte. Nach dem Krieg erhielt er von der britischen Militärverwaltung die Konzession für die Vorführung von Kinofilmen im Saal Bahns in Westrhauderfehn. Abbildung: Archiv GiermannsRosel

Famile Mayring durch „privilegierte Mischehe" geschützt

Durch diesen Sonderstatus waren die Familienmitglieder bis zu jenem Zeitpunkt vor Verfolgung aus rassischen Gründen geschützt. Der „Schutz" könnte auch dadurch zustande gekommen sein, dass es Rosa Löwenstein gelungen sein soll nachzuweisen, dass sie nicht die leibliche Tochter ihres jüdischen Vaters war. Die Tochter Rosel besuchte das Lyzeum in Leer, der Sohn Heinz wurde zum Kriegsdienst eingezogen. Er wurde in den Niederlanden eingesetzt und gehörte zur Ordonanz eines Generals, der zum erweiterten Kreis der Hitler-Attentäter gehört haben soll. Er muss Mayring geschützt haben, denn der Arztsohn kam unmittelbar nach Kriegsende nach Hause.

Der Mutter war es unterdessen weniger gut ergangen. Anfang 1945 sollte sie abgeholt und ins KZ deportiert werden. Dies geschah nicht. Es gelang, die Mutter vor dem Zugriff der Nazi-Schergen zu schützen. Für das Wie gibt es zwei Versionen, in beiden Fällen spielte der Ortsgruppenleiter der NSDAP eine Rolle. Der einen Version zufolge soll er sich an höherer Stelle für Rosa Mayring mit der Begründung eingesetzt haben, ihr Mann, der Arzt, besäße keinen Führerschein und müsse von seiner Frau zu den bettlägerigen Patienten gefahren werden. Die zweite Version besagt, der Ortsgruppenleiter habe die Arzt-Ehefrau wegen einer akuten Blinddarmentzündung in das Krankenhaus beordert. Mutter und Kinder überlebten den braunen Terror und wurden so zur vielleicht einzigen Anlaufstelle für Dieter Weinberg.

Es war vermutlich noch im Jahr 1945, als Dr. Mayring und Heinz (Leonhard) Mayring nach Westrhauderfehn zur Familie des früheren Werftbesitzers Harm Schaa fuhren, der das „arisierte" Haus der Familie Weinberg erworben hatte.



„Uschi" Mayring

Fritz und Jacobus Bahns bekamen keine Konzession für den Kinobetrieb im elterlichen Hotel „Frisia", weil sie nicht „entnazifiziert" waren.

Es soll einen Kaufvertrag gegeben haben, demzufolge Schaa dem früheren Eigentümer noch einen Restkaufbetrag samt Zinsen bezahlen musste. Zwar hatte das Geld kaum noch Wert, aber vielleicht reichte es gerade noch für den Kauf der ersten Kühe.

Etwa zur selben Zeit stritten sich die Brüder Fritz und Jakobus Bahns in Rhauderfehn darüber, wer welche Aufgaben und Rechte an den Kinovorführungen haben sollte, die man im Hotel Frisia wieder aufleben lassen wollte. Kurz bevor man sich vor Gericht hätte treffen müssen, einigten sich die beiden, aber aus der Kinovorführung wurde für sie nichts. Nur wer „entnazifiziert" war, durfte in den Nachkriegsjahren ein Gewerbe betreiben, und das traf auf die Bahns-Brüder erst Ende 1948 zu. Statt ihrer wurde Heinz Mayring die Konzession erteilt, und fortan lud er die Gäste zu den Vorführungen seiner „Theaterbetriebe L. H. Mayring" im Saal des Hotels Frisia ein.

Während Dieter Weinberg versuchte, in Westrhauderfehn beziehungsweise in Leer eine berufliche Existenz aufzubauen, vermutlich mit Viehhandel, waren Friedel und Albrecht zunächst damit befasst sich zu finden, und dann gemeinsam ihre Ausreise in die USA vorzubereiten. Nachdem sie erfahren hatten, dass ihr Bruder in Leer war, besuchten sie ihn einige Male in ihrer ehemaligen „Zwangsheimat", aber für sie kam die Rückkehr in die frühere Heimat nicht in Frage.



Ein Foto aus glücklichen Tagen zeigt Dieter Weinberg, rechts mit einem Freund in der Gartenbauschule Ahlem. Während dieser Zeit führte Weinberg ein Tagebuch, das den Eindruck eines akribischen Arbeiters vermittelt. Foto: Sammlung Weinberg.

Am 13. Oktober 1946 traf die beiden der nächste Schicksalsschlag. Ihr Bruder Dieter war verstorben. Im Hammrich bei Breinermoor sei er ertrunken. *„Um seinen Tod ranken sich etliche Gerüchte", ist* bei Heinze zu lesen. *„Laut Johannes Röskamp erlag er einem Herzschlag; Johann Korrelvink berichtet, dass er beim Angeln in das Sieltief gefallen und ertrunken sei."* Seine Geschwister ließen ihn auf dem jüdischen Friedhof in Leer beerdigen. Sie erledigten die Formalitäten und machten sich am 28. Januar 1947 auf den Weg nach New York.

Exkurs: Gartenbauschule Ahlem

„Die Israelitische Gartenbauschule Ahlem war eine 1893 als ‚Israelitische Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover' gegründete jüdische Schule in Ahlem bei Hannover. Sie diente der jüdischen Bevölkerung als überregionale, internatsmäßige Bildungseinrichtung für Gartenbau und Handwerksberufe. Gründer war der hannoverische Bankier Alexander Moritz Simon. 1919 wurde die Einrichtung in „Israelitische Gartenbauschule Ahlem" umbenannt.

An der Leitung beteiligte sich Manfred Berliner. Ein bekannter Schüler und späterer Lehrer (1927–28) war Martin Gerson, ein deutscher Vorkämpfer für die Haschara. (Systematische Vorbereitung auf die Besiedelung Palästinas)

Unmittelbar nach der Machtergreifung 1933 durch die Nationalsozialisten stieg die Zahl der Aufnahmegesuche enorm an. Für die knapp 100 Ausbildungsplätze jährlich gab es 1935 über 500 Anmeldungen. Seit 1933 war die Ausbildung hauptsächlich auf die Auswanderung nach Palästina ausgerichtet. Die abgelegene Schule war in der Zeit des Nationalsozialismus ein verhältnismäßig sicherer Rückzugsort für jüdische Jugendliche. Seitens der Nationalsozialisten wurde die Israelitische Gartenbauschule bis zu ihrem Verbot 1942 aus zwei Gründen geduldet: Sie lag weit ab der Besiedlung und sie bereitete die Schüler auf ihre Auswanderung aus Deutschland vor. Viele Schulabsolventen wanderten nach Palästina (dem späteren Staat Israel) aus. Dort gründeten sie Gärtnereien und leisteten Entwicklungsarbeit. Dabei bildeten viele ehemalige Schüler die ansässige Bevölkerung in der Landwirtschaft sowie im Garten- und Landschaftsbau aus. Auch waren Schüler aus Hannover an der Planung und Gründung von neuen Siedlungen beteiligt.

Die Schule hatte eine überregionale und internationale Bedeutung, da die Schüler aus ganz Deutschland, Osteuropa, in Einzelfällen auch aus Palästina kamen. Insgesamt haben in den fast 50 Jahren, in denen die Schule bestand, etwa 2000 Jungen und Mädchen eine Ausbildung erhalten. Der Schulbetrieb lief weiter und wurde erst 1942 eingestellt, als im gesamten Deutschen Reich jüdische Schulen geschlossen wurden. [127]

Dieter Weinberg in Ahlem

Während seiner Ausbildung in Ahlem führte Dieter Weinberg ein „Tagebuch", das besser als „Berichtsheft" oder als „Lernnachweis" verstanden werden kann. Er hat darin zunächst festgehalten, dass er in der zweiten Ausbildungswoche wegen des nasskalten Wetters innen gearbeitet hat. Detailliert führte er aus, was bei der Veredelung von Gehölzen zu beachten ist. Zu unterscheiden seien dabei das „Triangulieren" und das „Kopulieren". Mit Zeichnungen veranschaulichte er, worauf es ankommt.

Dieter Weinberg führte in der Gartenbauschule in Ahlem ein „Tagebuch", das eher ein Berichtsheft war.

Weil es in der Folgewoche im Oktober 1938 noch kälter war, die Temperatur war bis minus 11 Grad gesunken, habe man nur Holz gehackt und „Notstandsarbeiten" durchgeführt. Dann wurden Weiden und andere Gehölze beschnitten. Da auch Bäume gefällt werden sollten, hatten die Jungen zu lernen, wie sachgemäß gefällt wird. Auch dazu hat Dieter Weinberg Zeichnungen angefertigt.

In der 12. Ausbildungswoche wurde eine Großbestellung zusammengestellt, nachdem ein Kunde 550 Bäume und Gehölze geordert hatte. Daraus ergab sich, dass als nächstes das „Aufschulen" vermittelt wurde. Dazu seien die jun-

127 wikipedia.org/wiki/Israelitische_Gartenbauschule_Ahlem

gen Bäume schnurgerade auszurichten. Die ganz jungen Pflanzen hatte man gegen „Hasenfraß" mit Draht umwickelt, der jetzt entfernt und zur Wiederverwertung aufgerollt wurde. Am 7. April 1939 bewertete der Prüfer die Eintragungen im „Tagebuch" mit „sehr gut".

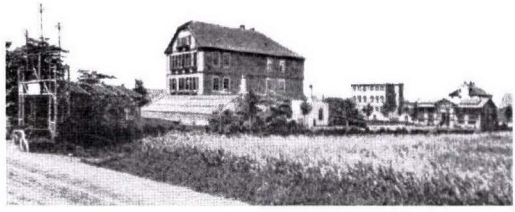
Wenig später stand die Schulung im Verkauf auf der Tagesordnung. Dieter notierte unter anderem dazu: „Kommt ein Kunde, so erkundigt man sich, was er wünscht. Äußert er, sich einen Obstbaum zu kaufen, so ist es die Pflicht des Baumschulers, falls er keinen besonderen Wunsch hat, ihn zu fragen . . . 3. Lässt man sich noch den Standort, Klima und Bodenverhältnisse sagen. Hieraus schließt der Baumschuler dann, welche Sorte am besten für diesen Platz geeignet ist. Man darf einen Kunden, der meist Laie ist, nicht falsch beraten, auch muss man ihn auf evtl. Fehler aufmerksam machen. Es ist strafbar, minderwertige Ware billiger zu verkaufen." Dann listet er die „Preise für unsere Ware" auf.

Ende Oktober 1938 lagen die Temperaturen knapp über Null Grad. Jetzt galt es, den Versand der Ware vorzubereiten. Weinberg hat detailliert beschrieben, wie der Versand vorbereitet und durchgeführt wird. „Beim Verpacken muss besondere Sorgfalt angewendet werden", hat er aufgeschrieben, „um Beschädigungen zu verhindern."

Zu den Winterarbeiten gehörte es, die Bäume mit Leimringen zu versehen, um den Schädlingsbefall zu verhindern. Dann wandte man sich in der Ausbildung der Pflege von Rosen zu. *„Die Rosen haben außerordentlich viele Feinde. Wenn man nicht früh genug mit der Bekämpfung einschreitet, so kann die ganze Kultur infrage gestellt werden. Die Hauptfeinde sind Blattläuse, Rote Spinne und Tosenwickler."* Die Bekämpfungsmethoden hat er in seinem ersten Tagebuch beschrieben. Dann wendet er sich den Schmetterlingen zu und beschreibt den Lebenszyklus des „Kleinen Frostnachtspanners". Nachzulesen ist auch, welches die wichtigsten Werkzeuge des Baumschulers sind. Schließlich heißt es: *„Der Verkauf von Bäumen wurde in der 46. Woche eingestellt, da unser Bestand an verkaufsfähigen Bäumen stark abgenommen hat."*

Unter der Überschrift „Die 51. Woche vom 18.- 23. Dezember 1938" lautet der letzte Eintrag: *„Das Holz wurde gesägt und zerhackt."* Dann hat Dieter Weinberg eine Lücke gelassen, und der letzte Eintrag lautet: Vom 18. Dez. 40 - 6. Jan. 1941 waren Ferien." Anscheinend hat er für das Jahr 1939 nicht notiert, und auch für die Folgezeit liegen keine Einträge in ein „Tagebuch" vor.

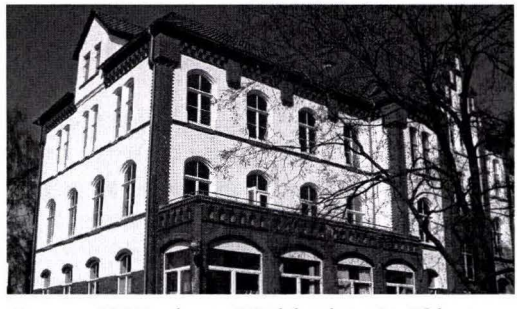
Wie war es Friedel Weinberg im Konzentrationslager ergangen? Auch sie wollte Deutschland nach der Befreiung so schnell wie möglich verlassen.



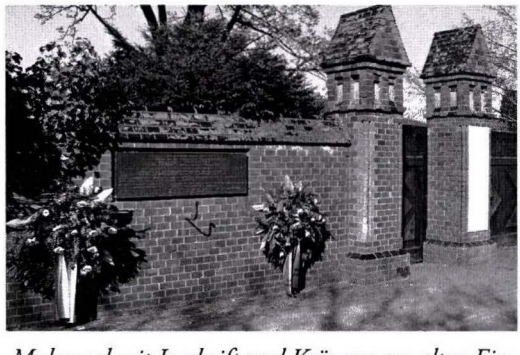
Das Gelände der Israelitischen Erziehungsanstalt in Ahlem um 1900. Quelle: Wikipedia, AxelHH



Das ehemalige Direktorenhaus der Erziehungsanstalt Ahlem mit dem Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus. Quelle: Wikipedia, AxelHH



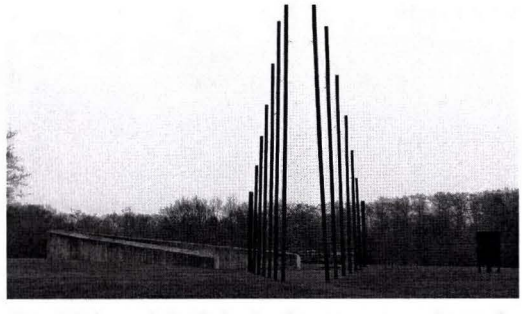
Das um 1900 erbaute Mädchenhaus in Ahlem. Quelle: Wikipedia, AxelHH



Mahnmal mit Inschrift und Kränzen am alten Eingangstor neben dem ehemaligen Direktorenhaus. Quelle: Wikipedia, AxelHH



Dieter Weinberg absolvierte in Ahlem eine Ausbildung zum Gärtner. Foto: Sammlung Weinberg



Das Mahnmal Asphaltschacht erinnert an die Opfer des KZ in Ahlem. Quelle: Wikipedia, AxelHH



Das 1897 errichtete Schulgebäude wurde von den Nazis zu einem der 15 „Judenhäuser" von Hannover umfunktioniert. Quelle: Wikipedia, AxelHH

Zum Schicksal von Friedel Weinberg
Dreimal vor Dr. Mengele zur „Selektion" gestanden

Nach der Deportation in das Konzentrationslager Auschwitz war Friedel Weinberg dem Personal des Stabsgebäude der SS zugeteilt worden, sie trug die Nummer 42013 auf ihrem linken Arm. Die Frauen, die dort arbeiteten, mussten für die SS-Schergen verschiedene Dienstleistungen erbringen. Unter anderem hatten sie die Lagerkartei zu führen. Tag für Tag wurden die Nummern der verstorbenen Häftlinge aus der Kartei ausgetragen, und weil sie die Nummern ihrer Brüder darunter nicht fand, hatte sie die Hoffnung, dass die beiden noch am Leben waren.



Friedel Weinberg als junges Mädchen. Ihre weit offenen Augen signalisieren Freude und Zuversicht.



Geburtsanzeige

Foto: Sammlung Weinberg

„Wäre Friedel nicht dem Stabsgebäude zugeteilt worden, hätte sie das KZ nicht überlebt", ist ihr Bruder überzeugt. Zwar mussten die Frauen wie alle anderen die üblichen Appelle mitmachen, aber sie waren im Stabsgebäude untergebracht, und sie wurden ein wenig besser behandelt als die anderen Häftlinge. Friedels Bruder vermutet, dass dies mit der Angst der SS-Schergen vor ansteckenden Krankheiten zu tun gehabt haben könnte. Man brauchte die Frauen, aber man wollte sich gleichzeitig auch schützen.

Als ein Segen erwiesen sich die gebraucht beschafften Schuhe, die ihre Mutter für sie in Berlin erworben hatte, als dort wieder einmal versteigert wurde, was Fahrgäste in der U-Bahn liegengelassen hatten. Sie waren gebraucht, vielleicht auch nicht das, was Friedel sich unter einem schönen Schuh vorgestellt hätte, aber verglichen mit den Holzpantinen, mit denen die meisten Häftlinge auskommen mussten, waren sie Luxus. „Friedel hat diese Schuhe während ihrer ganzen Lagerzeit getragen. Nach der Befreiung wurden sie ihr in Lüneburg gestohlen."

Nachdem beschlossen worden war, das Lager wegen der näher kommenden Front aufzulösen, schickte man die Frauen im Januar 1945 teils zu Fuß, teils mit Güterwagen der Reichsbahn auf Transport in Richtung Ravensbrück. Friedel hatte zuvor noch Gelegenheit, sich eine Dose mit Fleisch einzustecken, von der sich später herausstellte, dass sie das Behältnis nicht öffnen konnte. Um sich ein wenig wärmen zu können, hatte sie sich eine Steppdecke mitgenommen. *„Die Decke hat sie bald weggeworfen, weil Friedel viel zu schwach war, sie zu tragen."*

Mit ihr und im selben Waggon war Jutta Pels auf diesen Transport geschickt worden, eine junge Frau, die mit den Weinberg-Geschwistern auf dem Landgut

in Groß Breesen gewesen war. Als sich ein Wachposten vermutlich bei einer Feldküche eine Schüssel Suppe geholt hatte, gab er ihr den Rest Suppe zu essen. Auch sie überlebte den Holocaust und wäre gerne in die USA ausgewandert. Wegen eines Lungenleidens wurde ihr die Einreise verweigert. Sie heiratete später in Deutschland und lebte mit ihrem Mann in Weil am Rhein. Als Friedel und Albrecht Weinberg etwa im Jahr 1980 zu einem Besuch nach Berlin eingeladen worden waren, gab es ein Wiedersehen bei Lilly Lang, die mit Friedel Weinberg im Stabsgebäude der SS gearbeitet hatte. Gemeinsam waren Lilly und Friedel in Neustadt-Glewe befreit worden, anschließend lebten sie eine Zeit lang gemeinsam im DP-Camp Zeilsheim. Als die Weinberg-Geschwister in die USA auswanderten, durfte Lilly nicht mit, weil sie am Stichtag nicht in der amerikanischen Zone gemeldet war.



In Ravensbrück wurde sie vermutlich in dem hell angestrahlten Zelt untergebracht, das man auf dem überfüllten Lagergelände aufgestellt hatte, um die Ankömmlinge unterbringen zu können. Ehemalige Mitgefangene erinnern sich an die zusammengekauerten Gestalten, die in dem gespenstischen Licht irgendwie unwirklich wirkten. Lange blieb Friedel nicht in diesem Lager, noch im selben Monat wurde sie auf ein Flugplatzgelände bei Malchow, vermutlich in Ranzow, transportiert. Dort musste sie in einer unterirdischen Munitionsfabrik arbeiten, über die zu lesen ist: *„In der Zeit des Nationalsozialismus wurde 1938 eine Munitionsfabrik der Dynamit-AG Alfred Nobel & Co errichtet, in der 10.000 Personen Rüstungsgüter herstellten. Während des Zweiten Weltkrieges mussten hier Hunderte Kriegsgefangene sowie Frauen und Männer aus den von Deutschland besetzten Ländern Zwangsarbeit verrichten. Im Jahre 1943 wurde zudem ein KZ-Außenlager des KZ Ravensbrück gebaut, in dem hunderte Frauen, unter ihnen viele ungarische Jüdinnen unter grausamen Bedingungen arbeiten mussten, wobei viele ihr Leben verloren. Auch beim Todesmarsch nach der Räumung des Lagers 1945 fanden viele den Tod. Die 375 aufgefundenen Toten wurden auf dem Lagergelände verscharrt."*[128] Von hier trasportierte man sie weiter nach Neustadt-Glewe, wo Friedel am 5. Mai 1945 befreit wurde.

Friedel Weinberg überlegte das KZ Auschwitz im Stabsgebäude der SS. Nach der Auflösung des Lagers wurde sie in das KZ Ravensbrück deportiert und von dort nach Malchow und weiter nach Neustadt-Glewe, wo sie befreit wurde. Ihren Bruder Albrecht traf sie später in Hannover. Nach der Beerdigung ihres Bruders Dieter in Leer wanderte sie mit ihrem jüngeren Bruder in die USA aus.
Foto: Sammlung Weinberg

Nach der Beerdigung ihres Bruders Dieter auf dem jüdischen Friedhof in Leer wanderten Friedel und Albrecht in die USA aus. Während sie dort die längste Zeit ihres Lebens verbrachten, schleppten sie die Bürde der braunen Hölle zeitlebens mit sich.

128 http://de.wikipedia.org/wiki/Malchow_/28Mecklenburg/29

Neues Leben in den USA

Deutschland hatten sie am 28. Januar 1947 vom Hafen in Bremen aus an Bord des Schiffes „Marine Perch" hinter sich gelassen, als sie endlich in den USA angekommen waren, wenn auch nur räumlich. Die Schrecken der Verfolgung hatten sich in ihre Seele eingebrannt, sie wurden sie nie wirklich los. Zumindest in den ersten Jahren erlebten sie den Staat, der ihre neue Heimat werden sollte, als ein Land voller Widersprüche. Als Verfolgte des Naziregimes war ihnen die Einreise leichter gemacht worden als den ehemals Verfolgten mit anderer Staatsbürgerschaft. „Der Lebensstandard war gut", sagt Weinberg im Rückblick, *„für einen Dollar konnte man sich eine ganze Woche ernähren."*

In New York angekommen, wurden die Ankömmlinge von Angehörigen einer Hilfsorganisation in Empfang genommen und in der Anfangszeit betreut. Die Weinberg-Geschwister brachten sie in einem Hotel unter und besorgten eine erste Arbeit. Die beiden sprachen zwar kein Wort Englisch, aber das sei kein Problem gewesen. „Dort wurde Polnisch, Italienisch, Französisch und auch Deutsch gesprochen. Allen Auswanderern ging es ähnlich, was die Verständigung irgendwie erleichterte.

Auch in den USA gab es Neid und Hass auf Juden.

Das Leben in New York und in den USA bewirkte zwiespältige Gefühle in ihnen. Einerseits erlebten die „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", vor dem Hintergrund der hinter ihnen liegenden schrecklichen Zeit als Paradies, aber je mehr sie auch innerlich in ihrer neuen Heimat ankamen, um so deutlicher wurde ihnen, dass hier auch die Diskriminierung von Menschen aus unterschiedlichen Gründen weit verbreitet war. *„Die Schwarzen mussten im Süden der USA in ‚coulered cars' fahren, es gab separate Toiletten für sie, und sie bekamen in vielen Gaststätten keinen Einlass."* Als Friedel und Albrecht nach Jahren Gelegenheit hatten, in den Süden der USA zu reisen, erlebten sie auch Vorbehalte gegen Juden. „Es gab Restaurants, in denen Juden nicht bedient wurden. Die Herabwürdigung haben wir deutlich gespürt. Wir konnten gut nachempfinden, was die diskriminierten Menschen mitmachen mussten." Man habe sich teils wie unter Hitler gefühlt. *„Ein jüdischer Junge konnte kein Gymnasium besuchen, er konnte beispielsweise auch nicht für die Telefongesellschaft arbeiten."* Sie konnten sich auch nicht daran gewöhnen, dass es Juden gegenüber immer noch Hass und Neid gab. Auch in den USA habe es die Auffassung gegeben, dass es keine armen Juden gebe, dass alle Juden Millionäre seien.

Er selbst empfand diese Diskriminierung später, wenn er als „Boy" die von Kunden telefonisch bestellte Ware auslieferte. Dann musste er den Hintereingang der Häuser benutzen und mit dem Lieferantenaufzug fahren. Er sah auf dem Weg dorthin beispielsweise die dunkelhäutigen Frauen, die mit Waschen und Bügeln für die Herrschaften beschäftigt waren. Wenn er Restaurants zu beliefern hatte, fuhr Weinberg mit einem Dreirad dorthin, weil er die Warenmenge anders nicht hätte transportieren können. Er erinnert sich an ein „deutsches"

Lokal in der 59. Straße zwischen Columbus Circle und Fifth Avenue. *„In der Küche arbeiteten nur Fachleute, viele Deutsche darunter. Dort bekam ich immer etwas zu essen. Die ganze Straße war damals in deutscher Hand."*

Wie seine Schwester und er seien viele Auswanderer in New York hängengeblieben. Alle hatten ähnliches erlebt. Deshalb habe man sich schnell verständigen können. Man habe sich gekannt und sich darüber ausgetauscht, was man mache, habe sich gegenseitig Tipps gegeben, und man habe sich an den Wochenenden getroffen, mal da, mal dort. Es habe sogar eine deutsch-jüdische Zeitung mit dem Titel „Aufbau" gegeben, die in deutscher und in englischer Sprache gedruckt wurde. In dieser Publikation seien beispielsweise Wohnungen inseriert worden, zu vermietende Zimmer wurden angezeigt, oder man konnte Suchanzeigen aufgeben. Durch diese Zeitung erfuhr Albrecht Weinberg von Uhrmachern, die ihr Geschäft vor der braunen Diktatur in Leer hatten.

Wiedersehen mit den Uhrmachern Hermann und Manfred Gans aus Leer, die dem Nazi-Terror noch rechtzeitig entkommen waren.

„Das waren Hermann und Manfred Gans, die ihr Geschäft in Leer gegenüber der heutigen Buchhandlung Schuster hatten." An dem Gebäude ist heute noch die originale Uhr zu sehen, die damals signalisierte, dass hier ein Uhrmacher sein Geschäft betrieb. Der besagten Zeitungsanzeige entnahm Albrecht Weinberg die Adresse und besuchte Vater und Sohn. *„Sie hatten ein kleines Geschäft, und Manfred saß hinter einer Glasscheibe."* Die Lupe am Auge, war er damit beschäftigt, eine Uhr zu reparieren. Ein freudiges Wiedersehen sei es gewesen, aber zu einer intensiveren Beziehung sei es nicht gekommen. Jeder hatte seine Arbeit und versuchte sich durchzuschlagen. Die beiden waren vor dem Nazi-Terror noch rechtzeitig in die USA entkommen, das KZ war ihnen erspart geblieben. Vielleicht war das der Grund, warum sie, anders als Albrecht Weinberg, ihren Glauben nicht verloren hatten.

Es gab eine Synagoge in einem Stadtteil von Brooklyn. Der Gebetsraum war im Basement eines Hauses eingerichtet, und Manfred Gans leitete die Versammlungen „auf deutsche Art". Auch weil er eine gute Stimme hatte und weihevoll reden konnte, übernahm er die jüdischen Beerdigungszeremonien. Bei diesen Gelegenheiten trafen sich die beiden Männer aus Leer immer wieder mal.

Aller Anfang war schwer

In New York sei den Einwanderern nichts geschenkt worden. Weil er keine Berufsausbildung hatte, musste er sich zunächst mit Hilfsjobs durchschlagen. Um sich eine materielle Basis für sein 65 Jahre langes Leben in den USA aufzubauen, arbeitete er zuerst in einer Druckerei, in der Comic-Bücher hergestellt wurden. Seine Aufgabe war es, die fertigen Produkte an einer Maschine stapelweise mit Draht zu umspannen, damit sie ausgeliefert werden konnten. Nach und nach traf er andere Jungen, von denen er erfuhr, dass der eine Schneider, der andere Tischler war und viele andere wie er irgendwelche Hilfsjobs hatten. Seine Schwester und er wohnten damals gemeinsam etwas außerhalb der City von New York in einem Zimmer in der Winthrop Street im Stadtteil Brooklyn. *„Dort war die letzte Station der U-Bahn, und dahinter begann offenes Land,*

auf dem die Natur wild wucherte. Friedel bekam dort Heuschnupfen, aber sie dachte, sie sei dauernd erkältet." Von dieser Wohnung aus machte er sich eines Sonntags auf den Weg in die Stadt. Als er in einem Schaufenster auf einem Zettel las, dass der Inhaber einen „Boy wanted", beschloss er, dort am folgenden Tag vorzusprechen.

Erste Anstellung als „Boy" in einem Fleischergeschäft.

Der Inhaber verkaufte Fleisch, allerdings stand er nicht selbst hinter dem Tresen. Dafür hatte er Angestellte in seinen fünf Geschäften. Weil er aus Elsaß-Lothrigen stammte, sprach er ein wenig deutsch, so dass sie sich verständigen konnten. Die Weinberg-Geschwister sprachen zu diesem Zeitpunkt noch kaum englisch. Der Chef stellte ihn an, sagte ihm einen Wochenlohn von 25 Dollar zu, und von jetzt an hatte Weinberg den Kunden das Fleisch zu liefern, das sie telefonisch bestellt hatten. *„Das Geschäft befand sich in einer der besten Wohngegenden New Yorks, in der Sixth Avenue Ecke 56. Street, nahe der Madison Avenue, in einer ganz tollen Nachbarschaft, in der Nähe von Manhatten. Ich war mittendrin."*

In dem Geschäft wurde nur englisch gesprochen, was ihm damals noch schwerfiel. Als er den Auftrag bekam, eine seiner ersten Bestellungen auszutragen, hatte ihn sein Chef in ein Hochhaus in der 56. Straße Ecke Sixth Avenue geschickt, mitten in Manhatten und am Central Park gelegen. Um zu dem Kunden zu kommen, musste er einen der vielleicht 20 Aufzüge benutzen, die es in dem Haus gab. *„Alle waren mit A, B, C, gekennzeichnet, und ich stand da wie der Ochse vor dem Berg."* Weil er die Sprache nicht beherrschte, habe er sich zunächst nicht zu fragen getraut. *„Aber irgendwann musst du den Mund aufmachen."* Zu den Kunden gehörten Geschäftsleute, Opernsänger, Rechtsanwälte und andere Angehörige der „besseren" Gesellschaft. Wenn es keine Ware auszutragen gab, war er im Geschäft, mit Säubern, Aufräumen oder damit beschäftigt, Sägemehl auf den Boden zu streuen beziehungsweise wegzufegen. Durch das Mehl wurde verhindert, dass man wegrutschte.

Ein Ehepaar habe einen Pudel besessen, für den er Nierchen austragen musste. Im Geschäft seines Arbeitgebers gab es eine vielleicht wannengroße Kiste aus Zink, die jeden Morgen mit Eis befüllt wurde, um die Innereien frisch zu halten, die nur als Tierfutter vorgesehen waren. *„Die Menschen konnten sich anscheinend nicht vorstellen, dass man das essen konnte. Jahre zurück hätten wir uns mit Heißhunger darauf gestürzt."* Häufig seien morgens etliche Kalbsköpfe geliefert worden. Weinberg hatte die Schädel zu spalten, damit man ihnen das Hirn entnehmen konnte, das in die Zinkwanne gelegt wurde. *„Alles andere vom Kopf wurde weggeworfen."*

Der Fleischerladen befand sich in einem Ladenlokal, in dem auch ein Kolonialwaren- sowie ein Obst- und Gemüsehändler ihr Geschäft betrieben. Als ihm letzterer eines Tages ein Stück Melone anbot, lehnte Weinberg dankend ab. Das war ihm nicht geheuer. *„Ich hatte doch noch nie eine Melone gesehen."* Der Fleischverkäufer lachte, ließ sich die Melone geben, schnitt ein Stück ab

und aß es mit Vergnügen. Dann reichte er Weinberg ein Stück. Dessen Skepsis war gewichen. *„Die Melone schmeckte köstlich."*

Zur Arbeit fuhr er täglich mit der U-Bahn. Fünf Cent habe eine Fahrt damals gekostet, *„dafür konnte man beliebig oft hin- und herfahren. Wenn ich, müde von der Arbeit, auf der Heimfahrt einschlief, fuhr ich von der nächstmöglichen Station zurück, ohne erneut zu bezahlen."* Weil ihm manche der Kunden ein Trinkgeld gaben, hatte er abends oft mehr als einen Dollar in der Tasche. *„Dann habe ich mich wie ein Millionär gefühlt."* Bezahlt habe man damals noch mit echt silbernen Münzen, und es habe Golddollar gegeben.

Albrecht Weinberg von Augenarzt kostenlos behandelt.

Irgendwann in einem seiner ersten beiden Jahre in New York sei eines Tages ein Arzt als Kunde in das Geschäft gekommen. Als er Albrecht Weinberg ansah, bemerkte er, dass mit dessen einem Auge etwas nicht stimmte. Er bat den Chef, Weinberg nach der Arbeit zu ihm zu schicken. Der Mann war Augenarzt. Er diagnostizierte das Problem, und wenig später operierte er Weinberg an dem Auge, unentgeltlich. *„Für diesen Arzt war ich ein wildfremder Mensch, und er hat nicht nach Bezahlung gefragt."*

Mag sein, dass ihm die Kinofilme jetzt noch mehr Spaß bereiteten, die er sich mit Friedel ansah. „Für 25 Cent konnte man damals zwei Filme sehen. Für weitere 25 Cent haben wir uns sechs ‚Amerikaner' gekauft, dann haben wir die Kinofilme genossen. Wir haben zwar immer noch kaum etwas verstanden, aber gelacht haben wir dennoch. Wir haben uns gefühlt wie an Weihnachten."

Nach einiger Zeit traf er einen aus Oberwesel am Rhein stammenden jungen Mann, der einen ähnlichen Job wie er hatte und für denselben Chef arbeitete. *„Was die können, dass können wir auch"*, sagte Weinberg mit Blick auf den Job ihres damaligen Arbeitgebers. Schnell war der Entschluss gefasst, sich zusammenzutun und sich mit einem solchen Geschäft selbständig zu machen. Er wusste doch längst, wie der Job ablief. Sein Chef kaufte das Fleisch ein, die Angestellten nahmen die Bestellungen der Kunden entgegen, schnitten das Fleisch zurecht, verpackten es in eine Tüte, auf der sie den Preis notierten. Auf die Tüten waren die Buchstaben c. d. o., „cash on delivery" (Lieferung gegen Barzahlung) gedruckt. War die Ware verpackt, wurde der „Boy" losgeschickt, das war`s. „Das konnte doch jeder", war für den jungen Mann aus Westrhauderfehn klar. Daneben gab es auch das übliche Ladengeschäft.

Man schrieb inzwischen das Jahr 1953 und die Weinberg-Geschwister lebten im siebten Jahr in ihrer neuen Heimat. Sie sprachen Englisch, so dass die Verständigung mit den Kunden vorläufig kein Problem war. *„Damals gab es in der City noch viele kleine Geschäfte, Supermärkte waren unbekannt."* Auf der Suche nach einem geeigneten Geschäftsraum, fanden sie ein geschlossenes Fleischergeschäft, das sie für 7.000 Dollar von der Eigentümerin kauften, deren Mann verstorben war. *„Wir hatten keine Ahnung von der Fleischerei, aber wir waren zuversichtlich."*

Mit einem „Boy"-Kollegen in die Selbständigkeit gestartet.



Nachdem Albrecht Weinberg in New York eine Zeit lang für einen Fleischer als „Boy" Bestellungen zu dessen Kunden ausgetragen hatte, beschloss er, sich zusammen mit einem Freund selbständig zu machen. Sie kauften ein komplett eingerichtetes auf dem Broadway gelegenes Fleischergeschäft, dessen Eigentümer verstorben war. Die Aufnahme zeigt Weinberg hinter dem Tresen seines Geschäftes.
Foto: Sammlung Weinberg

Ihr Geschäft befand sich auf dem Broadway an der Ecke zur 143. Straße. Der Laden war mit Theke, Waagschalen, Werkzeug und mit einem Kühlschrank komplett ausgestattet. In ihrer Freizeit machten sich die beiden daran, ihn zu reinigen und für die Eröffnung vorzubereiten. Am Montag nach dem Neujahrsfest des Jahres 1954 fuhren sie früh zum Großmarkt, um sich mit Fleisch einzudecken. *„Wir waren damals naiv. Üblicherweise wurden die Geschäfte damals erst donnerstags geöffnet, aber uns konnte es nicht schnell genug gehen. Ich erinnere mich, dass es an diesem Tag sehr kalt war."* Zunächst habe man die unbekannten Neulinge wegschicken wollen, weil sie kein Geld hätten. „Aber wir blieben, und wir kamen regelmäßig wieder, 24 Jahre lang, bis zum Jahr 1976/77.

Mit Fleischergeschäft in die Selbständigkeit

Als sie ihr Geschäft direkt an der Grenze zum Stadtteil Harlem eröffnet hatten, hätten sie eine „normale" Nachbarschaft gehabt, sagt Weinberg, der damals längst amerikanischer Staatsbürger war. *„Dort lebten Iren, Italiener und Einwanderer aus Deutschland. Nach und nach wurden das Leben und die Arbeitsbedingungen in der US-Metropole schwieriger. Zunächst drängten Südamerikaner in die City, die andere Lebensgewohnheiten hatten. „Sie sprachen nicht Englisch, und wenn man nicht verstand, was sie wollten, verließen sie den Laden und kauften anderswo. Wir mussten deren Sprache zumindest ein wenig lernen und uns umstellen. Wenn wir den Preis in Dollar und Cent aussprachen, wurden wir nicht verstanden, Peso und Centavos musste es heißen, bezahlt wurde dann mit amerikanischem Geld." Auch andere Ware habe man zum Teil in das Sortiment aufnehmen müssen, weil die Südamerikaner andere Essgewohnheiten hatten. „Die aßen auch schon mal Innereien."*

Einer ihrer ersten „Kunden" war ein Bekannter, der aus Minden stammende Bill Gerken. Er war im Alter von neun Jahren als „Schiffsjunge" auf einem Pas-

sagierschiff gefahren, in New York von Bord gegangen und war geblieben. Als er das Geschäft Weinbergs betrat, war er selbst bereits lange im Ruhestand. Sowie er den Inhaber mit seinem Partner deutsch sprechen hörte, war eine emotionale Verbindung hergestellt. Der Gast, der jetzt häufiger in den Laden kam, sprach über vergangene Zeiten, und weil er selbst als Schlachter gearbeitet hatte, wurde er für die „Greenhorns" zu einem wichtigen Berater.

Ein anderer Mann, der sich für den geschäftlichen Erfolg der „Jungunternehmer" als wichtig erwies, kam als Vertreter der Firma Bloch & Guggenheim, Nachfahren deutscher Einwanderer, in den Laden. Er besah sich das Angebot, erläuterte den beiden Inhabern, wie man das Sortiment ergänzen könnte, notierte sich dieses und jenes und verließ den Laden, augenscheinlich unverrichteter Dinge, nachdem Weinberg mangels Geldes jedes Angebot dankend abgelehnt hatte. Einige Zeit später staunte Weinberg nicht schlecht, als ein LKW vor der Ladentür hielt und der Fahrer begann, diverses auszuladen. Die Widerrede Weinbergs ignorierte er. Er habe den Auftrag, die Waren auszuliefern. So geschah es, und als er seine Arbeit beendet hatte, besaßen die Ladeninhaber zwei Fass Sauerkraut, zehn Pappkartons jeweils mit mehreren Gurkengläsern gefüllt und anderes mehr. Sie verkauften alles und verdienten gut. Nach vielleicht zwei Monaten besuchte sie der Vertreter erneut und fragte, ob sie etwas für ihn hätten. *„Wir konnten ihm seine Ware bezahlen und gaben die nächste Bestellung auf."*



Mit Fleisch in guter Qualität, Service und Zuverlässingkeit erwarb sich Weinberg das Vertrauen der Kundschaft und gewann während seiner 24jährigen Tätigkeit als Fleischer viele Stammkunden. Er stieg aus dem Geschäft aus, nachdem eines Tages ein Mordopfer vor der Ladentüre gelegen hatte. Sein Partner führte das Geschäft kurzzeitig weiter. Foto: Sammlung Weinberg

Als Unternehmer „Lehrgeld" bezahlt

„Aber wir haben auch Lehrgeld bezahlt und Unangenehmes erlebt." Als sie eines Tages, entgegen ihrem Geschäftsprinzip, einem Kunden Ware auf „Anschreiben" verkauft hatten, ließ sich der Kunde nie wieder blicken. Ein anderes Mal hatte ihnen jemand zwei Kisten Hühner verkaufen wollen, die er illegal erworben hatte. *„Aber das haben wir nicht gemacht, das waren Mafia-Mehoden, mit der Mafia durfte man sich nicht einlassen. Es gab einen Schwarzmarkt."* Man selbst habe Wert darauf gelegt, ein „reelles Geschäft" zu sein. Wir hatten viel Stammkundschaft mit immer ähnlichem Bedarf. *„Denen konnten wir kein Huhn verkaufen, wenn sie Schnitzel haben wollten."* Man habe Wert auf guten Kontakt zu den Kunden gelegt, und mit der Zeit scheint sich ein Vertrauensverhältnis entwickelt zu haben. *„Von manchen Kunden wurden wir zur Hochzeit oder zu anderen Familienfeiern eingeladen."*

Als ihr Geschäft gut lief, hatten sie einen 13jährigen spanischstämmigen Jungen als „Boy" eingestellt, der ihre Ware zu den Kunden austragen sollte. *„Er hat unsere Kunden betrogen."* Wie üblich, wurde das Fleisch in braune Tüten gepackt und der Preis darauf notiert. Irgendwann erfuhr Weinberg, dass ihr Boy die Ware daheim in eine andere braune Tüte umpackte, und auf den Preis

einen Dollar aufschlug, den er in seine eigene Tasche steckte. *„Es war halt nicht alles eitel Sonnenschein."* Unzufrieden war er manchmal auch mit seinem Partner. Waren sie anfangs gemeinsam zum Großmarkt gefahren, um ihre Ware einzukaufen, hatte es sich bald eingespielt, dass diese Arbeit von seinem Partner erledigt wurde, während Albrecht Weinberg schon früh im Laden stand. *„Herbert kam oft erst um 12.00 Uhr, aber dann hat er tatkräftig gearbeitet. Er hat auch nicht auf Überstunden geachtet."*

Mit den Südamerikanern und vor allem mit den afrikanischstämmigen Amerikanern rückten auch deren Probleme zunehmend in den Alltag der Weinbergs. Längst konnte man seine Haustüre nicht mehr wie noch in den frühen 1950er Jahren offen stehen lassen, längst musste man auf seinen Wegen durch die Stadt vorsichtig sein. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen verschlechterten sich.

Als ein Mordopfer vor Weinbergs Ladentüre lag, gab er das Geschäft auf.

Es gab Raubüberfälle, Menschen wurden erschossen, und als eines Tages im Jahr 1976 ein Ermordeter vor seiner Ladentüre lag, war für ihn klar, dass es so nicht weitergehen könne. Über diesen Mord sei damals sogar in den fünf-Uhr Nachrichten des Fernsehens berichtet worden. *„Friedel sagte damals zu mir, du hast das KZ und den Naziterror überlebt, dann musst du dich jetzt nicht der Gefahr aussetzten, überfallen und ausgeraubt zu werden. Ich habe die Ladentüre abgeschlossen, und den Schlüssel symbolisch in den Hudson-River geworfen, wie man so sagte. Das war´s mit dem eigenen Laden."* Sein Partner Herbert führte das Geschäft noch eine Zeit lang alleine weiter, dann erkrankte er und verstarb.

Weinberg war in jenem Jahr 1976 51 Jahre alt. Ab jetzt schlug er sich mit kleinen Arbeiten für Privatleute durch. *„Aber wenn man viele Jahre selbständig war, ist es sehr schwer, für andere wieder anzufangen. Man war nicht mehr so frei."* Dass dies gelang, verdankt er auch seiner Schwester, die einen festen Job in einer Fabrik für Bekleidung mit einem festen Einkommen hatte. Die Textilwirtschaft sei damals in der Stadt ein wichtiger Wirtschaftszweig gewesen. *„Man konnte hingehen und nach einem Job fragen. Dann wurde man an eine Nähmaschine gesetzt und los ging es. Nach einer beruflichen Qualifikation wurde nicht gefragt."* Man wurde nach Stückzahl bezahlt, und das nicht besonders gut. Aber man kam durch.

In New York beengt aber günstig gewohnt

Seit sie sich nach dem Holocaust in Deutschland wiedergetroffen hatten, lebten Friedel und Albrecht Weinberg zusammen. Zunächst hatten sie für jeweils kurze Zeit in verschiedenen kleinen Wohnungen gelebt. Sie wohnten in Queens, in Manhatten, in Brooklyn und wieder in Manhatten. Sechs-, acht- oder zehnmal seien sie in ihren ersten Jahren in New York umgezogen und hätten jeweils zur Untermiete in einem einzigen Zimmer gewohnt. Die Küche ihrer Vermieter durften sie mitbenutzen. So geschah es, dass die Vermieterin eines Abends

herzhaft lachen musste, als sie sah, wie lange Friedel das Fleisch für die Mahlzeit mit ihrem Bruder kochte. *„Sie briet ihr Schnitzel wenige Minuten von der einen und dann von der anderen Seite, dann konnte sie es schon essen. Wir kannten bis dahin nur Fleisch, das man stundenlang kochen musste, bevor man es essen konnte."*

Für ihre Zimmer mussten sie eher wenig zahlen, so dass sie mit ihrem Geld hinkamen. Abends haben sie miteinander gekocht, und im Laufe der Zeit sei es ihnen immer besser gegangen. Sie konnten sich etwas leisten, und bald fuhren sie auch in Urlaub, eine Woche zunächst und später auch zwei. Ein Auto habe er sich leisten können. Aber Friedel sei meist ohne ihn verreist, weil er sein Geschäft nicht geschlossen halten konnte. *„Es war schwer, für eine Woche einen Ersatz zu finden. Außerdem waren es die Kunden gewohnt, mit mir zusprechen."*

Später besaßen sie 14 Jahre eine Wohnung an der 116. Straße Ecke Broadway, die aus einem Schlafzimmer, einer Stube mit einer Couch, auf der Albrecht schlief, einer kleinen Küche und einem Bad bestand. Eigentümer war ein Grieche. Danach bezogen sie eine 3-Zimmer-Wohnung im Stadtteil Queens, in der sie fast 50 Jahre bis zum Jahr 2011 lebten, bis auf die Wintermonate. Die verbrachten sie seit vielen Jahren in Florida, *„weil es in New York im Winter sehr kalt ist."* Im Jahr 2011 zogen sie ganz nach Florida, wo sie ihren Lebensabend verbringen und beerdigt werden wollten.

Die Weinberg-Geschwister heirateten nie.

Geheiratet haben die Geschwister nie. Das sei eine bewusste Entscheidung gewesen, so, wie sich andere ehemalige Leidensgefährten für Ehe und Familie entschieden hätten. *„Wir wollten keine jüdischen Kinder in die Welt setzen, die, wenn es hätte sein sollen, eventuell dasselbe wie wir hätten durchmachen müssen."* Das sei ihre Überzeugung gewesen. Sie wollten auch verhindern, dass ihnen mit einer eigenen Familie ähnliches wie ihren Eltern hätte geschehen können. *„Aber wir haben ein genau so normales Leben wie die anderen geführt, aber eben als Singles."* Für seine Schwester habe das nicht immer festgestanden, schränkt er ein. Sie habe einen Freund gehabt, und sie habe auch ans Heiraten gedacht. *„Ich glaube, er wollte mit ihr nach Kalifornien ziehen, aber vielleicht wollte sie mich auch in New York nicht alleine lassen. Wir haben nie darüber gesprochen."*

Albrecht Weinberg hat den Glauben im Lager verloren

An den Jahrestagen der Befreiung zündeten sie jeweils sechs Kerzen als symbolische Erinnerung an sechs Millionen ermordete Juden an.

Die Religion habe für sie eine untergeordnete Rolle gespielt. An einen Gott zu glauben, das war Albrecht Weinberg nach seinen schrecklichen Erlebnissen nicht möglich. *„Wir haben wohl gewusst, wann die jüdischen Feiertage waren. New York war zu einem großen Prozentteil jüdisch"*, sagt er. Wenn Rosch ha-Schana, das jüdische Neujahrsfest, gefeiert wurde oder Jom Kippur, der Versöhnungstag, dann waren viele Geschäfte geschlossen. Seine Schwester und er seien nicht zum Beten in die Synagoge gegangen. Sie beide hatten es für sich zur Tradition gemacht, jährlich an dem Tag, an dem sie aus dem KZ befreit

wurden, sechs Kerzen anzuzünden, zur Erinnerung an die sechs Millionen Juden, die von den Nazis ermordet wurden.

Man traf sich und tauschte Erinnerungen aus

Solange Albrecht Weinberg im Lager oder sonst wie in den Fängen der Nazi-Schergen war, sei er selbst der Dreh- und Angelpunkt seines Lebens gewesen. Es galt irgendwie zu überleben, und das Überleben musste täglich neu erkämpft werden. Was um ihn herum geschah, nahm er eher teilnahmslos oder gar nicht wahr, von den übergeordneten Zusammenhängen und vom Kriegsverlauf wusste er nichts. Wie ihm ging es allen anderen, die irgendwo im Lager ihren eigenen Überlebenskampf kämpften. In seiner neuen Heimat suchte die Erinnerung nach Antworten und damit nach Erklärung, Gründen und Zusammenhängen.

Viele jüdische Neuankömmlinge blieben in New York. Das gleiche Schicksal und die Diskriminierung, die Juden in den Anfangsjahren auch in den USA ertragen mussten, führten dazu, dass man sich immer wieder traf, meist informell, aber oft. Gleich zu welchem Anlass sie zusammenkamen, irgendwann kam das Gespräch auf die Gräuel, die man in Nazi-Deutschland durchlitten hatte. Häufig wurde auch über die frühere Heimat gesprochen, in der man sich vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten und dem Raub- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht trotz aller Beschwernisse wohl gefühlt hatte.

Erinnerung an Flöhe, Läuse, Wanzen, Krankheit, Hunger ... und an Schokoladenpudding.

„Weißt du noch", hieß es dann beispielsweise, *„wie wir uns nach Kartoffelschalen gesehnt und uns Kuchen oder Schokoladenpudding gewünscht haben."* Immer wieder sprachen sie darüber, was sie in den Konzentrationslagern hatten erleiden müssen, wie es ihnen dort ergangen war. Die Krankheiten, von denen sie befallen waren, brachen im Geiste erneut aus, und unwillkürlich erschauderten sie, wenn sie an die Flöhe, Läuse, Wanzen dachten, die allgegenwärtig waren, und an den Dreck, der überall um sie herum war. Sie erinnerten sich auch an die Träume, die sie im Lager hatten, manchmal zumindest. Die Träume hatte ihnen niemand nehmen können. Auch wenn sich im Laufe der Zeit vieles wiederholte, sie sprachen immer wieder darüber. Verstehen konnten sie selbst viele Jahre danach noch nicht, was man ihnen angetan hatte.

Einer seiner Bekannten habe ihm über seine polnische Heimat berichtet. Die Menschen in Polen hätten in jener Zeit zumindest auf dem Lande eher ärmlich gelebt. Er erzählte ihm, dass man in der Wohnküche des Elternhauses einen Sandboden gehabt habe. Um es dort ein wenig festlich zu machen, sei der Boden am Wochenende geharkt worden. Dann habe man mit hellem Sand ein Muster darauf gestreut, um eine Illusion von Teppich nachzuempfinden. Freitags wurde ein großer Topf „Kurrel" vorbereitet, ein polnisches Eintopfgericht. Den brachte man zum Bäcker, in dessen Ofen er warm gehalten oder sogar gekocht wurde, das weiß Weinberg nicht mehr genau. Samstags holte die Familie ihr Essen vom Bäcker, kochen durften sie an diesem Wochentag, dem jüdischen Sabbat nicht, das untersagt ihnen ihr Glaube.

Eines Tages wurde darüber gesprochen, dass deutsche Soldaten und/oder SS-Leute noch kurz vor Kriegsende auf dem Rückzug Menschen in Scheunen gesperrt und lebendig verbrannt hätten. Einer von ihnen, den Ehemaligen, hatte das gesehen.

Durch eines dieser Gespräche erfuhr Albrecht Weinberg vom Schicksal zweier Jungen, mit denen er vor der Deportation nach Auschwitz im Arbeitslager Hangelsberg zusammengearbeitet hatte. Sie waren dem Kommando zugewiesen worden, das in der Werkstatt die Fahrzeuge der SS-Soldaten warten und reparieren musste. *„Das war eines der besten Kommandos"*, weiß Weinberg, unter anderem deshalb, weil die Männer dort *„unter Dach und Fa*ch" waren. Es muss häufig vorgekommen sein, dass SS-Leute betrunken in die Werkstatt kamen und dabei das eine oder andere Uniformstück im Wagen liegen ließen. Die beiden Jungen schafften es zur Seite, bis sie zwei vollständige Uniformen zusammen hatten, aber es muss lange gedauert haben. Kaum vorstellbar, dass die betrunkenen SS-ler auch ihre Hosen oder ihre Stiefel im Auto vergessen haben. Aber irgendwie hatten die Jungen auch diese Kleidungsstücke beiseite geschafft. Eines Tages hatten sie Mut gefasst, die Uniformen angezogen, ein Motorrad gestohlen und waren damit auf den Schlagbaum zugefahren. Weil sie von weitem als SS-Angehörige zu erkennen waren, wurde der Schlagbaum gehoben, und die beiden konnten unerkannt entkommen, ihre Papiere wurden nicht kontrolliert.

Zwei Häftlingen gelang die Flucht in SS-Uniform.

Es muss Ende des Jahres 1944 oder Anfang 1945 gewesen sein, als sie unerkannt in Berlin ankamen. *„Damals war es in Berlin schon wesentlich leichter unerkannt zu überleben als in den Jahren zuvor"*, sagt Weinberg und verweist auf den späteren Showmaster Hans Rosenthal, der die letzten Kriegsmonate in einer Schrebergartenkolonie überlebt hat. *„Er muss dort bekannt gewesen sein, aber er wurde nicht verraten."*

Als die beiden Jungen in Berlin ankamen, mussten sie die SS-Uniformen loswerden und an zivile Kleidung kommen. Wie der Kontakt zum „Untergrund" zustande kam, weiß Weinberg nicht, wohl aber, dass auch Kommunisten zu der Gruppe gehörten. Hier bekamen die beiden zunächst zivile Kleidung und falsche Ausweise. Für Greise, alte Frauen oder körperlich behinderte Menschen wäre das vielleicht ausreichender Schutz vor Entdeckung gewesen, aber nicht für zwei junge vergleichsweise kräftige Männer. Zu einer Zeit, in der jeder einigermaßen gehfähige Knabe, Jüngling und Mann in den aussichtslosen Kampf geworfen wurde, konnte es nicht sein, dass diese beiden Burschen übersehen worden waren. Jeder Polizist, jeder SS-Scherge, jeder Gestapo-Angehörige und jeder Feldjäger hätte sie sofort entdeckt.

Die Männer vom Untergrund besorgten ihnen Blindenbinden und einen Blindenhund. Jetzt konnten sie sich vorsichtig in der Stadt bewegen. Dennoch wäre es eines Tages beinahe schief gegangen. Die beiden waren in ein Kino

gegangen, vielleicht nur, um sich ein wenig zu wärmen. Als SS-Schergen das Kino betraten, mögen die beiden Jungen Angst gehabt haben, aber sie waren auch auf Entdeckung vorbereitet. Natürlich fielen die beiden der SS sofort auf, aber ihre Blindenausweise halfen ihnen, für den Moment. Als einer der SS-Männer sie fragte, was sie als Blinde im Kino machten, antworte einer von beiden, „wir hören uns die Musik an." Damit kamen sie durch.

Einer der Bekannten, mit denen die Weinberg-Geschwister in New York zusammenkamen, war der Journalist Ernst Cramer, der zwar in Deutschland lebte und arbeitete, aber mehrfach in die USA und nach New York kam. Obwohl wesentlich älter als Friedel und Albrecht Weinberg, hatten sie auf dem Ausbildungsgut Groß Breesen eine schöne Zeit miteinander geteilt. Cramer, Jahrgang 1913, hat die NS-Zeit überlebt und die damals noch lebenden Groß Breesener in den 1980er Jahren nach Israel eingeladen. Den Flug für die Geschwister Weinberg hat Cramer oder der Springer-Verlag bezahlt. Später hat Cramer eine Zeit lang einmal im Jahr ein Treffen in New York veranstaltet.

Juden blieben in New York weitgehend unter sich.

Mit der nichtjüdischen Bevölkerung von New York blieb der Kontakt eher oberflächlich. Die hätten selbst mit bestem Willen nicht verstehen können, was deutsche und europäische Juden in Deutschland und durch Deutsche erleiden mussten. Wenn jemand dieser anderen zufällig die in den Arm tätowierte Nummer sah, redete Albrecht Weinberg sich schon einmal damit heraus, dass dies seine Telefonnummer sei. Er sei ein wenig vergesslich, deshalb habe er sie sich auf den Arm geschrieben. In den USA konnte man sich ein Hakenkreuz auf die Stirn malen und damit herumlaufen, das interessierte damals niemanden. Einige Frauen hätten sich die Nummer von einem Arzt aus dem Arm schneiden lassen. *„Dafür gab es sogar einen finanziellen Zuschuss"*, erinnert sich Weinberg. Gerne wollten sie in der warmen Jahreszeit kurzärmelige Kleidung tragen, aber nicht, solange man die Nummer sehen konnte. Nicht wenige ehemalige Häftlinge hätten wegen der Nummer Angst gehabt zur Arbeit zu gehen. Deshalb versuchten sie, die Nummer irgendwie zu verbergen. Seine Schwester habe sie lange Zeit immer wieder mit einem Lippenstift übermalt. Niemand habe gewusst, dass sie im Lager gewesen war. *„Wir haben uns irgendwie für die Nummer geschämt, obwohl wir nichts dafür konnten. Wir hatten einen Komplex, wir litten am Holocaust-Syndrom."* Vielleicht habe man sich auch minderwertig gefühlt.

Einige ehemalige Häftlinge ließen sich die Tätowierung entfernen, dafür gab es einen finanziellen Zuschuss.

Alpträume verfolgen Albrecht Weinberg bis in die Gegenwart.

Manchmal habe er heute noch Alpträume, in denen er sich im KZ wiederfindet. Dann wache er schweißgebadet auf. Diese in die Seele eingebrannte Erinnerung könne man nicht abschrauben und in die Ecke stellen. Er brauche sich doch nur zu waschen, dann erinnere ihn die Nummer auf seinem Arm an den schlimmsten Teil seines Lebens. Heute, nach fast 70 Jahren, mache ihm das kaum noch etwas aus, und in den USA hätte er zuletzt darüber schmunzeln können, wenn er von einem „Ahnungslosen" zu hören bekam: „What are you a funny guy, put your number on your arm!" Aber es gebe heute noch Tage, an denen er in depressive Stimmung verfalle, dann sei er nicht ansprechbar.

Auch in späteren Jahren habe sich die Haltung des nichtjüdischen Teils der New Yorker Bevölkerung zu den ehemaligen Einwanderern nicht wesentlich geändert. Nach wie vor habe sich jeder zunächst um sich selbst gekümmert. Niemanden habe es interessiert, ob man im Krieg oder im Lager gewesen sei. Sei das Gespräch zufällig auf das Lager gekommen, habe es meist geheißen, viele seien dort gewesen, *„das war´s dann. „Die hätten das auch nicht verstehen können."*

Sicher auch weil er viele Jahre hatte hungern müssen, kann er bis heute nichts wegwerfen. Es gehe ihm zwar gut, beispielsweise bekomme er genug zu essen. Was übrig bleibt, dürfe er zwar zurückgehen lassen, aber das könne er nicht. Wenn man sich jahrelang nach einem Stück Brot gesehnt habe, aber ständig hungern musste, dann sei jedes Brot, jede Kartoffel und jedes andere Lebensmittel kostbar.

Bekanntschaft mit dem nicht-jüdischen aus Leer ausgewanderten Schlachtermeister Paul Egon Münch.

Den deutschen Schlachter Paul Egon Münch lernten die Weinberg-Geschwister durch den Umweg über Leer kennen. Nachdem sie, wie viele andere ehemalige jüdische Bürger der Stadt, im Jahr 1985 zu einem Besuch in die Ledastadt eingeladen worden waren, wurde darüber in der Lokalzeitung berichtet. Diesem Bericht entnahm Münch, selbst nicht Jude, dass unter den Gästen ein Geschwisterpaar namens Weinberg war. Er, der gelernte Schlachtermeister, der in den 1950er Jahren der Liebe wegen in die USA ausgewandert war, verbrachte zur selben Zeit einige Urlaubstage in seiner ehemaligen Heimatstadt. Er hatte sich in ein aus Rajen stammendes Mädchen verliebt, das vor ihm in die USA emigriert war. Weil sein Vater und er geschäftlich mit dem in Leer ansässigen jüdischen Schlachter Weinberg zu tun hatten, ihm Fleisch verkauften, vermutete er, dass die beiden Geschwister Nachfahren jenes Schlachters sein könnten. *„Das traf zwar nicht zu, aber wir haben uns gleich gut verstanden und uns später in New York ab und zu besucht. Wir wurden mehrfach von ihm eingeladen."*

In den Gesprächen erfuhr er auch, dass Münch in Leer und Umgebung als Amateurboxer bekannt gewesen war, unter anderem habe er im Saal Bahns in Westrhauderfehn gekämpft. Weinberg erinnert sich, dass Münch ein Kreuz und einen Judenstern an einer Kette um den Hals trug. Er habe es in den USA zu einem beachtlichen Wohlstand gebracht. *„Als Schlachtermeister war er Fachmann, und so viele Fachleute gab es damals in New York nicht. Er konnte er sich deshalb schnell hocharbeiten."*

Nach dem Krieg hatte der Vater Fleisch aus Dänemark und aus Übersee importiert und damit unter anderem die damalige „von Lettow-Vorbeck-Kaserne" in Leer beliefert. Der Großvater, erfuhr Weinberg vom Enkel, hatte eine Schlachterei in Papenburg geführt und das „schlechte" Fleisch zum Konzentrationslager nach Esterwegen geliefert.

„Blondes Gift": Jüdin trieb Tausende in den Tod

Die massenhafte Verfolgung jüdischer Mitbürger ließ da und dort auch Überlebensstrategien reifen, und einige Juden gingen dabei im wahren Wortsinn über Leichen. Die perfideste Art hatte in Berlin eine „arisch" aussehende, blonde und blauäugige junge jüdische Frau ersonnen, die Tausende Juden unter der Vorspiegelung „ans Messer" geliefert hatte, ihnen auf der Flucht oder beim Verstecken helfen zu wollen. Günter Richowski, ehemaliger Mitschüler der Weinberg-Geschwister auf dem Landgut in Groß Breesen, hatte die Frau persönlich kennen gelernt und bei einem der Treffen in New York von ihr erzählt. Ihr Name: Stella Goldschlag. Sie wurde am 10. Juli 1922 in Berlin geboren. Im Alter von 72 Jahren nahm sie sich im Jahr 1994 das Leben.

Bei „Wikipedia" ist über die „Greiferin" Stella Goldschlag-Kübler zu lesen: *„Stella Goldschlag wurde als Tochter des Journalisten, Dirigenten und Komponisten Gerhard Goldschlag sowie seiner Frau Toni, einer Konzertsängerin, geboren. . . Im Frühjahr 1943 wurde sie im Zuge der Fabrikaktion verhaftet. Ab August 1943 war sie mit ihren Eltern im Sammellager Große Hamburger Straße inhaftiert. Um ihre Eltern vor der Deportation zu schützen, erklärte sie sich nach einem gescheitertem Fluchtversuch und anschließender Folterung gegenüber dem SS-Hauptscharführer Walter Dobberke bereit, mit den Nationalsozialisten zu kollaborieren. In deren Auftrag durchkämmte sie Berlin nach untergetauchten Juden, gab sich als Helferin aus und bekam von diesen die Aufenthaltsorte weiterer Untergetauchter vermittelt. Hierbei halfen ihr ihre Kenntnisse der Lebensgewohnheiten, Aufenthaltsorte und Treffpunkte ‚untergetauchter' Juden. Diese Informationen gab sie direkt an die Gestapo weiter. In manchen Fällen führte sie auch selbst Verhaftungen durch, bzw. hielt flüchtende Personen auf, bis die Gestapo eintraf. Hierfür wurde sie von der Gestapo sogar mit einer Pistole ausgestattet. Die Angaben über die Zahl ihrer Opfer schwankten in den Nachkriegsprozessen zwischen 600 und 3.000 Juden. Trotz ihrer Kollaboration konnte Stella Goldschlag ihren Mann und ihre Eltern nicht vor dem Tod bewahren. Ihr Ehemann Manfred Kübler wurde 1943 nach Auschwitz deportiert, seine Eltern nach Mauthausen bzw. Theresienstadt. Stella Goldschlags Eltern wurden, wie die Weinberg-Eltern Flora und Alfred, im Februar 1944 zunächst in das Ghetto Theresienstadt, im Oktober 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Das hielt Stella Goldschlag jedoch nicht davon ab, weiterhin für die Gestapo zu arbeiten. Bis März 1945, als der letzte Deportationszug Berlin Richtung Theresienstadt verließ, spürte die als ‚Greiferin' gefürchtete Stella Goldschlag weiterhin Juden im Untergrund auf und denunzierte sie."* [129]

Im Interview mit dem Südwestdeutschen Rundfunk sagte die „Greiferin" später: *„Um meine Eltern zu retten und über den Transport zu kriegen, habe ich gesagt, gut, ich versuche es. Ich habe mir dabei natürlich gar nichts gedacht, aber welcher Mensch hätte so eine Gelegenheit nicht wahrgenommen? . . . Ich war mir damals keiner wirklichen Schuld bewusst. Und die Juden sagten mir auch*

129 http://de.wikipedia.org/wiki/Stella_Goldschlag

selber, sie wollten lieber von Juden abgeholt werden als von der Gestapo, weil die Gestapo ja viel radikaler war und Übergriffe machte. Ich habe in späteren Jahren, wie ich über alles nachgedacht hatte, natürlich mir gesagt, du hättest es nicht tun sollen, und ich empfand auch große Reue, aber ich konnte ja mein Schicksal gar nicht anders umdrehen. Es war einfach unmöglich. Es war ein Teufelskreis, aus dem ich damals nicht herauskam."[130]

Richowski war in der Terminologie der Nazis ein „Mischling". Weil seine Mutter zum jüdischen Glauben konvertiert war, mussten die Familienmitglieder zwar den gelben Judenstern an ihrer Kleidung tragen, aber sie konnten während der gesamten Naziherrschaft in ihrer Berliner Wohnung bleiben und wurden nicht ins KZ deportiert. Unter Aufsicht der Gestapo arbeitete er als Gärtner im jüdischen Krankenhaus an der Iraner Straße in Berlin. Dorthin wurden die vom „blonden Gift" aufgespürten untergetauchten Juden gebracht, bevor sie ins KZ transportiert wurden.

Der „Mischling" Günter Richowski arbeitete im Krankenhaus an der Iraner Straße, dort, wohin die Juden geführt wurden, die das „Blonde Gift" verraten hatte.

Beim Sturm der „Roten Armee" auf Berlin wurde er schwer verletzt, er verlor seinen linken Arm. Als die Amerikaner später nach der Abriegelung Berlins durch die sowjetischen Truppen eine Luftbrücke eingerichtet hatten, um die Stadt aus der Luft zu versorgen, konnte Richowski im Jahr 1948 mit einer der Maschinen in die USA fliegen, in das Land einwandern, einen Computerkurs belegen und mit einem Job in einem New Yorker Krankenhaus ein neues Leben beginnen. Durch Mundpropaganda erfuhr er, dass auch die Weinberg-Geschwister in den USA eine neue Heimat gefunden hatten. *„Im Jahr 1960 stand Günter eines Tages bei uns im Laden."*

Urlaub und mehr:

„Wohlhabend" wurden die Weinberg-Geschwister nicht, aber allmählich konnten auch sie sich das eine oder andere leisten. Da seine Schwester eine fes-te Anstellung hatte, konnte sie mehrfach mit Bekannten verreisen. Für ihren Bruder beschränkte sich der Urlaub viele Jahre auf kurze Abstecher an einen der Strände in der Nähe von New York, die man teilweise mit der U-Bahn erreichen konnte. Meist mieteten sie sich in einen Bungalow an einem Waldsee ein.

Es muss um 1980 gewesen sein, als ihr ehemaliger „Mitschüler" in Groß Breesen, Ernst Cramer, Kontakt zu ihnen aufnahm, unter anderem um sie zu einer Reise nach Israel einzuladen.

Exkurs: Ernst Cramer

Ernst Cramer wurde 1913 als Sohn einer jüdischen Familie in Augsburg geboren. Sein Vater, ein kleiner Unternehmer und ein Bewunderer Brechts, er verarmte während der Weltwirtschaftskrise. Cramer konnte deswegen die Schule nicht abschließen, und sein Traum, Lehrer zu werden, blieb unerfüllt. Er musste arbeiten, um Geld für die Familie zu verdienen. *1933 war Cramer*

130 http://www.swr.de/nicht-alle-waren-moerder/barrierefreie-version/familie-teuber/hintergrund/skrupellose-fahnderin.html



Ernst Cramer war Mitbegründer des Bundes Deutsch-Jüdischer Jugend. Obwohl wesentlich älter als die meisten anderen Jugendlichen, war er zusammen mit Friedel und Albrecht Weinberg im „Zentralen Arbeitslager“ Groß Breesen. Nachdem er kurzzeitig im KZ Buchenwald eingesperrt war, konnte er noch vor Kriegsbeginn in die USA auswandern. Nach dem Krieg organisierte er, inzwischen angesehener Redakteur beim Springer-Verlag, mehrere „Ehemaligen“-Treffen. Unter anderem lud er die überlebenden Groß- Breesener zu einem Besuch in Israel ein.
Quelle: Sammlung Weinberg.

Mitbegründer des Bundes Deutsch-Jüdischer Jugend. Nach den judenfeindlichen Gewaltakten vom 9. November 1938 wurde er für sechs Wochen im Konzentrationslager Buchenwald interniert.“ [131] Davor war er auf dem Landgut Groß Breesen. *„Als die Eltern in der großen Wirtschaftskrise das Schulgeld nicht mehr bezahlen konnten, zog der 16jährige Ernst hinaus in die wilde Praxis: zuerst kaufmännische Lehre, Arbeit im Kaufhaus, und dann, ab 1937, als man noch rund um ihn herum hoffte, der Spuk werde bald ein Ende haben, bereitete er seine Auswanderung vor. In der Landwirtschaft, in Schlesien, auf einem von Juden organisierten Gut in Groß-Breesen. Dort wurde er 1938 von den Nazis festgenommen und nach Buchenwald deportiert. Er sah neben sich jüdische Offiziere des Ersten Weltkriegs, die man zu winselnden Bündeln reduziert hatte, Rabbiner mit geschorenem Kopf und im Lager verfilztem Bart, und hörte klirrende Rufe von den ‚Bürgern‘ am Straßenrand.“* [132]

„1939 konnte er in die USA emigrieren. Sein Bruder und die Eltern wurden von den Nationalsozialisten umgebracht. Martin Cramer, der Vater von Ernst Cramer, gründete in den 30er Jahren zusammen mit Berthold Brecht die Augsburger Literarische Gesellschaft. In den Vereinigten Staaten arbeitete Ernst Cramer zunächst auf einer Farm für Flüchtlinge in Virginia und nahm dann das Studium am Mississippi State College und an der Standford University auf. Bei Kriegseintritt der USA nach dem Überfall auf Pearl Harbour trat er in die US Army ein. Nach Kriegsende 1945 kehrte Cramer als US-Soldat und amerikanischer Staatsbürger nach Deutschland zurück.“ [133]

Vielfach ist über Cramer zu lesen, dass er trotz der Verbrechen, welche die Nationalsozialisten auch an seiner Familie verübt hatten, an das bessere Deutschland glaubte. Daran wollte er mitarbeiten, und er tat dies an der Seite Axel Springers. Albrecht Weinberg hat Ernst Cramer in guter Erinnerung.

Deutschland - nein, danke!

Als Albrecht Weinberg fast 70 Jahre später gefragt wurde, ob er vor seiner Auswanderung je daran gedacht habe, in Deutschland zu bleiben, schüttelte er energisch den Kopf. *„Wohin hätten wir gehen sollen“*, fragt er und ergänzt scherzhaft, dass man vielleicht nach Buxtehude hätte gehen können aber auf

131 http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Cramer_/28Journalist
132 http://www.welt.de/print-welt/article193746/Portraet-Hartnaeckiges-Wohlwollen.html
133 http://www.gedenkseiten.de/ernst-cramer/

keinen Fall nach Rhauderfehn. Auch Leer oder Weener wären nicht infrage gekommen. Wo einst ihre Verwandten gelebt haben, gab es niemanden mehr. Tanten, Onkel, Kusinen und Vettern waren dem Nazi-Terror zum Opfer gefallen. Ihre Häuser hätten sie unter Zwang weit unter Wert verkaufen müssen. Außerdem habe in Deutschland alles in Schutt und Asche gelegen. *„Wir konnten uns nicht vorstellen, dass dieses Land je wieder auf die Füße kommen würde."*

Deutschland war für die Weinberg-Geschwister Geschichte. Zumindest bis zum Jahr 1980 hätten sie keinen Gedanken daran verschwendet, je wieder dorthin zurückzukehren, für einen Besuch, vielleicht. Heimweh? Das hatten sie nie! Wo hatten sie in Deutschland ein Zuhause gehabt, das hatte man ihnen genommen. Dennoch: *„Wir hatten unsere Wurzeln in Deutschland. Dieter ist hier begraben"*, sagt er nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahr 2012, *„Die Großeltern liegen hier begraben, aber der Rest der Familie hat nie ein Grab gehabt."*

Die Berührung mit Deutschland war eher indirekt. Als eines Tages ein gebürtiger Berliner bei einem der Treffen der ehemaligen KZ-Häftlinge in New York von einem Anwalt erzählte, der sich um seine Rentenangelegenheiten kümmern würde, schrieben auch die Weinberg-Geschwister an den deutschen Anwalt, der seine Unterstützung in dem Inserat angeboten hatte. In seiner Antwort sagte der Anwalt zu, sich für Friedel und Albrecht Weinberg einzusetzen, allerdings müssten sie ihm im Voraus je 1.000 Dollar zahlen. So geschah es, aber der Anwalt starb, bevor er seine Arbeit abschließen konnte. Es dauerte eine Weile, bis die beiden erneut Post bekamen. Ein anderer Anwalt hatte die Arbeit fortgesetzt und herausbekommen, dass Friedel und Albrecht zwar grundsätzlich einen Rentenanspruch erworben hatten, da aber während ihrer Zeit in Groß Breesen nur geringe Beiträge in die Rentenversicherung eingezahlt worden waren, sei der Anspruch der Höhe nach so gering, dass es sich nicht lohne, den dafür erforderlichen Aufwand zu betreiben. *„Wenn wir allerdings für jeden von uns 36.000 Dollar an die Rentenversicherung nachzahlen würden, dann bekämen wir eine ansehnliche Rente."* Sie überlegten und kamen zu dem Entschluss, dass sich die Nachzahlung für sie lohnen könnte. Allerdings besaßen sie das Geld nicht. Einer ihrer ehemaligen Leidensgefährten, Heinz Millner, hatte es inzwischen in New York als Tischler zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht. *„Er lieh uns das Geld, ohne eine Sicherheit zu verlangen, und wir zahlten ihm das Geld nach und nach zurück."* Es dauerte eine Weile, dann kam die Zusage der Rentenversicherung aus Deutschland. Das Schreiben bestätigte, das Albrecht Weinberg eine Rente bekommen würde. Seine Schwester, die dasselbe Schicksal wie ihr Bruder durchlitten hatte, bekam diese Zusage zunächst nicht. *„Sie musste mit Hilfe eines Anwalt Widerspruch gegen den ablehnenden Bescheid eingelegen, dann bekam auch sie ihre Zusage."*

Erste Berührung mit Nachkriegsdeutschland über einen Anwalt zur Rentenversicherung. Mit geliehenem Geld zahlten Friedel und Albrecht Weinberg Beiträge nach.

Auto: gebraucht genügte

Die meisten Wege legten sie in New York mit der U-Bahn zurück. Als er sich Ende der 1950er Jahre das erste Auto für private Zwecke kaufte, war das ein

gebrauchter Chevrolet. *„Ich habe immer nur Gebrauchtwagen gekauft"*, sagt er und ergänzt, dass man dabei „die Katze im Sack" erworben habe. Eine Beratung, wie sie in Deutschland üblich sei, habe es in New York nicht gegeben. Dreimal sei ihm ein Auto vor der Haustüre gestohlen worden. Den Schaden musste er alleine tragen, die Fahrzeuge waren nicht versichert.

Bereits 1955 hatten sein Partner und er einen Gebrauchtwagen von der Handelskette „Kaiser Fräze" erworben, um ihre Ware vom Großmarkt zu ihrem Geschäft transportieren zu können. Bis dahin hatte ihnen dafür ein Bekannter seinen Wagen zur Verfügung gestellt. „Kaiser Fräze" hatte während des Krieges auch die Liberty-Schiffe gebaut, mit denen zunächst die Versorgung der amerikanischen Truppen unterstützt und gegnerische U-Boote angegriffen wurden. *„Bei unserer Auswanderung wurden wir mit einem dieser Schiffe nach New York gebracht."*

Urlaub in Florida

Im Jahr 1957 war Albrecht Weinberg zum ersten Mal in Florida. Während er später die etwa 2.000 Kilometer lange Strecke zu seinem Urlaubsdomizil häufig mit dem Auto zurücklegte, hatte er sich damals ins Flugzeug gesetzt. *„Als meine Sehfähigkeit später immer schlechter wurde, sind wir nur noch geflogen."*

Hauskauf in Florida aufgrund eines Zufalls.

Weil sie ihren gemeinsamen Urlaub immer im selben Ort *„in einer tollen Wohnanlage"* verbrachten, kannte man sich in der Nachbarschaft irgendwann. Anfang der 1980er Jahre informierte sie einer jener Bekannten darüber, dass einer der Eigentümer seine Wohnung in Pembroke Pines zu verkaufen gedachte. *„Er wollte sich einen Wohnwagen zulegen und damit auf Reisen gehen."* Friedel und Albrecht Weinberg wollten auch in jenem Jahr in Florida eigentlich nur ihren Urlaub verbringen. Sie hatten nicht daran gedacht, eine Wohnung zu kaufen. *„Dazu hatten wir das Geld nicht."* Da sie sich früher schon mit dem Gedanken angefreundet hatten, in Florida eventuell ihren Lebensabend zu verbringen, entschlossen sie sich zum Kauf der Wohnung, nachdem Bekannte zugesagt hatten, ihnen bei der Finanzierung zu helfen. *„Die Wohnung war leer, nur die Küche war eingerichtet."* Nach und nach kauften sie im Laufe der Jahre, was die Wohnung für sie wohnlich machte. *„Als wir endgültig dorthin zogen, war die Wohnung eingerichtet."*

Der Zweck, für den sie jetzt monatlich 300 bis 400 Dollar in „einen großen Topf" einzahlten, ist mit dem deutschen Begriff „Nebenkosten" unzureichend beschrieben. Ihre Wohnung befand sich in einer Anlage, zu der zahlreiche Freizeiteinrichtungen gehörten. Deren Benutzung wurde ebenso mit der monatlichen Pauschale bezahlt wie sämtliche Gartenarbeiten. *„Beispielsweise wurden jeweils im Herbst, rechtzeitig vor Beginn der Hurrican-Saison, Bäume und Sträucher beschnitten, damit der Sturm möglichst wenig Schaden anrichten konnte."* Von dem Geld wurde auch der Bus unterhalten, mit dem die Wohnungseigentümer an drei Tagen je Woche zum Einkaufen zu verschiedenen

Geschäften fahren konnten. *„Anfangs haben Friedel und ich unsere Einkäufe mit dem Fahrrad erledigt, später waren wir froh, den Bus nutzen zu können."*

Sehkraft ließ nach

Bis Mitte der 1970er Jahre konnte Albrecht Weinberg noch passabel gut sehen. Dann verschlechterte sich die Sehfähigkeit, und die Arbeit fiel ihm immer schwerer. Schon zuvor waren seine Augen mehrfach gelasert worden, wodurch der schleichende Verlust des Augenlichtes vielleicht verlangsamt wurde. Als er sich nach dem Mord vor seiner Ladentüre entschloss, das Geschäft aufzugeben, wurde seine Entscheidung dazu auch dadurch gestützt, dass er die Gewichtsangaben an der Waage nicht mehr erkennen konnte. Im Alter von damals 50 Jahren konnte er sich noch nicht ganz aus dem Erwerbsleben zurückziehen. Weil seine Sehkraft immer weiter nachließ, fiel ihm die Arbeit immer schwerer. Noch etwa zehn Jahre musste er sich irgendwie durchschlagen, bis er im Alter von 60 Jahren die regelmäßige Arbeit aufgab. In den folgenden zwei Jahren übernahm er noch den einen oder anderen Job, dann war Schluss. Seine Schwester arbeitete noch bis zum Jahr 1985. Im Jahr 2009 zogen sie nach Florida. Zwei schöne Jahre verbrachten sie dort. Sie wollten ihren Lebensabend im sonnigen Süden der USA verbringen und auch dort beerdigt werden. Aber es kam anders.

Zu Besuch in Deutschland

Friedel Weinberg war bereits im Jahre 1953 in Westrhauderfehn gewesen. Zunächst war sie nach Southampton geflogen, um ihre Kusine Ruth Heilbronn zu besuchen, die 1946 nicht mit ihrem Mann nach England ausreisen durfte, weil die britische Regierung damals niemanden einwandern ließ. Nach Jahren durfte sie einreisen. Von hier aus fuhr Friedel mit dem Schiff in die Niederlande, um in Emmen ihren Vetter, Sohn des von den Nazis ermordeten Viehhändlers aus Leer, Willy Cohen, zu besuchen. Er hatte den Naziterror wie seine Geschwister und seine Mutter überlebt, weil die Familie von dem Bauern Jan Zikken aus Exloo versteckt worden war. *„Während der Überfahrt war heftiger Sturm, und Friedel ist seekrank geworden."* Mit Alfred, dem jüngeren der Cohen-Söhne, fuhr sie mit dem Auto nach Leer, um das Grab ihres Bruders Dieter auf dem israelitischen Friedhof zu besuchen. Bei dieser Gelegenehit machten sei einen Abstecher nach Westrhauderfehn, um einen Blick auf das frühere Elternhaus zu werfen. *„Sie sind nur durchgefahren, Friedel kannte niemanden, den sie hätte ansprechen können."*

Friedel Weinberg 1953 für einen flüchtigen Augenblick erstmals wieder in Westrhauderfehn.

Auf dem Grab ihres Bruders lag noch der kleine Stein, den sie nach der Beerdigung Dieters von dem Steinmetz Nanninga hatten darauf legen lassen. Die Bezahlung mussten sie ihm zunächst schuldig bleiben, weil sie kein Geld hatten. Später würden sie das nachholen, hatten sie dem Unternehmer versprochen.

Von dem Geld, das sie in den USA verdienten, konnten sie Kaffee kaufen, für den man in den Nachkriegsjahren auf dem Schwarzmarkt in Deutschland einen

guten Preis erzielen konnte. Sie schickten nach und nach mehrere Päckchen zu ihrer Kusine Rosa Faymann, geborene Weinberg, nach Melle, die den Holocaust überlebt hatte. Ihr Mann war ermordert worden. Von dem Erlös war sie irgendwann in der Lage, die Rechnung bei Nanninga in Leer zu begleichen. Später sorgte sie dafür, dass ein neuer Stein auf das Grab von Dieter in Leer gelegt wurde, den Friedel und Albrecht von den USA aus bestellt und bezahlt hatten.

Nach ihrer Befreiung hatte sie sich auf einem Bauernhof in ihrer Heimat in Melle erholen können. Als eines Tages ein junger Mann auf den Hof gekommen war, um Essbares einzukaufen, hatte sie in ihm einen früheren Klassenkameraden erkannt. Die beiden taten sich mit dem Ziel zusammen, ohne ein Paar zu werden, sich eine gemeinsame berufliche Existenz aufzubauen. Von dem Geld, das sie als „Wiedergutmachung" für das unter der Nazi-Herrschaft erlittene Leid erhalten hatte, kauften sie ein Auto, mit dem ihr Partner Taxi-Dienstleistungen anbot. Seine Familie lebte in Bielefeld. Nach einer Zeit eröffneten sie ein Bestattungsinstitut.

Johannes Röskamp und Erich Abt leiteten Ehemaligentreffen ein

Auf Einladung des Berliner Senats waren die Weinberg-Geschwister 1980 erstmals wieder für einige Tage in Deutschland.

Als Johannes Röskamp aus Leer und Erich Abt aus Tel Aviv begannen, das Schicksal ehemaliger jüdischer Bürger der Ledastadt zu erkunden, was im Jahr 1985 in den ersten Besuch der „Ehemaligen" in Leer mündete, waren Friedel und Albrecht Weinberg bereits zu Gast in Deutschland gewesen, nicht in Leer, aber in Berlin. Es war etwa im Jahr 1981, genau weiß Albrecht Weinberg das nicht mehr, dass seine Schwester und er vom Berliner Senat zu einem Besuch in die ehemalige Reichshauptstadt eingeladen wurden. Sie waren zwar nie Bürger der Stadt, aber von hier aus waren sie wie Tausende andere in die Konzentrationslager deportiert worden. Soweit sie überlebt hatten und die Stadt ihre Adressen ausfindig machen konnte, waren die jüdischen Mitbürger nach Berlin eingeladen worden. Denkbar ist, dass der Journalist Ernst Cramer, selbst von den Nazis verfolgt, an der Einladung mitgewirkt hat.

„Wir waren eine Woche in Berlin", erinnert sich der gebürtige Fehntjer. *„Man hat uns dort ganz toll im Penta-Hotel untergebracht."* Vor dem Hintergrund seiner schlimmen Erfahrungen in Deutschland und der Realität in den USA sind seine Erinnerungen besondere. *„Wir haben im Reichstag gegessen, wer von uns hätte sich das je vorstellen können. Zum Kaffee gab es in Papier eingewickelte Zuckerstückchen mit der Aufschrift ‚Reichstag'."* Eine Minibar auf dem Hotelzimmer war ihm unbekannt. *„Man konnte einfach zugreifen, aber später musste man bezahlen."*

Ein herausragendes Erlebnis war der Einkauf im KaDeWe (Kaufhaus des Westens) in der Tauentzienstraße am Wittenbergplatz im Ortsteil Schöneberg, es gilt als das bekannteste Warenhaus Deutschlands. Im Jahr 1907 gegründet, dürften die Weinbergs auch schon vor ihrer Deportation davon gehört gehabt

haben, aber damals war es ebenso weit von ihrer Lebensrealität entfernt wie der Mond. Jetzt kauften sie dort ein, Jenaer Teeglas, *„das wird beim Befüllen nicht heiß"*, ein hochwertiges Produkt, das sie sich bei der Währungsrelation Dollar zu D-Mark von 1 : 4 problemlos leisten können. Bedient wurden wir von einem dunkelhäutigen Abteilungsleiter, *„das wäre damals in New York nicht möglich gewesen, und der sprach perfekt berlinerisch."*

Einladung nach Leer

Überrascht waren Friedel und Albrecht Weinberg, als sie im Jahr 1985 eines Tages einen Brief aus Leer in der Hand hielten, aus dem hervorging, dass sie zu einem Besuch in die Ledastadt eingeladen wurden, die sie längst aus ihrem Bewusstsein verdrängt hatten, schließlich hatten sie dort kaum Gutes erlebt. Dass sie dennoch nicht zögerten, die Einladung anzunehmen, lag an der Namensliste, die dem Schreiben beigefügt war. Daraus ging hervor, dass viele andere ehemalige Bürger der Stadt ebenfalls eingeladen worden waren, darunter Vettern und Kusinen der Weinberg-Geschwister. Die Aussicht, viele Verwandte wiedersehen zu können, überzeugte sie schnell, die Reise in die Stadt anzutreten, die ihnen nie wirklich Heimat gewesen war. Was sie dort erwartete, wie sie den Besuch emotional verkraften würden, spielte vor dem Hintergrund der Vorfreude auf ihre Verwandten keine Rolle. Dass der Bürgermeister der Ledastadt in dem Schreiben ankündigte, dass die Stadt alle Kosten übernehmen würde, war schon mal ein gutes Zeichen.

Am Anfang war ein Leserbrief in der „Ostfriesen-Zeitung". Es folgten ein intensiver Briefwechsel und der Besuch des Bürgermeisters von Leer in Israel.

Dem ersten Besuch im Jahr 1985 von Friedel und Albrecht Weinberg sowie anderer ehemaliger jüdischer Bürger der Stadt Leer, die den Holocaust überlebt hatten, ging ein intensiver Briefwechsel voraus, den Johannes Röskamp aus Leer und der in Israel lebende gebürtige Leeraner Erich Abt seit dem 25. Dezember 1980 miteinander geführt hatten. Zentrales Anliegen dieser Briefe war es, die Adressen der noch lebenden „Ehemaligen" herauszufinden, um sie zu einem Besuch in die Ledastadt einladen zu können. Da diese Einladung von der Stadt Leer ausgehen sollte, wurde deren damaliger Bürgermeister Günter Boekhoff frühzeitig in die Überlegungen eingebunden. Der Briefwechsel der beiden Initiatoren mündete in gegenseitige Besuche, und nachdem im Jahr 1984 festzustehen schien, dass es zu der Einladung kommen würde, reiste der Bürgermeister in jenem Jahr nach Israel, um für den Besuch in der Ledastadt zu werben.

Bereits am 19. Januar 1980 hatte Röskamp dem Bürgermeister seine Motivation mitgeteilt. Privat sei er seit längerem damit beschäftigt, die Schicksale ehemaliger Mitglieder der jüdischen Gemeinde Leer zu erforschen. Jetzt wolle er mit seiner Arbeit die Bestrebungen der „Ostfriesischen Landschaft" nach einer *„allgemeinen Dokumentation der jüdischen Bevölkerung Ostfrieslands"* unterstützen. Dazu benötige er die Unterstützung der Stadt, die ihm bald gewährt wurde. Mit seinem späteren Briefpartner Erich Abt scheint er damals noch nicht bekannt gewesen zu sein, später lernten sie sich auch durch gegenseitige Besuche kennen. Den Anstoß für den Kontakt gab ein Leserbrief von Abt, der in

der Ostfriesen-Zeitung veröffentlicht worden war. Sofort nach der ersten brieflichen Kontaktaufnahme begann Erich Abt damit, Informationen über ehemalige Leeraner Juden zu sammeln, und Röskamp unterstützte die Bemühungen von Leer aus. Im Laufe der folgenden Jahre entstand daraus eine beeindruckende Dokumentation.

Schon früh reifte im Kontakt zwischen Röskamp und Abt die Idee, die Überlebenden, deren Anschriften man ausfindig gemacht hatte, durch Rundschreiben mit den gesammelten Informationen zu versorgen. Höhepunkt war in diesem Kontext der 8. Rundbrief, mit dem im Juli 1985 über den Verlauf des Besuches der „Ehemaligen" berichtet wurde.

Zunächst galt es, die Zusammenarbeit mit der Stadt Leer zu intensivieren. Dazu diente unter anderem ein Besuch von Abt in Leer im Sommer des Jahres 1981. Danach bedankte sich Abt in einem Brief vom 3. November jenes Jahres brieflich für den Empfang durch den Bürgermeister und sprach einen Wunsch aus: *„Ich glaube, ich regte in der Unterhaltung mit Ihnen schon an, dass es sehr angebracht wäre, wenn durch die Stadtverwaltung etwas unternommen würde, um den ehemaligen jüdischen Mitbürgen zu zeigen, dass ihre ehemalige Heimatstadt an ihrem heutigen Ergehen doch nicht so uninteressiert ist wie viele meiner Glaubensgenossen leider glauben."* Im Januar 1982 entsprach der Bürgermeister diesem Wunsch und schrieb die ehemaligen jüdischen Mitbürger erstmals an.

Im selben Monat Januar schickte Röskamp das erste Rundschreiben an die Überlebenden heraus, deren Adressen man bis dahin ausfindig gemacht hatte. Aus einer im März 1982 verfassten Notiz geht hervor, dass es kurz zuvor in Tel Avis ein Treffen von 16 ehemaligen Leeraner Juden gegeben hatte, an dem Johannes Röskamp teilgenommen hatte. Abschließend heißt es dort: *„Vielleicht entwickelt sich aus diesen Kontakten auch für Leer eine Begegnung auf breiterer Basis."*

Im Oktober 1982 erhielten die Adressaten von Röskamp per Rundschreiben einen *„kurzen Abriss aus der Dokumentation der jüdischen Gemeinde zu Leer"*. Daraus geht hervor, dass im Jahr 1940 106 jüdische Mitbürger aus Leer deportiert wurden, davon 61 nach Berlin. Darunter dürften die Eheleute Flora und Alfred Weinberg gewesen sein, die Eltern von Dieter, Friedel und Albrecht Weinberg. Im Jahr 1946 wohnten demnach Salomon de Vries (mit fünf Personen), Diedrich Weinberg (mit drei Personen) und Karl Polak wieder in Leer. Im Oktober jenes Jahres 1982 schrieb Abt an Röskamp von einem „gelungenen Besuch" einer Reisegruppe aus Leer unter Leitung von Pastor Groenewold in Israel. *„Die Gruppe verstand es, sehr viel Eis aufzutauen"*, schrieb Abt unter anderem.

Im Januar 1983 wurde in einem „Memorialpapier", ohne Absenderangabe, das vermutlich von Röskamp geschrieben wurde, festgestellt, dass die Dokumen-

tationsarbeiten abgeschlossen seien. Es würden letztlich wohl 40 Adressen zusammenkommen. Dann heißt es: *„Andere Städte sind uns in vielem voraus, selbst Aurich und Emden . . . sind beträchtlich weiter im lebendigen Gespräch mit ihren leidgeprüften Ehemaligen. . . In Leer ist außer gutem Willen und freundlichen Worten nichts erfolgt, was der moralischen Aufgabe ein Fundament geben könnte. . . Zum anderen sollte in Erwägung gezogen werden, ob nicht im Laufe dieses Jahres eine kleine Abordnung (Bürgermeister und ein Stadtrat) eine Besuchsreise nach Israel unternehmen können. . . Die Stadt ist der geschichtlichen Schuld gegenüber noch im Debet (Soll, Pflicht, Red.), die mit einem vertretbaren Aufwand bilanziert werden könnte, um den Betroffenen der Leiden und den gut denkenden Bürgern den inneren Frieden zurückzugeben."* Aus einem Rundbrief von Erich Abt vom Oktober 1983 geht hervor, dass es inzwischen von der Stadt Leer eine Einladung an alle „Ehemaligen" für das Jahr 1985 gab. Die Adressaten wurden gebeten mitzuteilen, ob sie die Einladung annehmen.

Vorabinformation der „Ehemaligen" durch Rundbriefe

Im Februar 1984 wurde in einem Rundbrief mitgeteilt, dass der Bürgermeister von Leer im folgenden Monat nach Israel reisen werde, um für den Besuch der Ehemaligen in Leer zu werben. Anlässlich dieses Besuches wurde der wieder aufgefundene Gesetzesstein von der Synagoge in Leer in Tel Aviv übergeben. Wenig später hat der Stadtrat der Einladung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger einstimmig zugestimmt und die erforderlichen Geldmittel bereitgestellt. Danach wurden die „Ehemaligen" von der Stadt Leer offiziell eingeladen. In dem Schreiben heißt es: *„Wenn der Rat unserer Stadt als politische Vertretung aller Bürger nun einstimmig beschlossen hat, Sie zu einem Besuch Ihrer alten Geburts- und Heimatstadt im nächsten Jahr einzuladen, mögen Sie darin bitte den Ausdruck menschlicher Bindungen und des Gefühls der Zugehörigkeit zu Ihnen sehen.*

Wir würden uns freuen, Sie in der Woche ab dem 2. Juni 1985 als Gäste in unserer Mitte zu sehen. Mit Ihnen möchten wir am 3. Juni 1985 das Gedenken an die Einweihung der prächtigen Synagoge vor 100 Jahren begehen." In den folgenden Rundschreiben wurden die potenziellen Gäste über den Fortgang der Vorbereitung des Treffens in Leer informiert, bei der es auch darum ging, die koschere Verpflegung der Gäste sicherzustellen. Dem mit dem 30. Oktober 1984 datierten Rundbrief ist zu entnehmen, dass es eine „endgültige Besucherliste" gab. Danach hatten elf Personen aus Israel, fünf aus Argentinien, neun aus den USA und Kanada und sieben aus England und Holland ihr Kommen zugesagt. Aus Amerika hatten sich unter anderem Friedel, damals 61 Jahre, und ihr 59jähriger Bruder Albrecht angemeldet. Mit einigen nachträglichen Anmeldungen wurden schließlich 56 Personen in Leer erwartet. Das gesamte Arrangement wurde von Leer aus geleistet. Aus dem Rundschreiben vom 15. März 1985 geht hervor, das Friedel und Albrecht Weinberg am Flughafen Schipol (Amsterdam) eintreffen würden.

Der nächste Rundbrief wurde nach dem Treffen im Juli 1985 verschickt. Darin heißt es, dass man *„unvergessliche Tage der gemeinsamen Freude des Wiedersehens und Kennenlernens, der würdevollen Feiern zum Gedenken der Toten sowie der Erinnerung der Einweihung des prächtigen Synagogenbaus"* erlebt hatte. Dann wird auf das Besuchsprogramm eingegangen.

Neben dem offiziellen Empfang durch die Stadt Leer und der Erkundung der Altstadt stand die Gedenkfeier am ehemaligen Standort der Synagoge auf dem Programm. Dazu heißt es, dass einige Gäste Vorbehalte gegen die Teilnahme an dem Gedenken gehabt hätten. Dennoch hätten fast alle Gäste teilgenommen. Ein weiterer Höhepunkt war der Besuch des israelitischen Friedhofs, auf dem eine Gedenktafel enthüllt wurde. Es gab Ausflüge und Gelegenheit, die Stadt in Eigeninitiative zu erkunden. Am Samstag, den 8. Juni, fand erstmals seit 45 Jahren wieder ein jüdischer Gottesdienst in Leer statt. Ein besonderes Erlebnis dürfte der Besuch der Gäste in den Häusern nichtjüdischer Einwohner der Stadt Leer gewesen sein. Für die Bewahrung der Erinnerung besonders wichtig war die Begegnung von Schülerinnen und Schülern aller Leeraner Schulen mit ehemaligen jüdischen Einwohnern der Stadt.

Vier Jahre nach dem Besuch wurde ein Dokumentarfilm gezeigt, der von Emanuel Rund über dieses Ereignis erstellt worden war.

Albrecht Weinberg denkt gerne an die erste Einladung nach Leer. Sein erster Gedanke führt ihn in das Hotel „Ostfriesen-Hof", in dem die Gäste untergebracht waren und dort in die Toilette. *„In der Toilette hat mir Johannes Röskamp eine blaue Schiffermütze geschenkt."* Während der Veranstaltung im Saal habe der Initiator des Treffens der „Ehemaligen" darüber berichtet, wie die Nazis in der Ledastadt gehaust hatten. Röskamp habe ihm auch mitgeteilt, dass seine Schwester als Verkäuferin im Geschäft des Schlachters Weinberg in Leer gearbeitet hatte und dort von Kunden angepöbelt worden war.

Weinberg erinnert sich, dass sein Vetter Arnold Grünberg, der sich „Green" nannte, seit er amerikanischer Staatsbürger geworden war, zehn Jahre später beim offiziellen Empfang durch die Stadt Leer im Jahr 1995 eine Rede gehalten hat, in der er an das Leid erinnerte, dass die ehemaligen jüdischen Bürger der Stadt ertragen mussten. Green sagte weiter: *„Wir wollen in diesen Tagen wieder die Beziehungen mit Ihnen erneuern und aufbauen, die wir einmal mit Ihnen hatten, und hoffen, einer Zukunft entgegenzugehen, in der Sie, wir und die kommende Generation als Brüder und Schwestern in Frieden und Harmonie zusammen leben."*

Zu den vielen angenehmen Erlebnissen von Weinberg bei seinen Besuchen in Leer gehörten die Bekanntschaften mit Dr. Overbeck, dem damaligen Chefarzt des Borromäus-Hospitals, *„ein ganz toller Mensch"*, und mit dem Rechtsanwalt Dr. Klaßen, senior. *„Er kannte viele ehemalige jüdische Mitbürger, er konnte uns viel erzählen, und er hat uns sein Haus in der Altstadt gezeigt."*

Eines war vor Antritt der Reise nach Leer klar: *„Nach Rhauderfehn würden wir auf keinen Fall fahren, dort hatten wir zu viel Schlimmes erlebt."* Dass es im Jahr 1985 doch zu einem Kurzbesuch kam, ging auf die Initiative des damaligen Gemeindedirektors Jörg Furch zurück.

Auf Tuchfühlung mit der alten Heimat

Zehn Jahre nach ihrem ersten Besuch wurden die ehemaligen jüdischen Bürger der Stadt Leer erneut zu einem einwöchigen Besuch eingeladen. Wieder wurden sie auch nach Rhauderfehn eingeladen, aber noch hatten sie Vorbehalte. Dass sie bald nach ihrer Ankunft in Leer im Jahr 1995 umzudenken begannen, ging auf den Pädagogen Johann Janssen zurück. Als gebürtiger Rheiderländer und als vergleichsweise Spätgeborener hatte er mit den schlimmen Erlebnissen der Weinberg-Kinder in Westrhauderfehn nichts zu tun. Sein Beruf



Diese Aufnahme entstand im August 1996 bei einem Besuch von Friedel und Albrecht Weinberg in Rhauderfehn. Im Bild vorne ist Habbo Knoch zu sehen, bis Anfand 2014 mehrere Jahre Leiter der Gedenkstätte Bergen-Belsen, rechts Hilbrecht Buss, einer der frühen Freunde der Geschwister Weinberg. Foto: Sammlung Broich

hatte ihn als Lehrer an die Kreisrealschule in Rhauderfehn geführt, wo er unter anderem Religion unterrichtete.

Dass er sich entschlossen hatte, im Jahr 1981 an einer einwöchigen Fortbildung teilzunehmen, die unter der Überschrift „Christus in Auschwitz" in dem ehemaligen Vernichtungslager stattfand, hat ihn nachhaltig beeindruckt. Gespräche mit Zeitzeugen und die Arbeit im Archiv des ehemaligen Konzentrationslagers vermittelten ihm vertiefende Erkenntnisse über die Verbrechen, die hier im Namen des deutschen Volkes begangen wurden und die Überzeugung, dass er dazu beitragen müsse, die Erinnerung daran wachzuhalten. Eine Gelegenheit dazu schuf er selbst, in dem er in den Jahren 1983 und 1985 jeweils eine einwöchige Studienfahrt der Volkshochschule (VHS) nach Auschwitz organisierte. *„Wir sind bewusst mit dem Zug hingefahren, wie die armen Menschen damals"*, sagt



Mit diesem Schiff der US-Marine sind Friedel und Albrecht Weinberg im Januar 1947 in die USA ausgewandert. Wegen der stürmischen See wurden viele Passagiere seekrank. Als das Schiff den Hafen von New York erreichte, war die Bugspitze weg, sie hatte dem Sturm nicht standgehalten.

er, *„allerdings vergleichsweise komfortabel im Personenwagen und mit Rückfahrkarte."*

Weil während seiner Fortbildung eine Andacht zum Studienprogramm gehört hatte, plante Janssen auch in das Programm seiner beiden VHS-Studienfahrten eine Andacht ein. Der Ausstellungsleiter ließ es nicht zu, den Gottesdienst in einem der Büroräume zu feiern. Er verwies die Gäste aus Deutschland in das Krematorium. *„Wir haben die Andacht in der Gaskammer gefeiert, aber da sind uns die Lieder im Hals steckengeblieben."*

Wie er den Nationalsozialisums in seinen Religionsunterricht eingebaut hat, weiß Janssen nicht mehr, aber als er erfahren hatte, dass die Weinberg-Geschwister in Leer zu Gast sein würden, war klar, dass er diese Gelegenheit nutzen würde. Mit ihm schwangen sich einige seiner Schüler auf das Fahrrad und fuhren mit ihrem Lehrer nach Leer. *„Da kamen plötzlich Bürger aus Rhauderfehn zu uns und überreichten uns Rosen, das konnten wir nicht glauben"*, erinnert sich Albrecht Weinberg.



Diese Aufnahme zeigt Friedel und Albrecht Weinberg unter dem Straßenschild, das ihren Namen trägt. Als eine von mehreren Maßnahmen, mit denen die Gemeinde Rhauderfehn ein Stück weit gut machen möchte, was ihren ehemaligen jüdischen Mitbürgern unter der braunen Herrschaft angetan wurde, hat man die von der 1. Südwieke zum Einkaufszentrum führende Straße nach ihnen benannt.
Ein Gedenkstein auf dem jenseits dieser Straße befindlichen Ehrenmalsplatz erinnert an das Schicksal aller ehemaligen jüdischen Bürger der heutigen Gemeinde Rhauderfehn.
Dort, wo die Häuser der drei früher im Untenende und in der Rhauderwieke leben jüdischen Familien stehen beziehungsweise standen, erinnern „Stolpersteine" an deren Bewohner.
Foto: Stadtarchiv Leer

Zu Gast in Rhauderfehn

Gemeindedirektor stellte Kontakt zu den ehemaligen fehnter Bürgern Friedel und Albrecht Weinberg her.

Der erste Kontakt der Geschwister Weinberg nach Rhauderfehn wurde vom damaligen Gemeindedirektor Jörg Furch eingeleitet. Er hatte gelesen, dass die ehemaligen jüdischen Bürger der Stadt Leer für Juni 1985 aus Anlass der hundertjährigen Wiederkehr des Baus der dortigen Synagoge in die Ledastadt eingeladen worden waren. Daraufhin informierte er die Mitglieder des Verwaltungsausschusses der Gemeinde (VA) darüber, dass sich unter den Gästen auch die gebürtigen Westrhauderfehner Friedel und Albrecht Weinberg befinden würden. Da in Leer eine Arbeitgruppe zur Vorbereitung dieses Besuches gegründet worden war, schlug er vor, mit diesen Personen Kontakt aufzunehmen. Wenig später teilte Furch der Stadt Leer mit, dass man sich gerne an der vorbereitenden Arbeit beteiligen und die Geschwister Weinberg nach Rhauderfehn einladen würde. Für die Stadt Leer bedankte sich Stadtdirektor Andreas Schaeder und empfahl der Gemeinde Rhauderfehn, sich mit den Weinberg-Geschwistern in Verbindung zu setzen. Wenig später beschloss der VA, Friedel und Albrecht Weinberg im Zusammenhang mit deren Besuch in Leer nach Rhauderfehn einzuladen und sich mit 3.000 D-Mark an den Kosten zu beteiligen. Damit war der Weg für die Einladung nach Rhauderfehn frei, die Bürgermeister Johannes Block und Gemeindedirektor Jörg Furch am 16. April 1985 per Brief aussprachen.

1985 erstmals für einen Tag in Rhauderfehn.

Als die beiden mit Datum vom 24. April antworteten, sich für die Einladung bedankten, aber noch nicht endgültig zusagten, waren die Geschwister noch davon überzeugt, mit Rhauderfehn nichts mehr zu tun haben zu wollen, doch sie kamen. Im GA wurde mit Datum vom 6. Juni 1985 unter der Überschrift: „Keiner hat etwas gesagt" über den Besuch von Albrecht Weinberg in der Kreisrealschule berichtet. Im Text heißt es abschließend. *„Mehr als 47 Jahre liegen hinter den Geschehnissen. Die Erinnerung an sie muss nach Ansicht der Betroffenen für kommende Generationen wach gehalten werden, denn so etwas dürfe einfach nie wieder geschehen."* An anderer Stelle wurde über den Empfang der beiden ehemaligen fehntjer Bürger berichtet.

Mit Datum vom 31. Juli 1985 bedankten sich Block und Furch für den Besuch der beiden und drückten die Hoffnung aus, *„Sie wieder einmal bei uns begrüßen zu können."* Aber bis zum nächsten Besuch sollte es zehn Jahre dauern. Albrecht Weinberg bedankte sich brieflich bei der Gemeinde Rhauderfehn und bei Familie Wilma und Hajo Jelden, von denen sie empfangen worden waren. In jenem Jahr hatten Friedel und Albrecht Weinberg auch die Stadt Weener besucht, in der ihre Großmutter und andere Verwandte gewohnt hatten, bevor sie starben oder dem Nazi-Terror zum Opfer fielen.

Der nächste Brief der Weinberg-Geschwister nach Rhauderfehn ist auf den 15. Juli 1995 datiert. Darin bedanken sie sich für ihren zweiten Kurzbesuch in der Heimat ihrer Kindheit. Wieder nach Leer eingeladen, hatten sie einen Abste-

cher nach Rhauderfehn unternommen. In dem Schreiben heißt es: *„Auch der Klasse 9 mit Lehrer Johann Janssen, die uns in Leer begrüßte und zum Empfang Rosen überreichte, sprechen wir hiermit unseren herzlichen Dank aus."*

Im GA: „Fehntjer hängten Fahne sehr schnell in den Wind"

Der GA berichtete am 13. Juni 1995 über diesen Besuch unter der Überschrift: „Fehntjer hängten Fahne sehr schnell in den Wind – Jüdische Gäste Friedel und Albrecht Weinberg kehren Kindheit den Rücken." Die Antwort der Weinberg-Geschwister auf die Frage des Redakteurs auf ihr heutiges Verhältnis zu Rhauderfehn, wird im Artikel wiedergegeben: *„Friedel und Albrecht Weinberg winken ab. Damit wollen sie heute nichts mehr zu tun haben. ‚Wen sollten wir dort besuchen?', antworten sie diplomatisch mit einer Gegenfrage, hinter der unausgesprochen folgende Worte stecken: ‚Etwa die Kinder, die uns damals beschimpft haben?" Wen wundert es da, dass beide dem Ort ihrer ersten Erinnerungen heute den Rücken kehren? Nichts zog sie bislang zu einem Besuch an die Stätte ihrer Kindheit zurück, und es gibt hier niemanden, den sie gerne besuchen würden."* Auch das sollte sich bereits ein Jahr später ändern.

Am 20. Dezember 1995, inzwischen war Herbert Broich Bürgermeister von Rhauderfehn, schickte die Gemeinde Rhauderfehn eine Einladung für das kommende Jahr 1996 an die Weinbergs in New York. Die beiden zeigten sich in ihrer Antwort zunächst überrascht von dem Tempo, das Rhauderfehn vorlegte, aber sie nahmen die Einladung an und schlugen den Monat August für ihren Besuch vor.

Bevor es soweit war, griff Broich die Idee von Willi Luikenga auf, darüber zu beraten, ob am Rathaus eine Gedenktafel für alle ehemaligen jüdischen Mitbürger angebracht werden könnte. Diese Überlegung mündete im Jahr 1998 in der Enthüllung des Gedenksteins auf dem Ehrenmalsplatz in der 1. Südwieke. Am 8. Juni 1996 brachte der Gemeindedirektor dieses Vorhaben in den Verwaltungsausschuss der Gemeinde ein, beschlossen wurde noch nichts, am 23. Juli wurde die Entscheidung vertagt. Am 24. September 1997 scheint die grundsätzliche Entscheidung zugunsten der Gedenktafel gefallen zu sein, aber endgültig ist sie noch nicht, zunächst soll der Text noch einmal überarbeitet werden. Für den 19. Februar wurden diverse Personen zu Beratung des Textes eingeladen. Am 3. Mai wurde im VA über den Textvorschlag beraten, die Finanzierung von Stein und Tafel war gesichert. Am 24. September 1997 beschloss der Verwaltungsausschuss der Gemeinde, die Gedenktafel aufzustellen.

Aus einer Aktennotiz vom 29. April 1996 geht hervor, dass die Weinberg-Geschwister vom 1. bis zum 15. August in Rhauderfehn zu Gast sein würden. Darin sind auch erste Überlegungen bezüglich des Besuchsprogramms festgehalten. Unter anderem sollte die Sundermann-Schule besucht werden. In derselben Notiz regt Broich an, „die noch unbenannte Stichstraße an der 1. Südwieke beim ‚Rettungszentrum Rhauderfehn' nach den Geschwistern Weinberg zu benennen. Auch hier fand man später eine andere Lösung.

Im Jahr 1996 war im GA zu lesen, dass Friedel und Albrecht Weinberg die Sundermannschule besucht hatten, in der sie im Kindesalter selbst unterrichtet worden waren. In diesem Artikel ist teils das Gegenteil des anderen zu lesen: *„Denn obwohl es für sie heute in Rhauderfehn keine Ansprechpartner mehr gebe, die sie kennen, und trotz der Verachtung, die ihnen nach der Machtergreifung der Nazis entgegenschlug, wollten sie dem Ort ihrer Kindheit nicht den Rücken kehren, betonte Albrecht Weinberg. Sicherlich eine Geste der Versöhnung, aber auch das Bestreben, die Erinnerung für kommende Generationen wach zu halten."*

Am 29. Mai jenes Jahres informierte der Bürgermeister Friedel und Albrecht Weinberg über das vorgesehene Besuchsprogramm und teilte ihnen mit, dass sie während ihres Aufenthalts in Rhauderfehn vom Ehepaar Magda und Hilbrecht Buss betreut werden würden. *„Dort haben wir damals auch gewohnt."*

Anlässlich ihres Empfangs durch die Gemeinde Rhauderfehn im Jahr 1996, sagte Albrecht Weinberg: *„Ich darf Ihnen aber auch als gute Freunde sagen, dass wir stets mit gemischten Gefühlen nach Deutschland zurückkehren, wo wir doch geboren wurden, so wie unsere Eltern. Wir waren Ihre Nachbarn, keine Fremden, auch schätzten wir unsere Heimat und unsere Heime. Aber als 1933 der Nationalsozialismus gewählt wurde und sich in der Verfolgung von Juden zu erkennen gab, hat sich über Nacht alles verändert. Nicht nur wurden unsere Häuser zerstört, auch unsere Gotteshäuser. Wir wurden mit so vielen Verordnungen von der Partei belastet, dass wir uns nach einer Weile kaum aus dem Hause trauten . . .*

Sechs Millionen tote Juden werden nie vergessen

Wir können niemals vergessen, dass sechs Millionen Juden, darunter unsere seligen Eltern, mit fast der ganzen Familie in verschiedenen Konzentrationslagern gefoltert, verhungert, vergast und schließlich verbrannt wurden. Wir haben diese Gräueltaten in Auschwitz zwei Jahre lang am eigenen Leib ertragen müssen. Ich trage heute noch die KZ-Häftlingsnummer 116927 am linken Unterarm. Der Gestank vom Krematorium und die Lebensbedingungen im Lager (waren schrecklich, Red.): Die Flöhe, Wanzen, Läuse, das geschlagen werden, der Hunger und der Gedanke, jeden Moment der nächste sein zu können, der vergast wird, das kann man doch keinem normalen Menschen klarmachen. . .

Wenn wir nun trotzdem nach 50 Jahren zu Ihnen kommen, so ist es aus der Überzeugung zu wissen, dass wir mit Menschen wie Ihnen Tage verbringen, wie sie in der guten alten Zeit waren. Liebe Freunde, heute mit Ihnen zusammen zu sein, mit Menschen, die die Vergangenheit nicht vergessen haben, gibt uns eine innere Befriedigung. Wir hoffen, dass Sie und kommende Generationen der ehemaligen Mitbürger gedenken, die auf eine so grausame Weise ermordet wurden, nur weil sie einen anderen Glauben hatten und eine andere Gesinnung. Dann haben unsere Märtyrer nicht umsonst gelebt und sind nicht umsonst gestorben. Zum Andenken an unsere Verstorbenen und zum Anden-

ken an die ehrwürdigen Christen, die ihr Leben riskierten und opferten, um uns zu helfen und zu retten, möchte ich Sie bitten, einen Moment zu gedenken. Meine Schwester und ich wünschen Ihnen von Herzen alles Gute und vor allem Gesundheit, Zufriedenheit und Frieden."

Am 3. August 1996 berichtete der GA über den Besuch der Geschwister Weinberg. In dem Beitrag von Albrecht Schreiber heißt es: *„Beim Empfang gestern im Rathaus sprach der sichtlich bewegte Bürgermeister Herbert Broich von dem bedeutendsten Besuch, den er in seiner Amtszeit ungeachtet aller Ministerpräsidenten und Minister je empfangen hatte. Denn der Leidensweg der Gäste begann mit der Vertreibung der Kinder Weinberg von der Sundermannschule in Westrhauderfehn und endete in der Hölle. Broich bat die Geschwister um Verzeihung dafür, was ihnen in deutschem Namen angetan worden* war, dass sie dennoch die ausgestreckte Hand ihrer Heimatgemeinde ergriffen haben." Auch in jenem Jahr hatten Schülerinnen und Schüler, diesmal der Klasse 10d der Kreisrealschule, Gelegenheit, sich von Albrecht Weinberg über seine Leiden während der Nazi-Diktatur informieren zu lassen.

Am 3. September 1998 wurde in Rhauderfehn eine Gedenktafel für die ehemaligen jüdischen Mitbürger enthüllt.

Am 3. September 1998 sollte die Gedenktafel feierlich enthüllt werden. Aus diesem Anlass hatte die Gemeinde erneut ihre ehemaligen Mitbürger Friedel und Albrecht Weinberg eingeladen und ein festliches Programm vorbereitet. Zum Abschluss der Veranstaltung wurde von Albrecht Weinberg das jüdische Totengebet, der „Kaddisch" gesprochen. Zu Beginn ihres Besuches wurden die Geschwister wieder von der Gemeinde empfangen. Im Bericht hierüber war im GA unter anderem zu lesen: *„Hajo Jelden von der Ostfriesischen Landschaft überreichte den Geschwistern ein Video über ‚Küstenschutz in Ostfriesland'. Sein Kommentar: ‚Mit dem Deichbau kennen wir Ostfriesen uns aus. Aber Ihr seid hier, um Deiche gegen Hass und Intoleranz zu bauen – und dabei können wir immer Hilfe gebrauchen'."*

Gedenktafel feierlich enthüllt

Vor der Enthüllung der Gedenktafel sprach Ortsbürgermeister Johannes Block, aus dessen Rede am 4. September 1998 im GA zitiert wurde: *„Die Gemeinde Rhauderfehn, so Ortsbürgermeister Johannes Block, wolle ganz bewusst an eine Zeit erinnern, die viele in Deutschland bereits vergessen und aus dem Bewusstsein verdrängt haben. Die Gedenktafel, enthüllt in einer Gegenwart, in der mancherorts das nationalsozialistischen Gedankengut wieder auflebe, und in der bewusst Gewalt provoziert werde, soll an die Opfer der unseligen nationalsozialistischen Herrschaft von 1933 bis 1945 aus allen Bevölkerungsschichten erinnern, besonders aber an die jüdischen Mitbürger."*

Für die Zeit vom 8. bis zum 12. Juli 2007 wurde ein weiterer Besuch ehemaliger jüdischer Mitbürger nach Leer und Rhauderfehn vorbereitet. Am 7. Juni 2007 lud Bürgermeister Heinz Freese die Geschwister Weinberg nach Rhauderfehn ein. Zum Programm gehörte ein Gottesdienst in der Hoffnungskirche. *„Dort haben wir von Pastor Gerd Bohlen Schwarzbrot bekommen."*

Nach ihrem bis dahin vierten Besuch in Rhauderfehn war dem Zeitungsbericht zu entnehmen, dass sich die Haltung der Weinberg-Geschwister zu ihrer ehemaligen Heimat verändert hatte: *„Den Weinbergs merkte man an“*, war am 17. Juli 2007 im GA zu lesen, *„dass sie gerne in ihre alte Heimat kommen.“* Dass man sogar eine Straße nach ihnen benannt habe, das habe seiner Schwester und ihm sehr imponiert. Am 30. Juli 2007 notierte Bürgermeister Freese nach einem Anruf von Albrecht Weinberg: *„Herr Weinberg bedankte sich auch im Namen seiner Schwester für den außerordentlich persönlichen und warmherzigen Empfang in Rhauderfehn. Sie hätten sich in ihrer alten Heimat sehr wohl gefühlt.“*

Die vielen ähnlich klingenden Zeitungsberichte in den Vorjahren über das Schicksal der Weinberg-Geschwister ergänzte GA-Redakteur Jochen Brandt in einem am 20. Juli 2007 veröffentlichten Artikel um eine neue Perspektive: *„Friedel Weinberg sitzt neben ihrem Bruder, auch ihr Unterarm ist tätowiert. . . Sie sagt: ‚Eigentlich versuche ich immer, die Erinnerung wegzuschieben.‘ Und: ‚Eigentlich möchte ich das alles vergessen.“ Weinberg spricht jetzt eine Spur leiser als gerade eben noch, als es um das Leben in New York und Florida ging. Sie wischt sich einen Tränenschleier vom unteren Augenlid. Die Geschwister wurden auf dem Fehn geboren, hier wurden sie groß, dann kam die Nazi-Zeit. Die Weinbergs mussten die Schule wechseln, sie wurden geschnitten und angepöbelt, sie wurden nach Berlin verfrachtet, und schließlich landeten sie in Konzentrationslagern. Die Weinbergs haben mehr durchgemacht, als sich die meisten Menschen auch nur vorstellen können, und jetzt sitzen sie im Rathaussaal in Rhauderfehn und essen Kuchen und freuen sich einfach, wieder hier zu sein. Bei Freunden, die selbst Familienangehörigen den Rang ablaufen. Genau so drückt Albrecht Weinberg es aus: ‚Freunde, die besser sind als Familie.‘*

Kurz zuvor hatte der ehemalige Rhauderfehner Bürgermeister Johannes Block noch einmal die Rede vorgelesen, die er gehalten hatte, als der Gedenkstein Ende der 90er Jahre enthüllt worden war. Klare Worte, ohne Umschweife. Blocks Stimme war brüchig geworden, und Friedel Weinberg hatte ein Taschentuch hervorgekramt. Die Vergangenheit ließ sich nicht mehr auf Abstand halten. Anschließend war ihr Bruder aufgestanden. Er hatte seinem Freund Block die Hand geschüttelt, und er hatte sich bedankt. Dann war es still geworden im Rathaussaal. Ein Sitzungszimmer, geflutet mit bleierner Sprachlosigkeit.

Friedel Weinberg überlegt. Ob es ihr wichtig sei, dass die Menschen in der nach ihr benannten Straße ihre Geschichte kennen? ‚Ganz ehrlich‘, antwortet sie dann, ‚es ist mir egal.‘ Sie will die Vergangenheit loswerden. Es ist warm im Rathaussaal. Friedel Weinberg trägt eine Jacke mit kurzen Ärmeln. Die Tätowierung auf ihrem Unterarm ist nicht zu übersehen.“ Schon lange versuchte sie damals nicht mehr, die Nummer mit Lippenstift zu verstecken.

Zurück in die fremde Heimat

Erkrankung der Schwester Anlass für Rückkehr nach Leer

Als Friedel Weinberg schwer erkrankt war, holten Freunde die Geschwister nach Leer.

Dem ersten Besuch der Weinberg-Geschwister in Leer waren weitere gefolgt. Dabei, und auch während der Besuche in Rhauderfehn, hatten die ehemaligen Mitbürger nette Menschen kennen gelernt. Zu einigen hatten sich freundschaftliche Beziehungen entwickelt. Man telefonierte miteinander, und einige ihrer neuen Freunde besuchten die Weinbergs in den USA. Durch diese Kontakte war man gegenseitig über das jeweilige Befinden informiert. So erfuhren die Freunde in Deutschland von dem Schlaganfall, den Friedel Weinberg im Jahr 2011 erlitten hatte. *„Sie war halbseitig gelähmt, konnte nicht mehr sprechen und nicht mehr schlucken“,* sagt ihr Bruder. *„Sie musste rund um die Uhr betreut werden, und das konnte ich als fast blinder Mensch nicht leisten.“* Die Betreuung seiner Schwester in einem Krankenhaus hätte ihn 8.000 Dollar im Monat gekostet, was er sich ebenso wenig leisten konnte. Da sprangen die Freunde aus Deutschland ein.

„Von Leer aus haben sie alles organisiert.“ Telefonisch machten sie in Florida zunächst einen deutschsprachigen Arzt ausfindig, der beim Erwerb und beim Ausstellen der erforderlichen Papiere behilflich war, dann organisierten sie den Transport der Geschwister nach Deutschland. Dazu musste geregelt werden, dass Friedel liegend transportiert werden konnte. Während des Fluges war eine Ärztin mit an Bord, die Friedel betreute. Als die Weinbergs schließlich in Leer ankamen, hatten ihre Freunde inzwischen sichergestellt, dass sie in der Senioren-Wohnanlage im Stadtteil Heisfelde untergebracht werden konnten. Dort starb Friedel am 18. Mai des Jahres 2012.

Tod der Schwester ist schwerer Verlust

Der Tod seiner Schwester ist ein schwerer Verlust für den Bruder. Bis auf die Zeit im Konzentrationslager hatten sie ihr ganzes Leben miteinander verbracht. Zwei Jahre zuvor waren sie nach Florida gezogen, um im sonnigen Süden ihren Lebensabend zu verbringen. Aber der Schlaganfall, der Friedel zum Pflegefall machte, veränderte alles. Für ihre Freunde in Deutschland war klar, dass schnelle Hilfe gefragt war. Sie organisierten die Abreise aus den USA nach Deutschland, und während Friedel und Albrecht Weinberg auf dem Weg nach Leer waren, bereitete man sich dort auf den Empfang beider vor.

Weil Friedel schwer krank war, wurde von der Heimleitung mit Gerda Dänekas eine erfahrene Pflegerin für diesen Tag freigestellt, die den Übergang der Betreuung von Amerika nach Leer sicherstellen sollte. Zunächst wurden die Geschwister in getrennten Zimmern untergebracht, und als die Erstversorgung der Patientin sichergestellt war, ging man mit Hilfe des Arztes daran, die medizinische Versorgung von Friedel Weinberg zu organisieren. Die meisten der

in den USA eingesetzten Medikamente sind in Deutschland unbekannt, sie mussten durch solche ersetzt werden, die hier bei derartigen Erkrankungen verordnet werden.

Für Albrecht Weinberg begann jetzt die zweitschlimmste Zeit seines Lebens. Tag für Tag saß er bis tief in die Nacht am Bett seiner Schwester Friedel und musste mit ansehen, wie sich ihr Gesundheitszustand immer weiter verschlechterte. Immerhin gelang es bald, im Heim ein Doppelzimmer für die Geschwister zu beschaffen, so dass der Bruder wenigstens ein bisschen Schlaf abbekommen konnte. Als seine Schwester in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai ihre Augen für immer schloss, war sein Schmerz groß, aber zugleich war diese Nacht für ihn der Beginn eines neuen Lebensabschnitts, der ihm viele schöne Erlebnisse bescheren und ihn zu einem wichtigen Zeitzeugen werden lassen sollte.

„Wir haben die ganze Nacht durch geredet", sagt Gerda Dänekas. *„Diese Nacht hat etwas Besonderes mit uns gemacht"*, sagt sie, was zunächst dazu führte, dass Weinberg sie bat, bei der Beerdigung seiner Schwester an seiner Seite hinter dem Sarg zu gehen. *„Ich habe das als Ehre empfunden."* Dass sie heute „das Büro" von Weinberg ist, führt sie auch auf die gemeinsam verbrachte Sterbenacht von Friedel Weinberg zurück. Spätestens seit jener Nacht ist für Albrecht Weinberg klar, dass er vor allem die heute lebende junge Generation über die in der Nazizeit begangenen Verbrechen und über das Leid informieren muss, das seiner Familie angetan wurde. Da er kaum noch sehen kann, wäre ihm dies ohne Hilfe kaum möglich.

Die bekommt er zum Großteil von Gerda Dänekas, die sich, inzwischen selbst Rentnerin, „ehrenamtlich" um Weinberg sorgt. *„Dieser Mann fasziniert mich"*, sagt sie, *„es ist mir ein Bedürfnis, ihm zu helfen."* Schon immer habe sie sich für Geschichte interessiert und alles verschlungen, was sie über die Zeit des Nationalsozialismus bekommen konnte. *„Aber jetzt bekomme ich authentische Informationen von einem Mann, der die Schrecken der Nazi-Herrschaft selbst durchlitten hat."*

Tägliche Erinnerung an die schlimme Zeit im „brauen" Deutschland

Wäre nicht die tägliche Erinnerung an diese schlimme Zeit, könnte man sagen, dass Albrecht Weinberg jetzt ein spannendes Leben lebt. Nacht für Nacht hört er im Rundfunk auch Beiträge über die Zeit des Nationalsozialismus, ein Lesegerät ermöglicht es ihm, Texte so zu vergrößern, dass er sie lesen kann. Berichte, die im Fernsehen ausgestrahlt werden, nimmt er mehr wahr als dass er sie sieht, indem seine Augen beinahe auf dem Bildschirm „kleben". Dasselbe gilt auch für die DVDs, die ihm seine „Büroangestellte" von verschiedenen Fernsehsendern oder anderswoher besorgt. Filme, Bücher, Zeitungen helfen erinnern, helfen verstehen, auch wenn ihm das letztlich nie ganz möglich ist. Irgendwie scheint er Kraft zu saugen aus der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die auch seine Vergangenheit ist.

Diese Kraft ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass er als Zeitzeuge über das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte sprechen kann. Es schmerzt ihn beispielsweise, wenn er zu einer Veranstaltung in die ehemalige jüdische Schule von Leer geht, oder um dort mit Schülern über seine Erinnerungen zu reden. Es schmerzt, weil er mit der Schule persönliche Erinnerungen verbindet, weil er dort selbst zur Schule ging, und weil sein Bruder dort nach dem Krieg gelebt hat. Und dennoch ist er immer wieder dort, wenn er dazu eingeladen oder darum gebeten wird, er weiß, jedes Gespräch, das er dort führt, hilft, die Erinnerung wach zu halten.

Seit dem Tod seiner Schwester gibt Albrecht Weinberg als Zeitzeuge tiefe Einblicke in das dunkelste Kapitel der jüngeren deutschen Geschichte.

Er gibt Interviews für Fernseh-, Radiosender und Zeitungen, er geht in Schulen, um dort „lebendigen Geschichtsunterricht" gestalten zu helfen, er nimmt an vielen Veranstaltungen teil, und er ist dabei, wenn an einer seiner früheren Leidensstätten „Gedenkveranstaltungen" stattfinden, die an das Grauen der Nazizeit erinnern, sei es in Nordhausen (Mittelbau Dora) oder in Bergen-Belsen, wo er jeweils einige der schlimmsten Wochen und Monate seines Lebens verbringen musste. Nur die Fahrt nach Auschwitz, wo er die erste und längste Zeit im Konzentrationslager durchlitt, steht noch aus. Auch zu diesen Gedenkfeiern fährt er mit gemischten Gefühlen, weil er dort intensiver als anderswo an die Qualen erinnert wird, die ihm und den Mithäftlingen dort zugefügt wurden.

Wer Gelegenheit hat, heute mit Albrecht Weinberg zu sprechen, gewinnt den Eindruck, einem Mann gegenüberzusitzen, der trotz der unvorstellbar schrecklichen Erlebnisse und trotz der immerwährenden inneren Unruhe irgendwie zufrieden zu sein scheint. Er scheint versöhnt zu sein: nicht mit Deutschland, nicht mit der Geschichte, nicht mit seinem persönlichen Schicksal und dem seiner Familie, aber mit dem Leben.



Der Journalist Bernd-Volker Brahms besuchte Friedel und Albrecht Weinberg mehrmals in New York und in Florida. Bei einem Köppke ostfriesischen Tee erfuhr er von ihrem Schicksal in Nazi-Deutschland. Fotos (2) Brahms

Meine erste Begegnung

Zu Besuch bei Friedel und Albrecht Weinberg im Juli 2003 in New York
Von Bernd-Volker Brahms

Um mich daran zu erinnern, wie ich Friedel und Albrecht Weinberg kennen gelernt habe, blättere ich in meinen Unterlagen. Zwei prallgefüllte Leitz-Ordner habe ich seit unserer ersten Begegnung am 20. Juli 2003 gefüllt. Typisch Journalist eben. Die DIN-A6 großem Zettel, die ich an jenem ersten Tag gefüllt habe, sind in einer Klarsichtfolie verpackt. Ich staune, wie viel die Geschwister mir an jenem verregneten Nachmittag erzählt haben: Von ihrem Bruder, der 1946 bei Leer ertrunken ist; von ihrer Zeit im Ausbildungslager Groß Breesen; von den Eltern, die vom Fehn kamen und einige Zeit in Berlin leben und leiden mussten, bevor sie nach Theresienstadt deportiert wurden; von der Ausgrenzung zunächst in Westrhauderfehn und später in Leer; von einem Besuch unter Todesangst bei den Eltern in Berlin in der Kirchstraße 22. Von der Reichspogromnacht. Und vom Lager. Von Auschwitz. Aber sie erzählen auch von ihrem Leben in Amerika, vom eigenen Schlachtergeschäft in Harlem, das Albrecht jahrelang betrieb; von Friedels Büroarbeit und von ihrer Wohnung in Florida.

Ich war vom ersten Augenblick ergriffen von der Aufgeschlossenheit, die mir Friedel und Albrecht entgegenbrachten. Dazu gehört, dass sie mir sofort das Du angeboten haben. Nun kann man sagen, dass dies in den USA nichts Ungewöhnliches ist. Aber Friedel und Albrecht haben mir gegenüber diese herzliche Aufgeschlossenheit immer wieder gezeigt. Oft haben wir später miteinander telefoniert, sie in New York und zeitweise in Florida, ich in Cottbus, Berlin und Aurich.



Friedel und Albrecht Weinberg in den USA. Nachdem sie die Nazi-Barbarei überlebt und vor allem die Haft in den Konzentrationslagern durchlitten hatten, waren sie am 28. Januar 1947 in die USA ausgewandert. Um auszuschließen, dass ihre eigenen Kinder eventuell ein ähnliches Schisal wie sie hätten durchmachen müssen, haben sie nie geheiratet. bis zum Tod der Schwester, verbrachten die Weinberg-Kinder ihr Leben zusammen. Foto: Brahms

Ich muss zugeben, dass ich von der Lebensgeschichte der beiden zunächst nicht viel wusste, als ich mit der U7 nach Jackson Hights im New Yorker Stadtteil Queens fuhr. Ihre Namen und ihre Adresse hatte ich von Pastor Udo Groenewold, der mit der Christlich-Jüdischen Gesellschaft 1985 federführend die erste Begegnungswoche mit ehemaligen jüdischen Mitbewohnern organisiert hatte. Die Geschwister waren damals das erste Mal nach fast vierzig Jahren wieder zurück nach Leer gekommen, wo sie als Jugendliche zwischen 1936 und 1938 die Jüdische Schule besuchten. Es gab eine lange Adressenliste zu der Begegnungswoche. Es waren Menschen, die seinerzeit aus der ganzen Welt aus Neuseeland, Südafrika, USA, England, Argentinien, Kanada, Holland, Uruguay, Spanien und Israel angereist waren.

Ich war bei der Vorbereitung auf meine USA-Reise 2003 auf der Suche nach Holocaust-Überlebenden, die im New Yorker Raum lebten, da ich für drei Monate in der amerikanischen Metropole für die deutsch-jüdische Zeitung „Aufbau" arbeiten sollte – eine Zeitung, die 1934 gegründet wurde und sich unter deutschen Emigranten in den USA in den 1940er und 1950er Jahren einen legendären Ruf erwarb. Gerade die vielen Suchanzeigen in der wöchentlich auf Deutsch erscheinenden Zeitung waren für die Flüchtlinge aus Nazideutschland und später die Auswanderer eine praktische Lebenshilfe, um sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Als ich für die Zeitung arbeitete, fristete diese einstmalige Institution nur noch ein fast nostalgisches Dasein und stellte ihr Erscheinen 2004 ein – also nur ein Jahr nach meinem Intermezzo dort. Mir eröffnete sie zahlreiche Möglichkeiten, um auch jüdisches Leben in New York kennen zu lernen und Zeitzeugen zu interviewen. Gerade an Gesprächen mit Holocaust-Überlebenden war ich interessiert. In meinem Geschichtsstudium in Göttingen hatte ich eine Arbeit über die juristische Aufarbeitung des Synagogenbrandes in Leer geschrieben. Dafür hatte ich Akten im Auricher Staatsarchiv durchgesehen. Viel lebendiger war der Zeitzeugenbericht vom Leeraner Auschwitz-Überlebenden Karl Polak, den ich in der Stadtbibliothek fand und regelrecht verschlungen habe.

Die Liste von Pastor Groenewold war mir eine große Hilfe. Auch Marie Werth aus Emden, die dort seit Jahren an einem jüdischen Gedenkbuch arbeitet, half mir weiter. Ich besuchte den 86-jährigen Gad de Beer, der ursprünglich aus Emden stammte. Und ich wurde von Alfred (67) und Ernst Weinberg (73) aufgenommen, die ebenfalls in Emden geboren wurden und über die Dominikanische Republik nach New York gelangten. Sie hatten alle die Möglichkeit, vor dem Nazi-Terror zu fliehen und Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Friedel und Albrecht hatten dieses Glück nicht, das wurde mir sehr schnell klar an jenem Nachmittag im Juli 2003. Allein schon die tätowierte Nummer am Arm zeigte mir, dass beide KZ-Überlebende sind. *„Ich werde jeden Tag an alles erinnert, ich brauche mich nur zu waschen und sehe die Nummer wieder"*, sagte Albrecht. Eine andere Aussage erstaunt mich zunächst: *„Wir haben nur Freunde und Verwandte, die auch im Lager waren"*, sagt Albrecht, der bei unserem ersten Gespräch 78 Jahre alt ist. Friedel ist ein Jahr älter. Bei Gesprächen mit den Freunden seien sie *„immer gleich wieder im KZ"*. Es sei anderen Menschen kaum zu vermitteln, was sie erlebt hatten. In unserem Gespräch fallen verstörende Sätze wie: *„Menschen tot machen, war tägliche Normalität."* Er habe einmal einen Blockältesten gesehen, wie dieser einen Häftling einfach kopfüber in einen Wasserkübel gehalten hat, bis dieser tot war. Während Albrecht die Szene erzählt, macht er die Handbewegungen nach. *„Wir sind als Kinder ins Lager gekommen und völlig durcheinander wieder raus"*, sagt Albrecht.

Beide gehen sehr bereitwillig auf meine vielen Fragen ein, die mir nun in immer größerer Intensität durch den Kopf schießen. Ich möchte ergründen, wie es sein konnte, dass zwei Menschen, die in den ländlichen Gefilden des ostfriesischen Fehns aufgewachsen sind, in die Mühlen des Naziterrors geraten konn-

ten und das Martyrium des Konzentrationslagers überlebten. Es waren eben auch ostfriesische Nachbarn, Beamte und andere „normale" Menschen, die die jüdischen Mitbewohner an den Rand der Gesellschaft drängten und deren Vernichtung den Weg bereiteten.

Friedel und Albrecht sind nicht verbittert. Sie erzählen auch von Leuten, die sich menschlich verhalten haben. Ein Willi Plate aus Berlin habe Friedel ein Paket nach Auschwitz geschickt. *„Ich habe keine Ahnung, wie der die Adresse herausgefunden hat"*, erzählte Friedel damals. Leider ist Friedel 2011 an den Folgen eines Schlaganfalls in Leer verstorben, den sie ein halbes Jahr zuvor in Fort Lauderdale erlitten hatte. Jener Willi Plate war ein nicht-jüdischer Bekannter ihres Bruders Dieter gewesen. Im Absender habe er Landsberger Allee angegeben. *„Nach dem Krieg haben wir nach ihm gesucht"*, so Friedel. Sie konnten ihn jedoch nicht ausfindig machen.

Es war merkwürdig. Die bescheidene Art, wie sich Friedel und Albrecht geben und die Art des Sprechens sind mir durch ältere Menschen in Ostfriesland vertraut. Wir trinken schwarzen Tee. *„Das Wasser in New York ist nicht so gut wie in Leer"*, sagt Albrecht. Einzig die immer wieder eingestreuten englischen Wörter, die einen Wortmischmasch aus Deutsch, Englisch und Plattdeutsch ergeben, erinnern mich dran, dass wir Tausende Kilometer von der Heimat weg sind. Albrecht sagt, dass er nach dem Krieg auch in einer größeren Stadt in Deutschland hätte leben können, bloß nicht in Rhauderfehn. Dort wäre er immer „de oll Jöd" geblieben.

Ich hatte überlegt, das Gespräch auf Tonband aufzuzeichnen, ich hatte mir extra ein Diktiergerät für derlei Interviews besorgt. Bei Friedel und Albrecht lasse ich das Gerät aus, ohnehin hätte ich gar nicht so viel Aufnahmekapazität gehabt. Bei den intensiven Gesprächen hätte das Tonband gestört. Beide erzählen mir, dass sie beispielsweise auch ein Interview mit der Shoah Foundation des Regisseurs Steven Spielberg abgelehnt hätten. Erst 2013 stimmt Albrecht bei zwei Interview-Projekten der Erinnerungsstätten in Bergen-Belsen und Mittelbau Dora zu. Auch für die Ausstellung in der Jüdischen Schule in Leer, die 2013 eröffnet wurde, gab Albrecht Interviews vor der Kamera. Seine Schilderungen zeichnen sich durch große Detailgenauigkeit aus, wie ich später immer wieder feststellen konnte.

Friedel holt nach einiger Zeit einen Karton hervor, in dem sie Fotos gesammelt haben. Die Geschwister haben ein Foto, das ihre Mutter Flora Grünberg mit ihren neun Geschwistern zeigt. *„Bis auf eine unserer Tanten sind alle umgekommen"*, sagt Friedel. Durch diese Tante Marie Grünberg, die sich im holländischen Emmen verstecken konnte, überstanden überhaupt einige Familienfotos den Krieg. Ähnlich groß wie die Familie der Mutter ist auch der Familienzweig des Vaters, aber das stellte ich im Detail erst Jahre später fest, als ich einen Stammbaum der Familie erarbeitete. Dieser gehört zu einer Dokumentation über die Verlegung von Stolpersteinen in Rhauderfehn.

Es war mir ein sehr großes Bedürfnis, das am 9. November 2011 mit der Verlegung von insgesamt zehn Stolpersteinen in Westrhauderfehn durch den Künstler Gunther Demnig abgeschlossen wurde. Fünf Steine wurden vor dem Weinbergschen Haus am Untenende 74 verlegt – auch für Friedel und Albrecht gibt es dort einen Stein. Als ich bei Friedel und Albrecht in New York zu Besuch bin, erzählen sie mir, dass eine Straße nach ihnen benannt werden soll. *„Die Menschen sind anders als damals"*, sagt Albrecht. Tatsächlich wird 2006 eine „Geschwister-Weinberg-Straße" eingeweiht. Bürgermeister Herbert Broich hatte sich dafür eingesetzt. Es sind versöhnliche Gesten. Auch die Stolpersteine werden nach dem Ratsbeschluss von der Gemeinde bezahlt – immerhin 950 Euro.

In ihrer Wohnung sehe ich einen Teller auf dem steht *„Na regen kumt sünnenschien"*. Dass Friedel und Albrecht diesen aufgehängt haben, sagt sehr viel über die beiden aus. Nicht nur, dass sie mit dem Plattdeutschen aufgewachsen und diesem auch nach mehr als 50 Jahren in den USA noch verbunden sind, sondern insbesondere auch, dass sie trotz allem, was sie erleben mussten, eine positive Grundeinstellung bewahrt haben. Ich habe es auch später immer wieder erlebt, dass sie unkompliziert auf die Menschen zugegangen sind und dadurch viel Kommunikation überhaupt möglich gemacht haben.

Aus meinem Nachmittagsbesuch ist längst ein Abendbesuch geworden. Es ist bereits stockdunkel geworden, als ich gehe. Tief beeindruckt fahre ich an diesem Sonntag zurück nach Harlem zu meiner Studentenunterkunft. Schon zwei Tage später bin ich wieder da, ich habe noch weitere Fragen, außerdem wollte ich noch Fotos machen. Im „Ostfriesland Magazin" und später auch in der „Ostfriesen-Zeitung" habe ich über die Begegnung mit Friedel und Albrecht geschrieben. Es fiel mir schwer, die Intensität der Gespräche adäquat in einen Text zu übersetzen. Trotzdem verspürte ich immer das Bedürfnis, es festhalten zu wollen.

Wir haben in den folgenden Jahren oft miteinander gesprochen. Schon 2004 – also ein Jahr nach der ersten Begegnung – besuchte ich die beiden in Pimebroke Pines in Florida. Schon da hatte ich das Gefühl, dass wir uns sehr lange kennen und wurde als Freund empfangen. Wir haben uns noch öfter gesehen und noch viel öfter telefoniert – erst recht, als Friedel und Albrecht 2012 nach Leer zurückgekommen sind.

Jetzt im April 2014, als ich diese Zeilen niederschreibe, stehe ich unter dem Eindruck eines Besuchs in der Gedenkstätte Mittelbau-Dora, wo Albrecht an der Veranstaltung zum 69. Jahrestag der Befreiung durch die Amerikaner teilgenommen hat. Albrecht traf dort auf einen anderen Auschwitz-Überlebenden, einen Kurt Schwarz. Beide haben vorher miteinander telefoniert, kennen sich aber eigentlich nicht. Das Erstaunliche dabei ist: Sie haben zwei aufeinander folgende Nummern bei ihren Tätowierungen. Albrecht hat die „116927" und Kurt Schwarz die „116926". „Wir waren in einem Transport und haben nebenein-

ander gestanden", sagt Albrecht. Am 20. April 1943 kamen sie in Auschwitz an und bekamen ihre Nummern, danach haben sich die beiden heute 89-jährigen Männer nicht mehr gesehen. Im Zeitraffer erzählen sich die beiden die Stationen ihres Leidenswegs und die Eckdaten ihrer Biografien. Es habe vieler Zufälle bedurft, um überhaupt überleben zu können, das hatte Friedel damals bei unserer ersten Begegnung gesagt. Dass eben diese beiden Männer überlebt haben, ist ein genauso großer Zufall, wie die Tatsache, dass sie aufeinander folgende Nummern haben, ist einer meiner Gedanken dazu. Und Kurt Schwarz berichtet von seinem zwei Jahre älteren Bruder Udo, der heute in Florida lebt. Dieser habe die „116925".

Schon 2003 hatte mir Albrecht erzählt, dass er denjenigen kenne, der neben ihm an der Rampe gestanden hatte. Er sprach dabei nicht von Kurt Schwarz, sondern von Bernhard Wallheimer aus Aurich, der die Nummer „111928" gehabt habe und ebenfalls überlebte. *„Das ist sehr selten, dass Überlebende denjenigen mit der Folgenummer kennen",* hatte Albrecht einmal gesagt. Nun weiß er von dreien, die mit ihm in der Reihe standen.



In Florida hatten die Weinberg-Geschwister zunächst nur ihren Urlaub verbracht. Später erwarben sie eine Wohnung in einer Wohnalage, in der sie gemeinsam ihren Lebensabend verbringen wollten. Als Friedel Ende 2011 einen Schlaganfall erlitt und rundum betreute werden musste, konnte ihr Bruder dies nicht gewährleisten. Freunde holten sie nach Leer, wo Friedel am 18. Mai 2012 den Folgen ihrer Erkrankung erlag. Foto: Brahms

Seit Albrecht Weinberg im Jahr 2012 nach Deutschland zurückgekehrt ist, besucht er die Stätten des braunen Grauens, um der Opfer zu gedenken und die Erinnerung an die Nazi-Barbarei wachhalten zu helfen.

Gedenken an die Befreiung vor 69 Jahren
Albrecht Weinberg im Jahr 2014 in „Mittelbau Dora“

Gedenken war angesagt, als ehemalige Häftlinge, Honoratioren und Freunde am 17. April 2014 in Nordhausen zusammenkamen, um an das Leid der ehemaligen Gefangenen zu erinnern, die in der Tunnelanlage von „Mittelbau Dora“ für die braunen Herren und deren wahnhafter Vorstellung vom Endsieg mit Hilfe von „Wunderwaffen“ schuften und sterben mussten. 13 Überlebende des KZ „Dora“ waren an jenem Freitag in den Harz gekommen, um jener Zeit zu gedenken, in der jeder Tag ihr letzter hätte sein können. Einer von ihnen war der gebürtige Fehntjer und jetzt in Leer lebende Albrecht Weinberg. Wie immer, wenn er zu einer Reise in jenen Teil seiner Vergangenheit aufbricht, dessen Schrecken sich „Spätgeborene“ nicht vorstellen können, war er auch diesmal mit gemischten Gefühlen in den Harz gereist, aber als Überlebender ist er es den Toten schuldig, ihrer zu gedenken.



Im März 2014 legte Albrecht Weinberg in der Gedenkstätte „Mittelbau Dora“ aus Anlass des 69. Jahrestages der Befreiung des Lagers eine Rose neben dem Kranz der Botschaft des Staates Israel nieder.
Foto: Brahms

Festakt mit gemischten Gefühlen erlebt

Zwar konnte er sicher sein, dass er in Nordhausen auf eine Welle von Verständnis und Solidarität treffen würde, dass man ein gutes Programm vorbereitet hatte und dass man ihn gut betreuen würde. Aber niemand und nichts würde verhindern können, dass alles zurückkommen würde: die Erinnerungen an die schlimmste Zeit seines Lebens, an die Toten, an die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen und an das Ausgeliefertsein, ohne Hoffnung, nur noch von dem Gedanken beherrscht, dass das Leiden bald ein Ende haben möge. Nein, an die Befreiung hat er damals keinen Gedanken verschwendet, das war außerhalb seiner Vorstellungskraft.

Das Lager „Dora“ hatte er überlebt, wobei von „leben“ eigentlich nicht die Rede sein kann. Als das Lager im April 1945 von amerikanischen Soldaten befreit wurde, war Weinberg nicht mehr da. Vielleicht war er noch auf der Irrfahrt im



Zum Programm der Gedenktage zur 69. Wiederkehr der Befreiung des KZ „Mittelbau-Dora" gehörte eine Fahrt zum KZ Buchenwald bei Weimar. Albrecht Weinberg hält am Denkmal der jüdischen Baracke inne.

offenen Viehwaggon der Reichsbahn oder er war bereits im KZ Bergen-Belsen angekommen, als Dreivierteltoter unter Toten und „kaum noch Lebenden".

Klar, die mitfühlenden Worte der Redner streichelten seine Seele, die Erinnerungen des ehemaligen Mitgefangenen Noah Kliegel sind zum Großteil auch seine, genauso wie jene, die sie später im Gespräch miteinander ausgetauscht haben. Obwohl in Nordhausen und am Folgetag im ehemaligen KZ Buchenwald für alle dasselbe Programm vorbereitet ist, erlebt Weinberg sein eigenes, teils erleidet er es auch. Als er an Gräbern stand, musste er an seine eigene Familie denken, deren Angehörige umgebracht wurden, und für die es nie irgendwo ein Grab gegeben hat.



In der jüdischen Religion ist es üblich, das Trauernde am Grab beziehungsweise am Denkmal kleine Steine zum Gedenken niederlegen. Fotos (4): Dänekas S. 233, 234

Seine Gedanken gingen zu seinen Eltern, die in Auschwitz umgebracht wurden, zu den Verwandten, die man in Minsk erschossen hat und zu seinem Bruder, der die Nazibarbarei zwar überlebte aber später nahe Leer bei einem Unfall ums Leben kam. Er steht dort, denkt, gedenkt, und obwohl er seinen Gottesglauben im Konzentrationslager verloren hat, spricht er das jüdische Totengebet, leise, in sich hinein und zugleich für die vielen Millionen Tote. Als man ihnen Gelegenheit gab, eine Rose niederzulegen, legte er die seine zum Kranz, den die israelische Botschaft gestiftet hatte.

Am Vorabend hatte er die Premiere des Films über das Lager „Dora" miterlebt, und obwohl er, der fast Blinde, ihn nicht wirklich sehen konnte, war er irgendwie mittendrin. Leiden und Leid von dem die Zeitzeugen berichteten, die vielen kleinen Gehässigkeiten und die Verbrechen, von denen sie berichteten, waren auch seine Augenzeugen-Erinnerungen.

Besonders deprimierend war der Besuch in der Gedenkstätte am Bahnhof Ellrich. Das hier gewesene Nebenlager von „Dora", eines von 40, die über den ganzen Harz verteilt waren, galt wegen der grausamen Bedingungen als das schlimmste. Jeder zweite der hierher gezwungenen Häftlinge hat in diesem vielleicht dunkelsten Keller der Hölle nicht überlebt.

Anlässlich dieses 69. Gedenktages an die Befreiung des Lagers wurde eine Foto-Ausstellung eröffnet. „Diese Fotos sind die einzigen überlieferten Bildzeugnisse eines Transportes ungarischer Juden ins Vernichtungslager Auschwitz. Sie dokumentieren den gesamten Prozess ihrer Deportation von der Ankunft und der Selektion an der Rampe über die Aufnahmeprozedur im Lager bis hin zu den letzten Momenten vor ihrer Ermordung in den Gaskammern", heißt es auf der Internetseite der Gedenkstätte. Seine Begleiterin Gerda Dänekas



Während der Gedenktage in „Mittelbau Dora" hatte Albrecht Weinberg zwei ehrenamtliche Betreuer, die sich um sein Wohlergehen kümmerten.



Dieses Foto zeigt das Eingangstor zum KZ Buchenwald bei Weimar. Auf dem Foto nicht zu erkennen, steht auf dem geschmiedeten Tor: „Arbeit macht frei. Fotos: Dänekas

habe ihm die Bildtexte vorgelesen, sagt Weinberg, dabei kamen ihm die Bilder von seiner eigenen Ankunft in Auschwitz in den Sinn.

Trübe Gedanken beherrschten ihn auch, als er am Folgetag das ehemalige Konzentrationslager Buchenwald besuchte. An der Gedenkstätte des seinerzeitigen „jüdischen Blocks" gedachte er einem seiner Vetter, der in Buchenwald umgebracht worden war.

Die Sonne wärmte die Teilnehmer an der Gedenkfeier zum 69. Jahrestag der Befreiung des KZ Bergen-Belsen am 27. April 2014, ähnlich wie vor 69 Jahren. Während Albrecht Weinberg im Jahr 2014 die Veranstaltung im Rollstuhl sitzend verfolgte, hatte er damals unter freiem Himmel im Dreck gelegen.

Fotos (2): Giermanns



2014 zum Gedenken in Bergen-Belsen

Erinnern 69 Jahre nach der Befreiung, die keine war

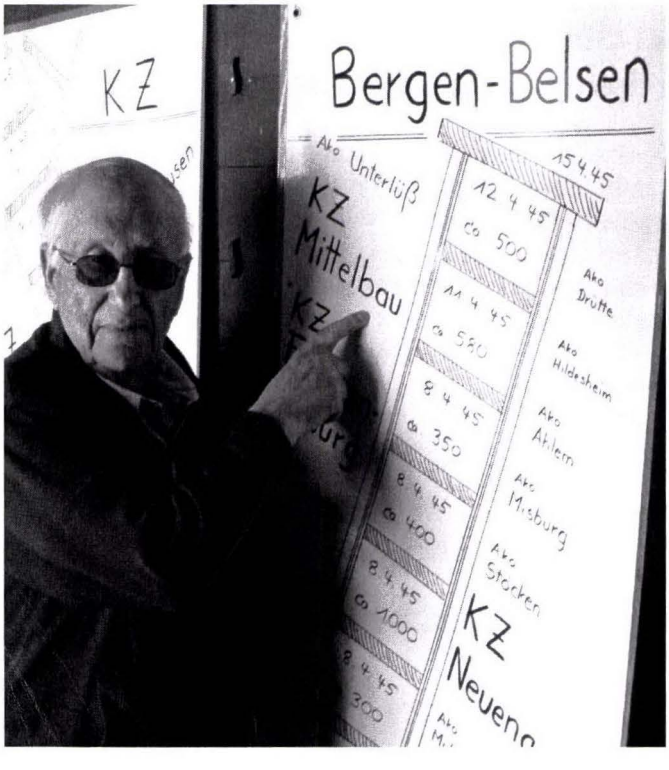
Ruhig und friedlich breitet sich das hügelige Gelände in der Lüneburger Heide aus, die Frühlingssonne wärmt, Vögel zwitschern, Fahnen wehen im Wind. Fast könnte man sich in einer Freizeitlandschaft wärnen, wäre da nicht der hohe Obelisk und die breite graue Betonwand mit Schriftzügen in zwanzig Sprachen. Das Gelände ist uneben aber die vielen Hügel wirken seltsam symmetrisch, auch wenn sie auf den ersten Blick wie zufällig in die Landschaft gestreut wirken. Ein gepflasterter Rundweg führt durch das Areal, vorbei an diesen Hügeln, die sich bald als Massengräber erweisen. „Hier ruhen 850 Tote" ist auf der steinernen Wand zu lesen. An anderen Gräbern liest man 500, 2.000 oder, 2.500 Tote. Zwischendrin immer wieder Einzelgräber



Nachdem die Reden gehalten waren, nutzte Weinberg die Gelegenheit, vor der imposanten Gedenkmauer und an den niedergelegten Kränzen der Menschen zu gedenken, die in Bergen-Belsen ihre Leben lassen mussten. Danach war Gelegenheit zum Gespräch.



oder Grabsteine. Sie tragen Namen, und da und dort liegen Blumen vor ihnen. Hier haben zumindest einige wenige Angehörige und Nachfahren Gelegenheit, um ihre lieben Toten zu trauern, die hier im Konzentrationslager Bergen-Belsen den braunen Teufeln und deren schwarzen Henkern zum Opfer gefallen sind. Die große Mehrzahl der Opfer ist namentlich nicht bekannt. Um die Menschen zu trauern, die hier der Nazi-Diktatur zum Opfer fielen, ist



Am Nachmittag des 27. April 2014 fand an der „Rampe" in Bergen-Belsen der zweite Teil der Gedenkfeier statt. Von hier hatten die Häftlinge etwa sechs Kilometer zu Fuß zum Lager gehen müssen, sofern sie noch konnten. Albrecht Weinberg war dazu nicht mehr in der Lage. Wie er ins Lager gekommen ist, weiß er nicht mehr. Er erinnert sich nur daran, dass er dort im freien Gelände auf dem Boden liegend zu sich gekommen ist.

Der Waggon, in den er hier steigt, ist nicht mit jenen identisch, mit denen die Häftlinge damals transportiert wurden. Jene Waggons hatten kein Dach, und die Seiten waren niedriger, wie für den Transport von Kohle und anderen Schüttgütern üblich.

Im Waggon ist auf Schautafeln festgehalten, wann in den letzten Kriegsmonaten und -wochen welcher Transport von wo in Bergen Belsen angekommen ist. Weinberg zeigt auf jenen, mit dem er von „Mittelbau Dora" kam. Während der Fahrt war der Zug mehrfach aus alliierten Jagdflugzeugen beschossen worden, wodurch etliche der kraft- und hilflosen Häftlinge ums Leben kamen. Heute ist der Bahnsteig Nato-Umschlagplatz für militärische Güter.

der Anlass, aus dem an diesem 27. April 2014 mehr als 400 Menschen auf dem ehemaligen Lagergelände zusammenkommen sind. Einzeln und in Gruppen bewegen sich die Menschen langsam auf den Obelisken und die Mauer zu, vor der gleich der Festakt beginnen wird.

Einer von vielen ist der aus Rhauderfehn stammende und inzwischen in Leer lebende Albrecht Weinberg, der von seiner Begleiterin Gerda Dänekas im Rollstuhl sitzend langsam den leicht bergauf führenden Weg hochgeschoben wird. Er ist einer der wenigen Überlebenden, die an diesem Tag an der bewegenden Gedenkfeier teilnehmen können, mit der an den Tag der Befreiung des Lagers erinnert wird. Katharina Hardy, ungarische Jüdin, die seit 1956 in der Schweiz lebt, ist eine andere.

Bei der Gedenkfeier an der „Rampe" wird sie am Nachmittag sagen, dass sie das Lager Bergen-Belsen für ihr ganzes Leben geprägt hat. Nach außen habe sie es bald nach der Befreiung „wohlgeordnet" gelebt, innerlich sei ihr Leben bis heute ein Chaos geblieben.



Äußerlich gelassen besichtigte Albrecht Weinberg den Waggon an der „Rampe" in Bergen-Belsen, der hier, denkmalgeschützt, als Symbol für die Ankunft an der „Endstation der Leiden" steht. Mit mehr als 100 Transporten und Märschen waren die kaum noch lebensfähigen Häftlinge nach Bergen-Belsen gefahren und getrieben worden, um von den braunen Herren vielleicht doch noch irgendwie verwertet werden zu können. Auf dem Boden sind die Flächen abgeklebt, die je einem Häftling zugestanden wurde.

Fotos (3): Giermanns

Albrecht Weinberg ist es ähnlich ergangen, allerdings hatte er bereits zwei andere Konzentrationslager und das Arbeitslager bei Berlin als „Vorzimmer zur Hölle" durchlitten, bevor er als Dreivierteltoter unter Toten irgendwie in das Lager gekommen ist. Wer damals Anfang April 1945 mit dem Zug nach Bergen-Belsen deportiert wurde, den „entlud" man an eben jener Rampe, von der aus sich die Häftlinge sechs Kilometer zu Fuß bis zum Lagergelände schleppen mussten. Nein, „ausgestiegen" sind sie damals nicht, sie wurden „entladen", wie Vieh, das sie in den Augen der Nazi-Schergen waren. Weinberg war nicht mehr in der Lage zu gehen. Er weiß noch, dass er dabei war, den offenen Güterwagen zu verlassen, dann muss er das Bewusstsein verloren haben. Als er zu sich kam, lag er irgendwo auf dem Lagergelände, im Freien, umgeben von Leichen, lebenden „Beinahe-Leichen" und einigen Häftlingen, die noch vergleichsweise gut beieinander waren. Wie lange er auf dem Boden gelegen hat, weiß er nicht.

Auch an jenem 15. April des Jahres 1945 hatte die Sonne über dem Lagergelände geschienen, aber anders als heute, wehte der Wind damals den Befreiern keine Frühlingsluft entgegen. Der Geruch von Krankheit Tod und Verwesung hatte die Luft geschwängert. Albrecht Weinberg wusste damals nicht, wie ihm geschah, als er den ersten Panzer auf das Gelände kommen sah. Befreit gefühlt hatte er sich zunächst nicht, weil er nichts empfinden konnte. Er war unfähig, überhaupt etwas zu empfinden. Wie Hunderttausende hatte man ihn zum Tier degradiert., *„Nein"*, sagt er im Gespräch immer wieder, *„wir waren weniger als Tiere, wir waren nichts."* Kraft-, mut- und hoffnungslos hatte er dagelegen und mit angesehen, wie die Leichen der Verstorbenen mit einem Bulldozer ins Massengrab geschoben wurden. Eile war angesagt, denn zu den vielen Krankheiten, unter denen die Häftlinge litten, hatte sich jetzt auch noch



.Bei der Gedenkfeier an der Rampe berichtete die ungarische Jüdin und seit 1956 in der Schweiz lebende Katharia Hardy von ihrem Leiden im Lager Bergen-Belsen. Dieses KZ habe ihr Leben für immer geprägt, das nach außen bald wohl geordnet verlief, aber innerlich sei ein Gefühlschaos geblieben.

das hoch ansteckende Fleckfieber gesellt. Von Hand wäre es nicht gelungen, die mehr als Zehntausend Leichen rechtzeitig zu beerdigen, die überall auf Lagergelände und in den Baracken lagen.

Während die Ansprachen gehalten werden, sitzt Albrecht Weinberg in seinem Rollstuhl in der zweiten Reihe. Seinen Kopf hält er gesenkt. So wohltuend die Worte auch sein mögen, die er zu hören bekommt, sie vermischen sich in seinem Innern immer mit den Erinnerungen an die Vergangenheit, die wie ein großer Schleier über seinem ganzen Leben liegen, und die Strahlen der Sonne nie ganz zu ihm durchdringen lassen. Hoffnungsfroh stimmen ihn am heutigen Tag die Worte der Jugendlichen, die sich in einer Projektwoche mit der Geschichte des Lagers befasst haben. Im Gedächtnis bleibt, dass es diese und viele andere Jugendliche und „Nachgeborne" sind, die die Erinnerung an das Grauen wach halten werden, auf das es sich nie wiederholen kann.

Als nach den Ansprachen Dutzende von Kränzen niedergelegt werden, viele mit blau- und weißfarbenen Nelken in den Farben des Staates Israel geschmückt, wirkt Weinberg gelöst. Er hält an einem der Gedenksteine inne, dann führt ihn sein Weg zum Hochkreuz, wo ein katholischer Priester spricht. Von dort geht es



Nach der Veranstaltung an der Rampe verabschiedete sich Albrecht Weinberg von Diana Gring, Historikerin in der Gedenkstätte Bergen-Belsen, die ihn im Vorjahr als Zeitzeuge vor der Kamera interviewt hatte, um seine Erinnerungen an die Nazi-Barbarei für die Nachwelt festzuhalten.
Fotos (2):Giermanns

zum Mahnmahl für die jüdischen Opfer, wo das Totengebet gesprochen wird. Hier kommen dem Autor Tränen in die Augen. Er verlässt das Gelände und fühlt sich irgendwie gestärkt.

Am Nachmittag wurde die Gedenkveranstaltung an der „Rampe" fortgesetzt. Wo einst die Züge hielten, die die geschwächten Häftlinge zum Konzentrationslager Bergen-Belsen brachten, erinnert heute ein Güterwaggon an diese Transporte. Er ist neben der eigentlichen Gleisanlage platziert, die für militärische Transporte genutzt wird. Albrecht Weinberg war einer der Häftlinge, die hier mit einem Transport aus dem KZ „Mittelbau Dora" ankamen. Heute kommt er mit gemischten Gefühlen an den Ort, an den er kaum Erinnerungen hat. Der Zug hielt, und er weiß nur noch, dass er irgendwie aus dem Waggon gestolpert ist, danach verlor er das Bewusstsein.

Albrecht Weinberg war bei weiteren historisch bedeutsamen Ereignissen dabei.

Dem Besuch der Gedenkveranstaltung in diesem ehemaligen Konzentrationslager folgten weitere, die alle irgendwie der seelischen Aufarbeitung seines Leidens unter der NS-Herrschaft dienen. Am 15. Juli 2014 nahm er in Fürstenau an der Verlegung der Stolpersteine zum Gedächstnis unter anderem an seine Verwandten väterlicherseits teil. Zehn Tage später war er bei der Eröffnung der neuen Gedenkstätte in der ehemaligen Gartenbauschule in Ahlem bei Hannover anwesend, dort, wo sein Bruder Dieter eine gärtnerische Ausbildung durchlaufen hatte. Anfang September war er in der ehemaligen jüdischen Schule in Leer zu Gast, als dort im Kontext einer Ausstellungsreihe eine Teilausstellung über jüdische Soldaten im Ersten Weltkrieg eröffnet wurde. Zuvor war er Gast bei der offiziellen Eröffnung der Ausstellung im Rathaus der Stadt Leer.

Höhepunkt und gleichzeitig die größte emotionale Herausforderung im Besuchsreigen des Albrecht Weinberg dürfte die Ende Oktober 2014 stattgefundene Reise nach Polen gewesen sein, im Verlaufe derer er das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz besuchte.

Anhang: Aus des Dokumenten des ITS Bad Arolsen

Die Angaben Albrecht Weinbergs über seinen Leidensweg und den seiner Schwester durch die „Hölle auf Erden" des Holocaust werden durch Dokumente bestätigt und ergänzt, die im Archiv des ITS (International Tracing Service) in Bad Arolsen aufbewahrt werden. Darunter befinden sich Aussagen von Zeitzeugen, die kurz nach deren Befreiung aufgezeichnet wurden. Sie bestätigen zunächst, dass es viele weitere Todesmärsche und Transporte mit unsäglichem Leid für die Betroffenen gegeben hat. Sie zeichnen zwar die Routen nicht exakt nach, auf der die Weinberg-Geschwister litten, aber sie berühren viele Punkte, an denen auch jene litten.

Aus dem Dokument mit der Bezeichnung 5.3.3./84619426 geht hervor, dass 42 Todesmärsche in Arolsen dokumentiert sind. An 27. Stelle ist der Marsch (der eher ein Dahinschleichen gewesen sein dürfte) von Monowitz (Auschwitz III) aufgelistet; in jenem Zug der Leidenden hatten sich Dieter und Albrecht Weinberg mitgeschleppt. Am 18. Januar 1945 machten sich die Häftlinge in Auschwitz auf den Weg, dessen Länge in dem Dokument mit 50 Kilometern angegeben wird, tatsächlich aber eher 64 Kilometer lang war. Von Gleiwitz wurden die Überlebenden in zwei Transporten zu den Konzentrationslagern (KZ) „Mittelbau Dora" beziehungsweise Buchenwald transportiert.

Im Dokument 5.3.2/ 84612423 sind Einzelheiten über das Leiden auf dieser Strecke sowie auf dem weiteren Weg in die Konzentrationslager festgehalten. Das Dokument bestätigt zunächst, dass etliche Kranke im Lager blieben. Eine erste „Marsch"-Kolonne hatte Auschwitz bereits am 13. Januar 1945 mit Ziel Dachau verlassen. Die etwa 1.000 Häftlinge waren über Gleiwitz hinaus zu Fuß bis nach Reichenbach gegangen und von dort mit dem Zug weitertransportiert worden.

Etwa um diese Zeit muss auch die „Evakuierung" der weiblichen Häftlinge mit Ziel Ravensbrück begonnen haben, denn die Überlebenden erreichten das dortige KZ bereits am 24. Januar. Die Frauen, unter ihnen Friedel Weinberg, legten die erste etwa 90 Kilometer lange Teilstrecke in Richtung Groß-Rosen zu Fuß zurück. Während des Marsches brachen viele Frauen vor Auszehrung und Erschöpfung zusammen und wurden von SS-Wachen erschossen. Wer den Marsch überlebt hatte, wurde in Groß-Rosen in Sichtweite der „Roten Armee" von der SS in die Waggons getrieben. Dann begann eine Fahrt im Viehwaggon, die fünf Tage und fünf Nächte dauerte. Während dieser Fahrt wurde der Zug mehrfach von SS-Schergen beschossen.

Ein Teil der Ankömmlinge blieb in diesem Lager und wurde später vom Roten Kreuz befreit. Die anderen, unter ihnen viele Kranke und Schwache, wurden drei Wochen nach ihrer Ankunft mit dem Zug nach Malchow transportiert. In Malchow gab es ein Krankenlager((-haus), in dem viele Häftlinge starben. Die

Leichen der Frauen wurden in einen Graben geworfen. Von Ravensbrück wurden die Frauen in mehreren Transporten „evakuiert". Vermutlich wurden nicht nur jene Neuankömmlinge sondern auch die „Altinsassen" abtransportiert. Zunächst startete am 6. April ein Zug in Richtung Leipzig, dem zwei andere folgten. Einer wurde auf der Strecke von russischen Soldaten angehalten, die Häftlinge wurden in der Nähe von Grimma befreit. Ein zweiter Transport verließ Ravensbrück zehn Wochen nach der Ankunft aus Auschwitz in Richtung Malchow, drehte aber bei Taucha um und fuhr in Richtung Leipzig. Die Häftlinge dieses Transports wurden am 10. Mai 1945 befreit.

Eine dritte Gruppe blieb bis zum 13. Februar und wurde mit Güterwaggons nach Neustadt-Glewe transportiert, wo die Frauen einen Tag später ankamen. Eine vierte Gruppe, darunter auch Friedel Weinberg, war seit drei Wochen im Lager, als man sie mit Lastwagen auf die Fahrt nach Retzow schickte. Es waren vermutlich die kräftigsten, denn am Flugfeld in Retzow arbeiteten sie in einer Munitionsfabrik. Von dort ging es später über Malchow nach Neustadt-Glewe. In Retzow müssen viele Häftlinge gestorben sein, denn die Toten wurden dort in Massengräbern beerdigt.

Als sich die Häftlinge am 18. Januar auf den Todesmarsch nach Gleiwitz begaben, hatten sie SS-Führer verschiedene Ziele für sie vorgesehen. Eine erste Kolonne war bereits am Vortag losmarschiert, musste aber nach fünf Kilometern umkehren, weil die Straße für den Rückzug deutscher Truppen freigemacht werden musste. Ziel der Häftlinge war das KZ Flossenbürg. Am Folgetag machten sich diese Häftlinge zusammen mit den anderen auf den Weg und wurden nach ihrer Ankunft in Gleiwitz in Waggons gepfercht. Dort mussten sie zunächst 24 Stunden ausharren, bevor sich der Zug in Bewegung setzte. Nach etwa 20 Kilometern erreichten sie den Wald von Karnin, wo der Zug von SS-Schergen beschossen wurden. Viele Häftlinge starben, deren Leichen von Bauern aus der Umgebung beerdigt wurden. Warum sie beschossen wurden, ist nicht bekannt, vielleicht wollte die SS einfach nur die Zahl der Häftlinge reduzieren, denn ihnen dürfte bekannt gewesen sein, dass die KZ, die noch nicht befreit wurden, hoffnungslos überfüllt waren, was auch Albrecht Weinberg zu spüren bekam. Einem Teil der Häftlinge, die noch die Kraft zur Flucht hatten, gelang es zu entkommen. Diese Häftlinge wurden später von russischen Soldaten befreit. Nach dem Massaker fuhr der Zug in Richtung Tschechoslowakei weiter. Nach etwa 20tägigem Aufenthalt in Flossenbürg wurden diese Häftlinge in das KZ Dachau bei München gebracht.

Eine zweite Gruppe, darunter Dieter und Albrecht Weinberg, wurde nach einem unbestimmt langen Aufenthalt in Gleiwitz nach Dora bei Nordhausen im Harz transportiert. Ein Teil der Ankömmlinge scheint vier Tage später zur Bölke-Kaserne in Nordhausen geschlichen zu sein, wo die entkräfteten Menschen sich selbst überlassen und zum Sterben verurteilt waren. Anscheinend war Dora auch überfüllt, was die Bewacher veranlasst haben mag, sechs Wochen nach ihrer Ankunft im Harz einen Teil der Häftlinge nach Ravensbrück in das KZ

zu fahren, das man gerade dabei war zu „evakuieren". Mangels Transportmöglichkeiten wurden die Inhaftierten aus dem Harz von Ravensbrück zu Fuß nach Neustadt-Glewe in Marsch gesetzt, eine 150 Kilometer lange Strecke, die kaum jemand überlebt haben würde. Glück hatten diese Häftlinge in ihrem Elend, weil sie von amerikanischen Soldaten befreit wurden.

Das Zeitzeugendokument bestätigt, dass die eigentlich 620 Kilometer lange Fahrt von Gleiwitz nicht auf direktem Weg nach Nordhausen führte. Vielmehr wurden die Häftlinge zunächst durch die Tschechoslowakei und durch Österreich geführt, weil, wie an anderer in diesem Buch zu lesen ist, die entkräfteten Geschöpfe ursprünglich nach Mauthausen gebracht werden sollten.

Zwei weitere Evakuierungs-Transporte gingen von Gleiwitz zum KZ Buchenwald. Es scheint, dass in Monowitz 9.700 Menschen abmarschierten, für die Buchenwald als Ziel vorgesehen war. Von diesen fast 10.000 Menschen seien nur 2.300 in Buchenwald angekommen. In Gleiwitz habe die SS die schwächsten Häftlinge selektiert, was bedeutet haben dürfte, dass man sie umgebracht hat.

Ein weiteres Dokument mit dem Titel „ETUDE SUR BUCHENWALD ET SES KDOS" (Studie über Buchenwald und dessen Konzentrationslager) überschriebenes umfangreiches Dokument enthält Informationen über fünf im Januar 1945 stattgefundene Transporte nach Buchenwald, darunter denjenigen aus Monowitz mit den Weinberg-Brüdern und sechs im April 1945 stattgefundene Transporte ab Buchenwald, darunter jenen nach Bergen-Belsen mit Albrecht Weinberg. Ein anderer dieser Transporte hatte Wittenberg zum Ziel, das einzige im heutigen Osten Deutschlands. Daraus lässt sich in Verbindung mit dem Wissen von Albrecht Weinberg schließen, dass sein Bruder Dieter Dora vermutlich mit diesem Transport verlassen hat. Des Weiteren wird in dem 27-seitigen Dokument über drei Abtransporte aus Buchenwald informiert.[1] Buchenwald steht hier als Sammelbegriff für alle verwaltungsmäßig zu diesem Lager gehörenden KZ, also auch für „Mittelbau Dora" und etwa 30 weitere Lager im Harz.

Am Tag vor der Abfahrt des ersten Transports in Richtung Bergen-Belsen wurden 200 bis 300 Menschen aus dem Lager Ellrich dorthin geschafft, dessen Lebens- und Arbeitsbedingungen als besonders grausam galten. Viele von ihnen waren krank. Wie andere Häftlinge, die aus Groß Rosen und aus Groß Strelitz nach Dora gebracht worden waren, wurden sie im dortigen „Kino" untergebracht, das zur Krankenstation umfunktioniert worden war.[2]

Am 4. April startete der erste Transport von Dora nach Bergen-Belsen, wo die Häftlinge am fünften Tag der Fahrt, also am 8. April ankamen. Es sei eine sehr anstrengende Fahrt gewesen, auf der etwa 400 Menschen gestorben seien.

1 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82065996 bis 82066038
2 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82066037

Der Zug scheint auch von einer Bombardierung von Celle betroffen gewesen zu sein. Die Leichen habe man in den Waggons aufgestapelt. Soweit sie vor oder in Celle gestorben waren, wurden sie in einem Massengrab beerdigt, das nordöstlich von Celle entlang der Gleise in einem Nadelwald angelegt worden war. Dort habe man auch jene Häftlinge zurückgelassen, die nicht mehr laufen konnten, was vermutlich bedeutet, dass sie erschossen und ebenfalls in dem Massengrab verscharrt wurden. Man habe den Transport den „Zug des Todes" genannt.[3]

In dem Dokument folgt die mehrseitige Beschreibung einer „Evakuierung" von Dora über Ravensbrück nach Malchow. Dort könnten auch Frauen aufgenommen worden sein, die in Malchow oder Ranzow in einer Munitionsfabrik arbeiten mussten. Bevor dieser Transport losgeschickt wurde, ließ man die kranken und nicht transportfähigen Häftlinge im „Hospital" in Dora zurück. Damit ist vermutlich die Boelke-Kaserne in Nordhausen gemeint, in der die Kranken sich selbst überlassen waren.[4] Die Fahrt begann am 5. April 1945, am 14. April kam der Zug in Ravensbrück an, wo die Überlebenden am 1. Mai von der „Roten Armee" befreit wurden.[5]

Einen Tag nach dem ersten verließ am 5. April ein zweiter Transport „Mittelbau Dora" in Richtung Bergen-Belsen, der in Teilen bereits in Woffleben zusammengestellt worden war. In diesem Ort wurden 1.643 Menschen „verladen", die dort im SS-„Kommando B 12" gearbeitet hatten. Aufgabe dieser Häftlinge war es, ein Tunnelsystem in den „Kohnstein" zu treiben, in dem unterirdisch Flugzeuge hergestellt werden sollten. Über den Weg, den diese Häftlinge nahmen, gibt es zwei Versionen. Die eine wird bei „Wikipedia" wiedergegeben. Danach war das KZ Neuengamme das eigentliche Ziel des Transports. Da dieses Lager bereits überfüllt war, wurde der Transport nach Bergen-Belsen weitergeführt.[6] Wahrscheinlicher, weil detaillierter, ist die Schilderung im ITS-Dokument.[7] Die Darstellungen unterscheiden sich auch im Tag der Abfahrt. Während bei „Wikipedia" unter Bezug auf Wagner[8] zu lesen ist, dass das Lager am 4. April 1945 aufgelöst worden sei, ist beim ITS der 5. April als Starttag angegeben. In den Häftlingszahlen stimmen die beiden Quellen überein, ebenso im Tag der Ankunft in Bergen-Belsen, der auf den 11. April datiert ist.

Laut ITS wurde der Zug von Woffleben zunächst über Dora nach Ellrich geführt, wo jeweils weitere Häftlinge „verladen" wurden. Dann fuhr der Zug in Richtung Nord-Nordost und erreichte zunächst Osterode im Harz. Über Herzberg ging es weiter nach Northeim. Bis hier hatte der Zug knapp 60 Kilometer zurückgelegt.

3 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82066015
4 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82066015
5 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82066019
6 http://de.wikipedia.org/wiki/KZ-Außenlager_Woffleben#cite_note-Wagner340f-2
7 ITS Archives, Bad Arolsen, 1.1.5.0 / 82066036
8 Wagner, Jens-Christian: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen 2001

Vor und hinter Northeim wurden Häftlinge erschossen. Der weitere Weg führte die Häftlinge nach Hildesheim, östlich an Hannover vorbei nach Celle und in die Lüneburger Heide hinein. Das KZ Bergen-Belsen lag nahe, aber der Zug fuhr zunächst weiter nach Hamburg-Altona, was die Einschätzung von Albrecht Weinberg bestätigt, wonach zunächst für den Transport ein anderes Ziel (nämlich Neuengamme) vorgesehen war. Am Morgen des 7. April erreichte der Zug Glückstadt und Itzehoe, dann wurde der Kiel-Brunsbüttelkanal (Nord-Ostsee-Kanal) überquert. Jenseits des Kanals wurden wieder Häftlinge erschossen. Dann ging es dieselbe Strecke zurück nach Hamburg Altona. Dort wurden am 8. April etwa 10 Waggons mit weiblichen Häftlingen an den Zug angehängt.

Nächste Station war Harburg, wo es einen längeren Aufenthalt gab. Von dort ging es weiter nach Buchholz, und am 9. April erreichte man Langeloh, südlich der Lüneburger Heide, wo es erneut einen Aufenthalt gab. Hier wurden in zwei Massengräbern 57 beziehungsweise 60 Leichen verscharrt. Am Nachmittag fuhr der „Todeszug" weiter nach Wolterdingen, wo am 10. April 23 Tote in einem Massengrab beigesetzt wurden. An diesem Tag war der Zug also nur sechs Kilometer weitergefahren. Am 11. April ging es zunächst weiter bis Soltau, dann erreichte der Zug den Bahnsteig Bergen. Vor dort ging es zu Fuß zum Lager, das im ITS-Dokument als „Kaserne" (caserne) bezeichnet wird. Von den „B 12"-Häftlingen kamen in Bergen noch 1.364 an, 269 waren gestorben oder ermordet worden.

Nachwort:

Die Geschichte des Albrecht Weinberg ist einmalig. Indem er sie erzählt, steht sie zugleich stellvertretend für sechs Millionen andere Geschichten, von denen die meisten nie geschrieben werden.

Das unsägliche Leid, das er im „Dritten Reich" ertragen musste, kann in einem Buch nur unzulänglich nachvollzogen werden. Es nachzuempfinden und zu verstehen ist kaum möglich. Seine Erinnerungen geben Einblick in die Umsetzung der teuflischen Politik der „Endlösung der Judenfrage" und helfen zu erahnen, welche Verbrechen im Namen des deutschen Volkes an den Juden begangen wurden. Sie ergänzen die historischen Abhandlungen über den Holocaust und tragen dazu bei, den dunkelsten Teil unserer jüngeren Geschichte aufzuarbeiten.

Seine Schilderungen führen uns auch nah an die Täter, die, wie Albrecht Weinberg, jeweils „einer von uns" waren. Sie werfen die Frage auf, wie es möglich war, dass Menschen zu solchen Verbrechen an anderen Menschen und an der Menschlichkeit fähig waren. Antworten hierauf gibt das vorliegende Buch nicht. Mit dem Abstand von sieben Jahrzehnten ist es Weinberg selbst, der versucht, ein gewisses Verständnis für den einen oder anderen Täter anzudeuten. Er versteht, dass es für den Wachmann unangenehm gewesen sein muss, den

Gestank aus dem Güterwagen einatmen zu müssen, den ihm der Fahrtwind ins Gesicht blies. Er kann sich vorstellen, dass es für die Wachen nicht angenehm war, den Zug der Elenden auf dem Todesmarsch begleiten zu müssen. Nein, zu entschuldigen gibt es am Verhalten der Täter nichts, aber vielleicht hilft auch dieser etwas andere Blick zu verstehen.

Seine Geschichte verdeutlicht, dass es auf jeder Station seines Leidensweges und der Wege aller anderen von den braunen Herrenmenschen geschundenen Mitmenschen, Nutznießer der brutalen Ausbeutung der Zwangsarbeiter und Häftlinge gab. Sie profitierten teils sogar von der industriemäßigen Tötung der Menschen. Sie waren Landwirte und „Kunden" des Lagers in Groß Breesen, sie waren Kohlenhändler, Förster und Kunden der Forstwirtschaft im Lager Wulkow, und an vorderer Stelle war es der Industriebetrieb „IG Farben", der aus dem Elend der jüdischen Häftlinge und der vielen anderen Gefangenen Millionen scheffelten. Nicht zu vergessen war es auch die SS, die sich als Organisation sowie nicht selten auch als Einzelpersonen durch die „Arisierung" des jüdischen Vermögens sowie durch den Verkauf der Arbeitskraft der Häftlinge bereicherten.

Kein Wunder, dass Friedel und Albrecht Weinberg Deutschland nach ihrer Befreiung so schnell wie möglich den Rücken kehren und das Land, das eigentlich ihr Heimatland hätte sein sollen, verlassen wollten. Nie mehr würden sie dorthin zurückkehren, wo man den größten Teil ihrer Familie ermordet hatte, und wo sie selbst dem Tod nur knapp entkommen waren. Als sie am 28. Januar 1947 an Bord des Schiffes gingen, das sie nach New York bringen würde, wollten sie ein neues Leben beginnen und vergessen, was man ihnen angetan hatte. Unbewusst werden sie geahnt haben, dass ihnen das nie ganz gelingen würde, dass die Vergangenheit zeitlebens ihr Begleiter bleiben würde. Je länger sie in den USA lebten, um so deutlicher wird ihnen geworden sein, dass sie die Erinnerung an ihr Leid mit ins Grab nehmen würden. In Florida, wo sie ihren Lebensabend verbrachten, wollten sie bestattet werden.

Es war ein schwerer Schicksalsschlag, der sich im Nachhinein für alle jene als „Glücksfall" erweisen sollte, die bemüht sind, den dunkelsten Teil der Geschichte unseres Volkes und jedes einzelnen von uns zu verstehen. Als seine Schwester schwer erkrankte, und er ihr weder ausreichend helfen noch die erforderliche Hilfe bezahlen konnte, waren es Freunde aus Deutschland, die beide in ihre ehemalige deutsche Heimat holten, um ihnen die zustehende Fürsorge zukommen zu lassen. Aber noch dachte Albrecht Weinberg, zunächst noch US-amerikanischer und nicht deutscher Staatsbürger, nicht daran, seine neuen alten Mitbürger in seine Vergangenheit hineinzulassen. Das änderte sich nach dem Tod seiner Schwester Friedel im Mai 2012.

Seitdem gibt er bei vielfältigen Gelegenheiten Hunderten von Menschen die Chance, die Verbrechen der Nationalsozialisten, ihrer Gliederungen sowie des gesamten deutschen Volkes zu verstehen und uns mit unserer eigenen Ver-

gangenheit auszusöhnen, so, wie er sich nicht mit der Vergangenheit, nicht mit den Verbrechen, nicht mit Tätern und Mitläufern aber mit dem Leben zu versöhnen scheint. Vor wenigen Jahren für ihn noch unvorstellbar, fährt er im Alter von fast 90 Jahren zu den Stätten zurück, an denen er hat Leiden müssen. Heute wird dort die Vergangenheit lebendig gehalten, das gibt ihm das Gefühl, dass Menschen in der Lage sind, aus der Vergangenheit zu lernen, dass sein persönliches Leid und das der sechs Millionen nicht vergessen wird.

Wer ihn erlebt, erfährt auch, dass die Vergangenheit für ihn zwar nach wie vor allgegenwärtig ist, er aber nicht in der Vergangenheit lebt. Soweit es ihm mit dem seelischen Ballast möglich ist, den er immer mit sich schleppt, genießt er das Leben und die Zuneigung, die er erfährt.

Zugleich sieht er die antisemitischen und rassistischen Tendenzen und Aktivitäten, die sich im Deutschland der Gegenwart zeigen, und er hofft, dass die Menschen mit den Lehren aus der Vergangenheit in der Lage sind, die neue Unmenschlichkeit zu stoppen.

Während er damals, als er in den Konzentrationslagern schuftete und litt, nicht wusste, was, warum und wie um ihn herum und in der Welt geschah, sieht er heute, dass die Welt voller Ungerechtigkeit, Elend und Krieg ist. Er sieht, dass es Länder und Völker gibt, in denen sich die Geschichte zu wiederholen scheint. Weil er unsägliches Leid erfahren hat, kann er sich vorstellen, was die Menschen überall dort durchmachen, wo sie unterdrückt, entrechtet und ermordet werden. Lösen müssen andere diese Probleme, aber sein Beispiel, seine Bereitschaft zur Versöhnung gibt Hoffnung, dass sich trotz allen Unrechts die Geschichte letztlich zum guten wenden kann. Sein verschmitztes Lächeln, seine Lebensfreude wirken wie ein Ausrufezeichen hinter diesem Hoffnungsschimmer.

Verwendete Literatur

- Amtliches Schulblatt, 1. September 1935
- Archivmaterial der Stadt Leer
- Archivmaterial der Gemeinde Rhauderfehn
- Basch, Arnost: Erinnerungsbericht über die letzten Tage vor der Befreiung, Yad Vashem, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002
- Ems-Leda-Zeitung, Leer, diverse Ausgaben
- Gawalewicz, Adolf: Eine Nummer bekommt ihren Namen zurück, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002
- General-Anzeiger, Rhauderfehn, diverse Ausgaben
- Gring, Diana: Lebensgeschichtliches Interview mit Albrecht Weinberg vom 19.03.2013, Gesamtlänge: 03:48 Std., Interviewbestand der Gedenkstätte Bergen-Belsen / Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Signatur BV 558
- Hahn, Fred: Lieber Stürmer, Leserbriefe an das NS-Kampfblatt 1924 bis 1945, Stuttgart 1978

- Helling, Agathe: Erinnerungen, zur Verfügung gestellt von Dr. Egon D. Helling, via Heinze, Helma
- Homepage des Deutschen Historischen Museums, dhm
- Homepage des Wollheim-Memorial
- Hensmann, Menna, Dokumentation, Leer 1933 - 1945, Leer 2001
- ITS Archives, Bad Arolsen, diverse Quellen
- Jochum, Herbert: Ecclesia und Synagoga. Das Judentum in der christlichen Kunst. Ausstellungskatalog. Alte Synagoge Essen – Regionalgeschichtliches Museum Saarbrücken, 1993.
- Korrelvink, Johann: Kindheit, Jugend- und Lehrzeit 1921 - 1939, Ostrhauderfehn, Februar 2005
- Lehmann, Arthur: Bericht von A. L. über die Zeit vom 8. bis 30. April 1945, in: Yad Vashem, Jerusalem 02/383, zitiert nach Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002
- Liebeschütz, Hans: Synagoge und Ecclesia. Religionsgeschichtliche Studien über die Auseinandersetzung der Kirche mit dem Judentum im Hochmittelal ter, Heidelberg 1983.
- Maurer, Wilhelm: Kirche und Synagoge, Stuttgart 1953
- Peiffer, Lorenz, Juden im Sport während des Nationalsozialismus, Göttingen 2012
- Rengstorf, Karl Heinz/von Kortzfleisch, Siegfried: Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden. Darstellung mit Quellen, München 1970.
- Röskamp, Johannes: Zur Geschichte der Juden in Leer, Leer 1985
- Schekahn, Hans-Jürgen, Briten und Belsen. Die ersten Monate nach der Befreiung, in: Kriegsende und Befreiung, Bremen 1995
- Seiferth, Wolfgang: Synagoge und Kirche im Mittelalter, München 1964
- Sington, Derrick, Die Tore öffnen sich, Hamburg 1948, in: Bergen-Belsen Schriften, Göttingen 2002
- Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Bergen-Belsen, Katalog der Dauerausstellung
- Streicher, Julius, in: „Der Stürmer", August 1935, Sondernummer 2, sowie weitere Ausgaben
- Teubner, Werner: Jüdische Viehhändler in Ostfriesland und im nördlichen Emsland von 1871 - 1992, Cloppenburg 1995
- Wikipedia: diverse Seiten
- www.alemannia-judaica.de/weener_synagoge.htm
- www.archiv-heinze.de
- www.gedenkseiten.de/ernst-cramer/
- www.kunst-im-oeffentlichen-raum-frankfurt.de
- www.nurinst.org/nurinst_org/proj_zeilsheim.htm
- www.swr.de/nicht-alle-waren-moerder/barrierefreie-version/ familie-teuber/ hintergrund/skrupellose-fahnderin.htm
- www.welt.de/print-welt/article193746/Portraet-Hartnaeckiges-Wohlwollen. html
- http://www.tourismus-gruenheide.de/

KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

Mittelbau-Dora steht exemplarisch für die Geschichte der KZ-Zwangsarbeit und der Untertageverlagerung von Rüstungsfertigungen im Zweiten Weltkrieg. Mehr als 60 000 Menschen aus fast allen Ländern Europas, vor allem aus der Sowjetunion, Polen und Frankreich, mussten zwischen 1943 und 1945 im KZ Mittelbau-Dora Zwangsarbeit für die deutsche Rüstungsindustrie leisten. Jeder dritte von ihnen starb. Dieter und Albrecht Weinberg waren zwei dieser 60.000, sie überlebten.

In der Besucherinformation können Sie sich vor Ihrem Rundgang durch die Gedenkstätte über deren Angebote beraten lassen. Auf der Terrasse vor dem Museum befindet sich ein Außenmodell des ehemaligen Lagergeländes, das den Besuchern eine erste Orientierung im Gelände ermöglicht. Hier beginnen auch die Gruppenführungen.

Kohnsteinweg 20
99734 Nordhausen
Deutschland
Fon: +49 (0)3631 495 80
Fax: +49 (0)3631 495 813
info(at)dora(dot)de
www.dora.de

KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen

Bergen-Belsen ist seit 1945 ein internationaler Erinnerungsort. Mahnmale aus der Nachkriegszeit erinnern an die mehr als 70 000 Menschen, die hier zwischen 1941 und 1945 umkamen. Ausstellungen von 1966 und 1990 informierten über die Geschichte des Lagers Bergen-Belsen. In den beiden vergangenen Jahrzehnten konnte die Geschichte dieses Ortes als Kriegsgefangenenlager, Konzentrationslager und Displaced Persons Camp detailliert untersucht werden. Die Ergebnisse werden in der Dauerausstellung des neu errichteten Dokumentationszentrums präsentiert.

Für Information über die Zeit des Aufenthalts Albrecht Weinbergs in diesem Lager bedanke ich mich beim Team der Gedenkstätte und insbesondere bei Diana Gring,
Gedenkstätte Bergen-Belsen
Anne-Frank-Platz
29303 Lohheide
Tel.: 05051 – 47 59-0
Bergen-Belsen@stiftung-ng.de

ITS, Bad Arolsen

Der International Tracing Service (ITS) mit Sitz in Bad Arolsen ist ein Zentrum für Dokumentation, Information und Forschung über die nationalsozialistische Verfolgung, Zwangsarbeit sowie den Holocaust. Zu den Hauptaufgaben des ITS zählen die Klärung des Schicksals von Verfolgten des NS-Regimes und die Suche nach Familienangehörigen, die Erteilung von Auskünften an Überlebende und Familienangehörige von NS-Opfern. Auch Forschung, Pädagogik und Erinnerung sowie die Aufbewahrung, Konservierung und Erschließung von Dokumenten sind Aufgaben des ITS.

Das Archiv des ITS umfasst rund 30 Millionen Dokumente aus der Zeit des Nationalsozialismus wie aus der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dazu zählen Unterlagen aus Konzentrationslagern, Ghettos und Gestapo-Gefängnissen, zur Zwangsarbeit und Verschleppung, zur Situation der Überlebenden (Displaced Persons) sowie zur Emigration infolge des Zweiten Weltkrieges. Die Originaldokumente und die Zentrale Namenkartei im Archiv des ITS gehören zum UNESCO-Weltdokumentenerbe «Memory of the World».

Die Recherche zum vorliegenden Buch über das Schicksal von Albrecht Weinberg und dessen Familie wurde vom ITS durch zahlreiche Informationen unterstützt, die, obwohl sie zwangsläufig lückenhaft sind, dazu beigetragen haben, den Leidensweg der Familienangehörigen nachzuvollziehen. Dafür gilt den Mitarbeitern des ITS mein Dank.

Interessenten erhalten Auskunft:
International Tracing Service (ITS)
Große Allee 5-9
34454 Bad Arolsen
Telefon: 05691 – 6290
Mail: email@its-arolsen.de

Die Ergänzung des vorliegenden Buches:

„Der Stürmer“:
Die Fratze des Bösen

Rhauderfehn 2014, 260 Seiten, 19,50 Euro

„Der Stürmer“ war das übelste antisemitische Hetzblatt im „Dritten Reich“. Das Wochenblatt des Julius Streicher war kein offizielles NS-Organ aber eines von 19 parteioffziösen Blättern. Mit mehr als 40 Millionen Leserinnen und Lesern war es die meistgelesene Publikation. Sie gilt Historikern als ideologischer Wegbereiter des Holocaust.

Seine Massenwirkung erreichte „Der Stürmer“ zunächst durch die Schaffung Kunstfigur „Alljuda“, die für alles stand, was nicht der NS-Ideologie entsprach. Alluda war verantwortlich für alles, was „den Deutschen“ an Schlechtem widerfahren war und was ihnen drohte, sollte es diesem „Weltfeind“ gelingen, die Weltherrschaft zu erringen.

Zweiter Erfolgsgarant war Streichers Versprechen, den Männern wieder die Herrschaft über die Frauen zurückzugeben, die ihnen von den Juden genommen worden war. Vehikel war die angebliche „Schändung“ der Frauen durch die Juden, durch „Rassenschande“.

Ritualmord-Fantasien lieferten den Schuss hinterhältiger Brutalität. Mit einer Priese Sexulität und Pornographie angereichert wurde die braune Brühe zum Leibgericht von Millionen, das sie vielfach gegen die Realität immun machte.

Aus der Reihe „Geschichte des Nationalsozialismus“ sind bislang 3 Titel erschienen:

Marsch unters Hakenkreuz
Westrhauderfehn im „Tausendjährigen Reich“
In diesem Buch zeichnet der Autor den Weg des Ortes in den Nationalsozialismus nach. Dabei wird die Rolle der alteingesessenen Organisationen wie der evangelischen Kirche, des Schiffer- und des Krieger-vereins deutlich.
Preis: 16,90 Euro

Hitlers fehntjer Helfer
Westrhauderfehn im „Tausendjährigen Reich"
Das nationalsozialistische Regime konnte sich nur deshalb bis zur beinahe vollständigen Zerstörung des deutschen Reiches an der Macht halten, weil es sich bis in die kleinsten Orte auf willige Helfer verlassen konnte. Westrhauderfehn steht dafür als Beispiel und ist gleichzeitig insofern untypisch, als der Ort ein Zentrum des Nationalsozialismus im ländlichen Raum war.
Preis: 16,90 Euro

Fehntjer Jugend unterm Hakenkreuz
Westrhauderfehn im „Tausendjährigen Reich"
Die Jugend war verlässliche Stütze des nationalsozialistischen Regimes. Auch in Westrhauderfehn schlossen sich die Jugendlichen begeistert, der „Deutschen Jugend" („Pimpfe"), den Jungmädeln, der Hit-erjugend (HJ) und dem BDM an. Je länger der Krieg dauerte, umso größer wurde ihr Anteil am Überlebens- bzw. Sterbekampf des braunen Regimes.
Preis: 17,90 Euro

Weitere Bücher von Heinz J. Giermanns

Das Untenende: Die Fehntjer Königsallee
Erinnerungen an das Zentrum von Rhauderfehn, Band I
In diesem Buch stellt der Autor einen Ausschnitt des wirtschaftlichen Geschehens im Zentrum der heuti-gen Gemeinde Rhauderfehn vor. Dabei wird deutlich, dass die Region um das Untenende in der Zeit etwa zwischen 1885 und 1935 als prosperierendes Zentrum galt, in das Handwerker und Kaufleute strebten, die eine möglichst gute Basis für den Aufbau ihrer selbständigen beruflichen Tätigkeit suchten. Preis: 16,90 Euro

Gelebt, gearbeitet und gelitten
Blockmacher – „Aalopa" – Stapelfeld – Jansen-Werft – „Folli"
In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galt Westrhauderfehn als eine aufstrebende wirtschaftliche Re-gion im Süden Ostfrieslands. Dies wird durch zahlreiche Beiträge über das Leben und Schaffen untenend-jer Bürger belegt.
Preis: 16,90 Euro

Fortschritt unter Dampf
100 Jahre Kleinbahn Ihrhove-Westrhauderfehn
Länger als 20 Jahre hatte es gedauert, bis der Bau der Kleinbahn Ihrhove-Westrhauderfehn in Angriff ge-nommen wurde. Als sie im Jahr 1912 ihrer Bestimmung übergeben wurde, galt sie als „Nabelschnur", die das aufblühende Fehngebiet von Ost- und Westrhauderfehn mit den wirtschaftlichen Zentren des Reiches verband. Preis: 16,90 Euro

Spuren im Sturm
Sechs Jahrzehnte Leerer Heringsfischerei
Jahrzehntelang hatte man in der Stadt Leer um einen tideunabhängigen Hafen gekämpft. Als der durch den Schleusenbau und den „Nessedurchstich" geschaffen war, ergriffen die Stadtoberen die Initiative, um die Nessehalbinsel zu einem wirtschaftlichen Zentrum der Stadt zu entwickeln. Der Leerer Heringsfische-rei hatten sie dabei eine Schlüsselrolle zugedacht.

Preis: 15,00 Euro

Hako Haken
Innenansichten eines Schweißers
Nach dem Zweiten Weltkrieg ergriffen mutige Frauen und Männer die Initiative, um das zerstörte Land wieder aufzubauen. Der Sozialdemokrat, Betriebsratsvorsitzende, Bürgermeister und Kommunalpolitiker Hako Haken war einer von ihnen. Er prägte sowohl die Entwicklung seiner Heimat, des Rheiderlandes, als auch der weltweit bekannten Meyer Werft in Papenburg mit.

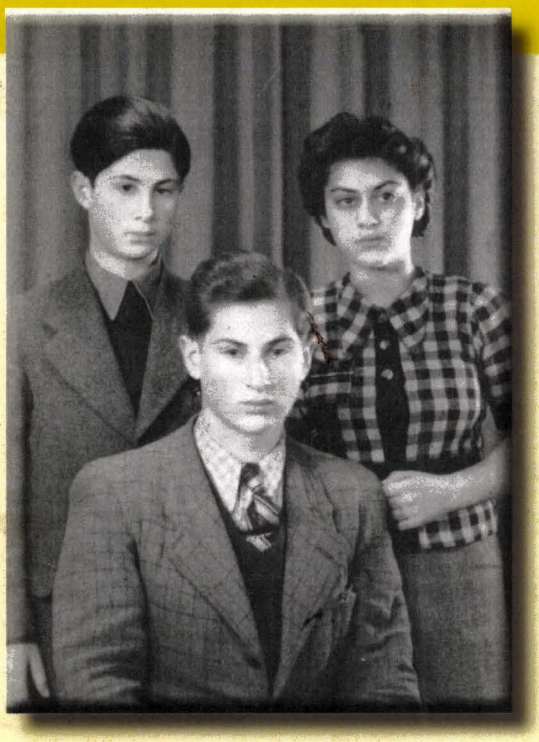
Preis 18,00 Euro

Blue Band, Beatniks, Et Cetera
Musik-Legenden aus fünf Jahrzehnten
Die Geschichte der Beat-, Pop- und Unterhaltungsmusik im Landkreis Leer in der Zeit zwischen 1935 und 1984 wird vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenssituation der Menschen vorgestellt. Sie wurde zu-dem von der Nähe zu den Niederlanden beeinflusst, wo die von moderne Musik von Amerika bereits rü-bergeschwappt war, als sie in Deutschland noch als „Negermusik" verunglimpft wurde. Preis 20,00 Euro

Blizzards, Weekend und andere
Musik-Legenden aus fünf Jahrzehnten
Dieses Buch befasst sich mit der Geschichte der populären Musik, wie sie im Kreis Wittmund und umzu von Tanzkapellen, Bands, Musikern, Sängerinnen und Sängern in den Jahren zwischen 1930 und 1980 auf die Bühnen in den Sälen der Gasthäuser gebracht wurde. Preis: 20,00 Euro

Alle Bücher sind über den örtlichen Buchhandel oder über den Autor zu beziehen.

Heinz J. Giermanns
Redaktionsbüro hegPress
Plpmers Kamp 39
26817 Rhauderfehn
04952 - 8833
hegPress(at)t-online.de
www.hegpress.de





Friedel und Albrecht Weinberg in ihrer Wohnung in Florida, wo sie ihren Lebensabend verbringen wollten.

Diese Aufnahme von Albrecht (hinten), Friedel und Dieter Weinberg entstand in Berlin wenige Wochen vor deren Deportation in das Konzentrationslager Auschwitz.

Dieses Buch erzählt die Geschichte eines 90jährigen Lebens, das von einer zunächst glücklichen Kindheit in die Hölle des Holocaust, in das Angesicht des Todes, in das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" und schließlich wieder in die Heimat der Kindheit führte, aus der Albrecht Weinberg, seine Geschwister und seine Eltern vertrieben wurden. Wie Millionen anderer deutscher und europäischer Juden wurde er Opfer des barbarischen braunen Terrorregimes, dessen „Führer" die Mehrheit des deutschen Volkes willkommen geheißen und bejubelt hatte. Das Schicksal des Albrecht Weinberg ist individuell und exemplarisch zugleich. Hunger, Durst, Krankheiten, entsetzliche Qualen unf Todesangst durchlitten sie alle, Tag für Tag, immer wieder. Wenn sie das unvorstellbare Grauen, wie die Weinberg-Geschwister, überlebten, war ihr Leben danach nie wieder „normal", die Vergangenheit war täglich gegenwärtig.

Die Geschichte des Albrecht Weinberg ist auch die Geschichte seiner Familie und seiner Verwandtschaft, von denen die meisten Angehörigen ermordet wurden. Es ist auch die Geschichte von Westrhauderfehn, Rhaudermoor, der heutigen Gemeinde Rhauderfehn, der Stadt Leer und aller Stationen seines Lebens- und Leidensweges, es ist ein Stück deutscher Geschichte. Es ist unsere Geschichte, der damaligen Generation und der heutigen, und es wird die Geschichte aller nachfolgenden Generationen sein.